

**Zwischen Kontinuität und Bruch.
Generationenverhältnisse in der deutschsprachigen
Literatur nach 1945**

Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades des
Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

eingereicht im Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften
der Freien Universität Berlin

vorgelegt von
Nina Gülcher

Berlin 2014

Erstgutachterin: Prof. Dr. Irmela von der Lühe
Zweitgutachter: Prof. Dr. Hans Richard Brittnacher
Tag der Disputation: 16.10.2015

Dank

Manche mögen denken, eine Promotion sei ein einsames Unterfangen. Wäre das wahr, so gäbe es diese Arbeit nicht. Von der Idee bis zur Publikation dieser Dissertation sind viele Jahre vergangen und es gibt sehr viele Menschen, die mich in den unterschiedlichen Promotions- und Lebensphasen unterstützt und begleitet haben.

Allen vorweg danke ich Prof. Dr. Irmela von der Lühe, ohne die ich nie promoviert hätte. Durch sie bin ich auf viele Themen gestoßen, die für mich auch weit über meine Dissertation hinaus noch immer zentral sind. Neben den unschätzbaren inhaltlichen Impulsen habe ich durch sie eine Art des wissenschaftlichen Diskurses und Dialogs kennen- und schätzen gelernt, der mich sehr geprägt hat. Die Kolloquien in Caixas stehen exemplarisch dafür und sind legendär. Ich danke ihr für die jahrelange Betreuung meiner Arbeit, für ihr Vertrauen und ihre unerschütterliche Geduld.

Ich danke auch Prof. Dr. Hans Richard Brittnacher für seine stets motivierenden Worte und die Übernahme des Zweitgutachtens. Ebenso danke ich Prof. Dr. Gesa Dane, Prof. Dr. Anne Fleig und Dr. Anita Runge für ihre Bereitschaft, in der Promotionskommission mitzuwirken.

Auch Prof. Dr. Dr. h.c. Horst Turk verdanke ich wichtige Anregungen für meine Arbeit. In den wissenschaftlichen Kolloquien von Prof. von der Lühe und Prof. Turk habe ich in unterschiedlichen Stadien meines Projekts wertvolle Kritik und Hinweise bekommen und erlebt, wie stark eine wissenschaftliche Arbeit von der Diskussion und der produktiven Auseinandersetzung lebt. Dafür danke ich allen Teilnehmenden.

Viele Menschen haben in der Göttinger und der Berliner Zeit einzelne Passagen und Kapitel meiner Arbeit gelesen und mit mir diskutiert, dazu gehören Romana Weiershausen, die über viele Jahre eine zentrale Austauschpartnerin war, Yasemin Dayıoğlu-Yücel, Torsten Hoffmann, Dorothee Wieser, Margret Karsch, Insa Wilke, Michael Fürst, Sandra Smykalla, Eva Blome, Bastian Schlüter, Ute Meiners, Natalie Lorenz und Catharina Oerke. Allen möchte ich herzlich danken.

Ein ganz besonderer Dank geht an meine Göttinger (und Braunschweiger) Freundinnen: Silke Kubik, Nadja Lux, Wiebke von Bernstorff und Birte Werner. Sie haben meine Arbeit nicht nur durch wertvolle inhaltliche Kritik begleitet, sondern waren immer da und bereit, mich weiter zu unterstützen. Ohne das berühmte Wochenende in der Grotefeldstraße wäre diese Arbeit vermutlich nie fertig geworden. Danke für Eure Zeit, Euren Humor und Eure Unterstützung in allen Lebenslagen.

Dem Evangelischen Studienwerk Villigst e.V. danke ich für die Aufnahme in die Promotionsförderung, die mir neben dem Stipendium auch anregende Begegnungen und Diskussionen ermöglicht hat.

Harald Wolff hat diese Arbeit über all die Jahre hinweg begleitet, die Höhen und Tiefen, die Begeisterung und das Hadern miterlebt. Er hat die Rolle des ersten Kritikers auch in Nachtschichten immer gerne wahrgenommen und mit seinem kritischen Blick wichtige Hinweise gegeben. Danke für Deine unermüdliche fachliche und persönliche Unterstützung dieses uns so lange begleitenden Projekts.

Ein persönlicher Dank geht auch an meine Eltern, Karin und Manfred Gülcher, die mir immer signalisiert haben, dass sie an mich glauben und mich in vielerlei Weise unterstützt haben. Ihnen und meinen Großeltern ist diese Arbeit gewidmet.

Göttingen, im Oktober 2017

Inhaltsverzeichnis

1. Zwischen Kontinuität und Bruch: Zum Generationenverhältnis nach 1945	3
2. Die Väterliteratur – Ausdruck eines Generationendiskurses in der BRD der 1970er und 1980er Jahre.....	18
2.1. Sigfrid Gauch: <i>Vaterspuren</i> (1979)	23
2.2. Christoph Meckel: <i>Suchbild. Über meinen Vater</i> (1980)	31
2.3. Ruth Rehmann: <i>Der Mann auf der Kanzel</i> (1979)	42
2.4. Brigitte Schwaiger: <i>Lange Abwesenheit</i> (1980)	54
3. Die Auseinandersetzung mit der Vätergeneration in der DDR-Literatur	68
3.1 Generationendiskurse in der DDR-Literatur	68
3.1.1 Zum antifaschistischen Geschichtsbild der DDR.....	73
3.1.2 Moralisch geprägte Generationenbeziehungen	78
3.1.3 Die Debatte auf dem Schriftstellerkongress 1973	83
3.1.4 Generationenkonflikte in der DDR?	86
3.1.5 Eine ostdeutsche Väterliteratur?.....	91
3.2 Christa Wolf: <i>Kindheitsmuster</i> (1976).....	94
3.3 Klaus Schlesinger: <i>Michael</i> (1971)	101
3.4 Monika Maron: <i>Stille Zeile sechs</i> (1991)	110
3.5 Monika Maron: <i>Pawels Briefe</i> (1999).....	126
4. Die neue ‚Väterwelle‘: Paradigmenwechsel in der Erinnerungskultur?	147
4.1. Uwe Timm: <i>Am Beispiel meines Bruders</i> (2003).....	150
4.2. Stephan Wackwitz: <i>Ein unsichtbares Land</i> (2003)	161
4.3. Dagmar Leupold: <i>Nach den Kriegen</i> (2004).....	177
5. „Die Enkel kommen“ – Kämpfe um die Deutungshoheit der Generationen.....	191
5.1. <i>Uns hat keiner gefragt. Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust</i>	194
5.2. Tanja Dückers: <i>Himmelskörper</i> (2003).....	201
6. Schlussbetrachtung und Ausblick.....	212
7. Literaturverzeichnis.....	227
8. Anhang	241

1. Zwischen Kontinuität und Bruch: Zum Generationenverhältnis nach 1945

I.

Im Frühjahr 1961 traf Hannah Arendt bei ihrem Aufenthalt in Deutschland eine Gruppe Studierender der Studienstiftung des deutschen Volkes. In einem Brief an ihren Mann Heinrich Blücher, datiert auf den 28. Mai 1961, berichtete sie ihm von ihren Eindrücken:

Dazwischen zweimal dreistündige Diskussion mit den Studenten, eine sowohl menschlich wie akademisch sehr ausgesuchte Gesellschaft, die sich bewußt als (kleine) Gegengruppe gegen die anwachsenden Korpsstudenten fühlt. [...] Adenauer sehr unbeliebt, obwohl die anwesenden Professoren versuchten, ihn zu verteidigen. Sie wissen, sie leben in einem unbeschreiblichen Saftladen. Man könnte mit ihnen was machen, aber es ist niemand da, der mit ihnen wirklich spricht. Sie waren begeistert von mir, aber eben auch darum, weil es wirklich niemanden gibt auf weiter Flur. Der Generationsbruch ist ungeheuer. Sie können mit ihren Vätern nicht reden, weil sie ja wissen, wie tief sie in die Nazi-Sache verstrickt waren.¹

Hannah Arendts Beobachtungen geben einen Einblick in das intellektuelle Klima in der Bundesrepublik der 1960er Jahre. Sie beschreibt eine Atmosphäre an den Universitäten, die von der mangelnden Kommunikation zwischen den Generationen und dem durch die nationalsozialistische Vergangenheit verursachten „Generationsbruch“ geprägt war.

Die Ursache für diesen Bruch war die Konfrontation der Jüngeren mit der Schuld einer Elterngeneration, die Nationalsozialismus und Holocaust zu verantworten hatte. Der Holocaust als singulärer ‚Zivilisationsbruch‘ im Sinne Dan Diners² hatte nicht nur die gewohnten Kategorien historischen Verstehens außer Kraft gesetzt, sondern die Nachgeborenen auch mit der Aufgabe konfrontiert, sich zu Taten ihrer Elterngeneration zu verhalten, die mit gewohnten moralischen Kategorien nicht fassbar schienen.³ Dabei stellte gerade das Schweigen über die nationalsozialistische Vergangenheit durch die als ‚Tätergeneration‘ wahrgenommenen Eltern die Nachkommen vor das Problem, sich in ihrer historischen Selbstverortung nicht auf eine stabile intergenerationelle Erinnerungsgemeinschaft beziehen zu können. Die Tragweite der

1 *Hannah Arendt – Heinrich Blücher. Briefe 1936-1968.* Hg. u. mit einer Einf. v. Lotte Köhler. München 1996, S. 543f.

2 Dan Diner: *Einleitung.* In: *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz.* Hg. v. dems. Frankfurt/M. 1988, S. 7-13.

3 Ein prominentes Beispiel dafür ist die Diskussion über den Umgang mit „Schreibtischtätern“ wie Adolf Eichmann. Vgl. dazu immer noch vor allem Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen.* München 1964.

Verbrechen machte die Identifikation mit der Elterngeneration problematisch, ein positiver Bezug auf die vorhergehende Generation war unmöglich und der Weg der Vater- (oder Mutter-) Nachfolge versperrt.

In ihren Äußerungen skizziert Hannah Arendt ebendiese Konstellation als Vakuum, das durch den Bruch mit der Elterngeneration entstanden sei. In ihren Ausführungen deutet sich darüber hinaus an, was Christian Schneider als Wunsch nach „einer alternativen intellektuellen Herkunft“⁴ bezeichnet. Er konstatiert eine besondere Identifikation der „68er-Generation“⁵ mit ihren – während des Nationalsozialismus verfolgten oder zumindest unschuldig gebliebenen – Lehrern und die „Phantasie, [...] die eigene biologische Erbfolge konterkarieren zu können“⁶. Es bestand, so Schneider, eine „unbewußte Loyalität“⁷ gegenüber den jüdischen Intellektuellen, die nach dem Krieg aus der Emigration zurückkamen. Diese seien für die Studierenden „so etwas wie ‚Gegenväter‘ geworden – Identifikationsfiguren, die für eine andere Geschichte standen als die, der sie sich genealogisch zugehörig fühlen mußten.“⁸ Diesen Wunsch nach Identifizierung mit alternativen Lehrern, denen nicht der Verdacht der Verstrickung in die Verbrechen des Nationalsozialismus anhaften konnte, mag auch Arendt bei ihrem Aufenthalt in Deutschland 1961 in der Begeisterung der Studierenden ihr gegenüber gespürt haben.

In diesem Hadern mit der unumstößlichen genealogischen Zugehörigkeit, von der sich die Jüngeren politisch und moralisch aber lossagen möchten, liegt, so meine Ausgangsannahme, der Kern des Verhältnisses der Kindergeneration zu ihren Eltern, der so genannten ‚Trägergeneration‘ des Nationalsozialismus. Diese Ambivalenz zwischen Zugehörigkeit und Distanz, zwischen Nachfolge und Loslösung und zwischen Kontinuität und Bruch steht deshalb im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung. Die Arbeit zeigt, dass die deutschsprachige Literatur nach 1945 einen besonders produktiven Raum für die Kinder und Enkel der ‚Tätergeneration‘ eröffnet, ver-

4 Christian Schneider: Der Holocaust als Generationsobjekt. Generationengeschichtliche Anmerkungen zu einer deutschen Identitätsproblematik. In: *Mittelweg* 36, 4/2004, S. 56-73, hier S. 63. Vgl. zu diesem Themenkomplex auch: Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der Kritischen Theorie. Hg. v. Bernd Leineweber, Christian Schneider u. Cordelia Stillke. Münster 2000.

5 Wie die meisten Generationenbezeichnungen ist auch dieser Begriff ein nachträglich eingeführter und birgt „Gefahren der Mythologisierung und Vereinfachungen“, vgl. Michael Stefański: *Die 68er-Generation vor Gericht. Untersuchungen zu den Konfliktkonstruktionen in den Texten der 85er-Generation*. Frankf./M. 2013, v.a. S. 71f.

6 Christian Schneider: Der Holocaust als Generationsobjekt, S. 63.

7 Ebd., S. 63f.

8 Ebd., S. 61.

schiedene Strategien des Umgangs mit der Spannung zwischen Kontinuität und Bruch im Generationenverhältnis zu erproben und narrativ zu gestalten. Diese Strategien werden im Folgenden anhand exemplarisch ausgewählter deutschsprachiger Romane und Erzählungen seit den 1970er Jahren bis zu Beginn des 21. Jahrhunderts untersucht. Die Untersuchung nimmt dabei neben der Analyse der Werke auch die jeweiligen historischen Kontexte und die damit korrespondierenden Erinnerungskulturen in den Blick, um mögliche bedeutsame Wechselwirkungen zwischen den literarischen Texten und den soziohistorischen Bedingungen aufzuspüren.

II.

Arendts oben zitierte Beobachtungen stützen die bis heute gängige Annahme, dass die bundesrepublikanische Studentenbewegung der 1960er Jahre ursächlich mit dem skizzierten Generationenkonflikt verknüpft und die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ein zentraler Gegenstand dieser Auseinandersetzung war. Doch dies ist in der Forschung nicht unumstritten: „Generational conflict centered on the Nazi past cannot be considered a central cause of the student movement“, konstatiert der Politologe Michael Schmidtke.⁹ Auch der Historiker Axel Schildt stellt die verbreitete Sichtweise, „die Revolte der Jugendlichen in den 1960er Jahren“ habe „in der verdrängten NS-Vergangenheit ihre Wurzeln gehabt und der daraus resultierenden Unglaubwürdigkeit gegolten“¹⁰, in Frage. Er weist darauf hin, dass sich die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus schon zu Beginn der 1960er Jahre verändert habe und macht im inflationären Gebrauch des Faschismus-Begriffs innerhalb der Studentenbewegung eher eine wieder einsetzende Entpersonalisierung und Derealisierung aus.¹¹ Im „flächendeckende[n] Faschismusverdacht“¹² sieht Schildt eine Funktionalisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit durch die Studierenden, die darüber eine generationelle Identität konstruierten: Erst über die Abgrenzung zur Elterngeneration konnte sich die Generationsge-

9 Michael Schmidtke: *The German New Left and National Socialism*. In: *Coping with the Nazi Past. West German Debates in Nazism and Generational Conflict, 1955-1975*. Hg. v. Philipp Gassert u. Alan E. Steinweis. New York u.a. 2006, S. 176-193, hier S. 183.

10 Axel Schildt: Die Eltern auf der Anklagebank? Zur Thematisierung der NS-Vergangenheit im Generationenkonflikt der bundesrepublikanischen 1960er Jahre. In: *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*. Hg. v. Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer u. Wolfgang Schwentker. Frankfurt/M. 2003, S. 317-332, hier S. 317.

11 Ebd., S. 318.

12 Christian Graf von Krockow: *Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890-1990*. Reinbek 1990, S. 316, zitiert nach Axel Schildt: *Die Eltern auf der Anklagebank?*, S. 326.

meinschaft als solche herausbilden, die ubiquitäre Verwendung von Begriffen wie „faschistoid“ und der komplementäre Vorwurf des „Linksfaschismus“ demonstrierten „den von der Vergangenheit völlig abgehobenen symbolischen Provokationscharakter des begrifflichen Streits“.¹³ Hinter der „Konstruktion eines Gegensatzes von nationalsozialistisch belasteten Vätern und verzweifelt rebellierenden Söhnen“ verberge sich zudem eine kritisch zu sehende Übertragung von individualpsychologischen Erklärungsmustern auf politisch-kulturelle Entwicklungen.¹⁴ Für Schildt ist der Generationenkonflikt eine individuelle, innerfamiliäre Konstellation, und er weist deshalb auch auf die mangelnden empirischen Daten hin, die beweisen könnten, dass die Abwendung von den eigenen Eltern in den 1960er Jahren tatsächlich ein verbreitetes Phänomen unter Jugendlichen und Studierenden gewesen sei.¹⁵

Ob es ein durch die historische Situation geprägter, spezifischer und gesellschaftlicher Generationenkonflikt war, der die Studentenbewegung der Bundesrepublik in den 1960er Jahren bestimmt hat und welche Rolle die nationalsozialistische Vergangenheit der Elterngeneration als Aspekt der Auseinandersetzung gespielt hat, ist tatsächlich in den Sozialwissenschaften bisher kaum erforscht.¹⁶ Zudem ist durchaus davon auszugehen, dass eine diskursive öffentliche Inszenierung gesellschaftspolitischer Spannungen nach 1945 als ‚Generationenkonflikt‘ die Protestbewegung der Studierenden verschärft und die symbolische Bedeutung einzelner Interessengruppen verstärkt hat. Dennoch widerspricht die Tatsache, dass die individuelle Abwendung der Jüngeren von ihren Eltern als Massenphänomen nicht empirisch belegt ist, nicht der These, dass die Gesellschaft der Bundesrepublik in den 1960er und 1970er Jah-

13 Axel Schildt: Die Eltern auf der Anklagebank?, S. 327.

14 Ebd., S. 317.

15 Vgl. ebd., S. 325. Andere Forschungspositionen heben ebenfalls hervor, dass der Beitrag der Studentenbewegung zum kulturellen und sozialen Wandel der Bundesrepublik nicht darin gelegen habe, dass eine öffentliche Debatte über die nationalsozialistische Vergangenheit initiiert wurde. Sie deuten den Generationenkonflikt eher als Auseinandersetzung mit dem ‚autoritären Charakter‘ und der Prävention solcher Dispositionen, z.B. durch pädagogische Konzepte wie der ‚Kinderladen‘-Bewegung: „The West German generational conflict of the 1960s, accordingly, was less a protest by the young against their own parents than an attempt to overcome the political cleanliness mania that the young saw as a specifically German mental structure.“ Vgl. Michael Schmidtke: *The German New Left and National Socialism*, S. 184.

16 Vgl. Ingrid Gilcher-Holtey: „1968“ – Eine versäumte Kontroverse? In: *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*. Hg. v. Martin Sabrow, Ralph Jessen und Klaus Große Kracht. München 2003, S. 58-73. Gilcher-Holtey konstatiert einen „Mangel an Monographien über die Bundesrepublik des Jahres 1968, an quellengestützten Einzelstudien über Teilprobleme der Protestbewegung“, so eben auch über „die Bedeutung der NS-Problematik für den Mobilisierungsprozess“ (S. 58).

ren von einem privat wie öffentlich problematisch gewordenen Generationenverhältnis geprägt war, das seine Ursache in der nationalsozialistischen Vergangenheit hatte.

Wie stark der Generationenbruch innerhalb der deutschen Gesellschaft – und innerhalb deutscher Familien – in Folge von Nationalsozialismus und Holocaust tatsächlich war und dass er zugleich ein Konflikt ist, der sich nicht auf die 1960er und 1970er Jahre beschränken lässt, zeigte auch die unerwartet hohe Resonanz auf die so genannte „Wehrmachtsausstellung“. Gegenstand der vom Hamburger Institut für Sozialforschung konzipierten beiden Wanderausstellungen, die von 1995-1999 und von 2001-2004 zu sehen waren, sind die Verbrechen von Angehörigen der deutschen Wehrmacht an der Ostfront während des Zweiten Weltkrieges.¹⁷ Die Journalistin Ruth Beckermann dokumentiert in ihrem Film *Jenseits des Krieges* (1996) zahlreiche Interviews, die sie 1995 mit Besucherinnen und Besuchern der ersten Ausstellung *Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* in Wien geführt hat. Der Materialband zu diesem Film dokumentiert, wie stark die emotionale Dimension der Konfrontation mit der auch familiären Vergangenheit auch in den 1990er Jahren noch ist. Dies zeigt das folgende Zitat einer Vertreterin der Nachkommen aus diesem Band:

Mein Vater ist '43 zu Hause gestorben ... Die werden heute ja alle als Mörder hingestellt. Das kann ich nicht glauben, das kann ich nicht glauben, und ich weiß von Erzählungen, daß es immer geheißen hat: Wir sind beschossen worden, wir haben uns natürlich gewehrt. Und wir mußten uns wehren, und das glaube ich. Ich glaube diese willkürlichen Erhängungen, Erschießungen nicht, ich glaube es nicht. Ich glaube nicht, daß meine Onkel Mörder sind. Ich glaube auch nicht, daß mein Großvater ein Mörder ist. Das kann ich nicht glauben, denn sonst müßte ich mich selbst aufhängen.¹⁸

Die Möglichkeit eines schuldhaften Handelns der eigenen Väter- oder Großvätergeneration wird fast beschwörend abgewehrt – gleichzeitig weist die auf Selbstbestärkung ausgerichtete Formel „Das kann ich nicht glauben“ darauf hin, wie dicht hier Abwehr und Erkenntnis zusammenliegen.

In seiner Eröffnungsrede der ersten Version der „Wehrmachtsausstellung“ führte Jan Philipp Reemtsma dies u.a. darauf zurück, dass darin die Taten von „ganz norma-

17 Zur Geschichte der Ausstellung siehe Jan Philipp Reemtsma: *Zwei Ausstellungen*. In: *Mittelweg* 36. Jg. 3/2004, S. 53-71. Eine kritische Perspektive bietet Hannes Heer: *Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei*. Berlin 2004.

18 Ruth Beckermann: *Jenseits des Krieges. Ehemalige Wehrmachtssoldaten erinnern sich*. Mit einem Vorwort von Robert Menasse. Mit Bildern von Peter Roehsler. Wien 1998, S. 71 (Der gleichnamige Film ist 1996 in Österreich erschienen).

le[n] Menschen“¹⁹, „potentielle Verbrechen des Jedermann, Verbrechen von jedermanns Mann, Vater, Bruder, Onkel, Großvater“²⁰ sichtbar würden. Die Verbrechen konnten nun nicht mehr glaubwürdig einigen wenigen verantwortlichen ‚Anderen‘ zugeschrieben werden, vielmehr reichten Schuld und Verantwortung plötzlich in die eigene Familie hinein. Während Fragen des kollektiven Gedächtnisses, der Erinnerung an den Holocaust und Fragen der Täterschaft zuvor „zumeist auf einer politischen bzw. öffentlich-medialen Ebene“ ausgehandelt wurden, „verlagerte die Ausstellung [...] diese Kontroversen/Diskurse in den Bereich der individuellen bzw. familialen Identitätskonstruktion der historischen Akteure [...] und der nachfolgenden Generationen.“²¹

Wie nachhaltig der Konflikt das Generationenverhältnis in Deutschland bis in die Gegenwart des 21. Jahrhunderts hinein prägt, zeigt auch die anhaltende Konjunktur des Themas in der Literatur. Anders als die verzweifelnde Verdrängung und rigorose Abwehr einer möglichen verbrecherischen Vergangenheit ihres Vaters oder Onkels in den oben angeführten Zitaten, demonstrieren eine Vielzahl von Romanen und Erzählungen bis in die Gegenwart die Suche nach einer Haltung, mit dieser Erkenntnis zu leben und sie ins eigene Selbstbild zu integrieren. Die seit Mitte der 1990er Jahre zu beobachtende Flut literarischer Texte, in denen die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts als Familiengeschichte erzählt wird, hält bis heute an.²² Harald Welzer setzt diese Welle von Familienromanen mit der Goldhagen-Debatte, die das Buch *Hitlers willige Vollstrecker* (1996)²³ ausgelöst hatte, in Beziehung, und sieht darin eine „Initialzündung für die Thematisierung einer generationenübergreifenden Verstrickung in

19 Jan Philipp Reemtsma: [Eröffnungsrede zur Ausstellung "Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944" in Hamburg 5.3. bis 14.4.95, gehalten auf Kampnagel, 5.3.1995]. In: *Krieg ist ein Gesellschaftszustand. Reden zur Eröffnung der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“*. Hg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung. Hamburg 1998, S. 8-13, hier S. 9.

20 Ebd., S. 10.

21 Heidemarie Uhl/e.Forum-Redaktion: *Impulstext: Generation und Gedächtnis*. eForum zeitGeschichte 2/3 2002, http://www.eforum-zeitgeschichte.at/2_2002a4.html [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].

22 So z.B. Marcel Beyer: *Spione*. Köln 2000; Günter Grass: *Im Krebsgang*. Göttingen 2002; Ulla Hahn: *Unscharfe Bilder*. München 2003; Reinhard Jirgl: *Die Unvollendeten*. München 2003; Albert Ostermaier: *Vatersprache*. Frankf./M. 2003; Thomas Medicus: *In den Augen meines Großvaters*. München 2004; Martin Pollack: *Der Tote im Bunker*. Wien 2004; Arno Geiger: *Es geht uns gut*. München 2005; Uwe Tellkamp: *Der Turm*. Frankf./M. 2008; Eugen Ruge: *In Zeichen des abnehmenden Lichts*. Reinbek 2011; Gunnar Cynybulk: *Das halbe Haus*. Köln 2014; Per Leo: *Flut und Boden. Roman einer Familie*. Stuttgart 2014.

23 Daniel Jonah Goldhagen: *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Aus dem Amerikanischen übers. v. Klaus Kochmann. Berlin 1996.

den Schuldzusammenhang der nationalsozialistischen Verbrechen“²⁴. Plausibler erscheint es mir, die „Wehrmachtsausstellung“ als Auslöser einer Fokusverschiebung innerhalb der bundesdeutschen Erinnerungskultur – weg von den Geschichtsbüchern hinein in die Familien – zu deuten. In ihrem Roman *Unschärfe Bilder* (2003) z.B. macht Ulla Hahn genau die durch die Ausstellung aufgerufene Konstellation zum Erzählgegenstand: Die Protagonistin besucht die ‚Wehrmachtsausstellung‘ und meint auf einem Foto ihren Vater zu erkennen. Dieses Erlebnis ist für sie Anlass, ihren Vater nach seinem Verhalten während des Krieges zu fragen und sich mit ihren ambivalenten Gefühlen ihm gegenüber auseinanderzusetzen.

Doch auf dem Feld der Literatur ist die Thematisierung einer „generationenübergreifenden Verstrickung“ keineswegs ein neues Phänomen. Was mit der „Wehrmachtsausstellung“ in der Breite des öffentlichen Bewusstseins angekommen ist, wurde literarisch bereits in den 1970er und 1980er Jahren vorweggenommen: In den Texten der so genannten ‚Väterliteratur‘ fand das emotionale Dilemma, mit dem sich später viele Besucherinnen und Besucher der „Wehrmachtsausstellung“ angesichts der Erkenntnis, dass der eigene Vater, Onkel oder Großvater als Wehrmachtssoldat an Verbrechen beteiligt war oder gewesen sein könnte, konfrontiert sahen, schon sehr viel früher Ausdruck.

III.

Mit dem Begriff der ‚Väterliteratur‘ wird eine Reihe von Erzählungen und Romanen bezeichnet, die ab Ende der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre erschienen sind und in denen eine meist autobiographisch motivierte und sehr persönliche Auseinandersetzung mit der möglichen Schuld der Elterngeneration – und hier insbesondere der Rolle der Väter - sowie Fragen der intergenerationellen Verstrickung im Mittelpunkt stehen.²⁵ Die Texte dieses Genres bestätigen dabei nicht nur die erfahrungsbasierte Sichtweise von Hannah Arendt, sondern auch die von Norbert Elias, dessen Thesen

24 Harald Welzer: *Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane*. In: *Mittelweg 36* (2004), H.1, S. 53-64; hier S. 54.

25 Obwohl sich die Forschung über das Textkorpus der Väterliteratur weitgehend einig zu sein scheint, gibt es unterschiedliche Positionen hinsichtlich der Definition des Genres. Siehe z.B. Mathias Brandstädter: *Folgeschäden. Kontext, narrative Strukturen und Verlaufsformen der Väterliteratur 1960-2008. Bestimmung eines Genres*. Würzburg 2010; Julian Reidy: *Vergessen, was Eltern sind. Relektüre und literaturgeschichtliche Neusituierung der angeblichen Väterliteratur*. Göttingen 2012; Dominika Borowicz: *Vater-Spuren-Suche. Auseinandersetzung mit der Vätergeneration in deutschsprachigen autobiographischen Texten von 1975 bis 2006*. Göttingen 2013.

die Deutung der Studentenbewegung als Generationenkonflikt bekräftigen und einen über die konkrete Begegnung hinausgehenden, allgemeingültigen Anspruch erheben. Elias beschreibt einen Generationenbruch, der vor allem in Deutschland zu diagnostizieren sei:

In der Kette der Generationen sind Kriege heute Scheidelinien. Der Bruch zwischen den Erfahrungswelten der vor und nach dem Kriege Herangewachsenen war im Falle des großen Krieges der Jahre 1939-1945 besonders tief. Das gilt für weite Teile der Welt. Das gilt insbesondere für die Imperialländer Europas. Das gilt in höchstem Maße für Deutschland.²⁶

Er konstatiert einen gesellschaftlichen Generationenkonflikt, der unabhängig von der realen Entsprechung in den individuellen Familien vorhanden ist:

Hier handelt es sich nicht um die Frage, ob individuelle Eltern im Verhältnis zu ihren Kindern irgend etwas falsch oder richtig gemacht haben. Solche Konflikte, die sich in einer einzelnen Familie abspielen, bilden nur eine, die individuelle Ebene eines weit umfassenderen Generationenkonflikts. [...]

Der Generationenkonflikt, auf den ich mich beziehe, ist ein sozialer Konflikt. Er zeigt sich gewiß in den persönlichen Konflikten zwischen bestimmten Eltern und bestimmten Töchtern und Söhnen; [...] Diese Vorgänge auf der individuellen Ebene sind letzten Endes in ihrer Struktur durch die Struktur des Generationenverhältnisses in der weiteren Gesellschaft, also etwa in einem Stamme oder Staat, bestimmt.²⁷

In den Romanen und Erzählungen der Väterliteratur wird dieser historisch und politisch bedingte Generationenkonflikt an je einem individuellen Beispiel illustriert und ausgetragen, gleichzeitig spricht gerade die motivische und formale Ähnlichkeit der Texte dafür, dass es sich nicht nur um eine individuell-familiäre, sondern um eine gesamtgesellschaftliche Konstellation handelt. Die Texte sind nicht nur anschauliche Beispiele für den jeweils unterschiedlichen Umgang mit den ambivalenten Gefühlen gegenüber dem eigenen Vater, sondern sie bewegen sich gerade an der Schnittstelle zwischen privatem, familiärem Konflikt einerseits und einer „ethisch-politischen Selbstverständigung“²⁸ andererseits. Die Familie fungiert hier als „Scharnier zwischen individueller und nationaler Geschichte, als soziale Gemeinschaft, die zwischen persönlicher Erinnerung und offiziellem Erinnerungsdiskurs vermittelt.“²⁹

26 Norbert Elias: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. v. Michael Schröter. Frankf./M. 1989, S. 599f. [= Norbert Elias: *Gesammelte Schriften*. Hg. im Auftr. der Norbert Elias Stichting Amsterdam. Bd. 11].

27 Ebd., S. 355f.

28 Jürgen Habermas: Über den öffentlichen Gebrauch der Historie. In: Ders.: *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*. Frankf./M. 1998, S. 47-61, hier S. 49.

29 Michael Ostheimer: *Ungebetene Hinterlassenschaften. Zur literarischen Imagination über das familiäre Nachleben des Nationalsozialismus*. Göttingen 2013, S. 14f.

In der Väterliteratur geht es um einen jeweils individuellen Generationenkonflikt, insofern die Romane und Erzählungen autobiographisch zu lesen sind. Als literarische Texte und damit als kulturelle Repräsentationen nehmen sie aber gleichzeitig eine spezifische Position im öffentlichen Geschichtsdiskurs ein. Sie gehen Fragen nach Schuld und Verantwortlichkeit auf der Ebene des Privaten und Familiären nach – und nicht selten dient dabei das kulturelle Muster des Vater-Sohn- bzw. Vater-Tochter-Konflikts dazu, Geschichtsdeutungen zu illustrieren bzw. zu inszenieren.

IV.

Vor dem Hintergrund der bis heute virulenten literarischen und gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen um das Generationenverhältnis in Folge des Nationalsozialismus sind die Texte der Väterliteratur Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung. Auf kein anderes literarisches Genre haben sich die skizzierten Ambivalenzen vergleichbar prägend ausgewirkt und finden einen so prägnanten Ausdruck. Die Erzählerinnen und Erzähler der ‚Vaterbücher‘ sehen sich als Angehörige der so genannten ‚Zweiten Generation‘ mit der Situation des historischen Bruchs bei gleichzeitiger genealogischer Kontinuität und emotionaler Verbundenheit konfrontiert. Die Texte sind daher häufig „Zeugnisse für ambivalente Identifikationen“³⁰. Der Erzähler in Sigfrid Gauchs *Vaterspuren* spricht zugespitzt von der „schizophrene[n] Situation“: „den Vater als Person zu lieben und von seiner Persönlichkeit entsetzt zu sein“³¹.

Während in der Forschung jedoch psychologisierende Interpretationen der Texte im Hinblick auf ihre autobiographischen Aspekte dominieren, soll im Folgenden gezeigt werden, dass der Versuch, die Romane und Erzählungen der Väterliteratur allein als therapeutisches Privatprojekt der einzelnen Autorinnen und Autoren zu bewerten, zu kurz greift. Problematisch daran erscheint, dass durch eine einseitige, autobiographische Interpretation die Texte ihrer politischen Dimension beraubt werden und als Beispiele eines immer wiederkehrenden, anthropologisch determinierten Generationenkonflikts gelesen, in dem der Holocaust lediglich als willkommene Waffe im ohnehin zu erwartenden ödipalen Streitszenario dient. Wie zu zeigen sein wird, handelt es sich hier jedoch nicht bloß um das anthropologisch konstante ödipale Ab-

30 Cornelia Blasberg: *Hitlers ‚willige Vollstrecker‘ und ihre unwilligen Biographen. Vaterbücher der 1970er Jahre*. In: *Im Bann der Zeichen. Die Angst vor Verantwortung in Literatur und Literaturwissenschaft*. Hg. v. Markus Heilmann und Thomas Wägenbaur. Würzburg 1998, S. 15-33, hier S. 23.

31 Sigfrid Gauch: *Vaterspuren*. Erzählung. Frankf./M. 1996, S. 130.

grenzungproblem von Kindern zu ihren Eltern. Meine Analyse der literarischen Texte im Hinblick auf die Ambivalenzproblematik zeigt, dass durch die Verstrickung der Eltern in Fragen der Schuld und Verantwortung während der Zeit des Nationalsozialismus vielmehr Fragen der biologischen Genealogie und moralischen Identifikation auf eine gesellschaftlich zuvor noch nicht verhandelte Weise virulent werden. Es ist gerade der damit neuartig ausgelotete Zusammenhang zwischen Subjektivem und Gesellschaftlichem, der die Texte der Väterliteratur so brisant und so vielschichtig macht. Ebenso wie die psychologische Perspektive demnach nur *ein* möglicher Ausgangspunkt, aber kein hinreichender Deutungshorizont für eine Interpretation sein kann, ist in diesem Zusammenhang auch der in der Forschung verbreitete Rekurs auf die Väterliteratur als vermeintlich homogenes Textkorpus zu hinterfragen. Daher wird mit Hilfe einer differenzierten Textanalyse auch die Heterogenität der Texte in Bezug auf ihre Position im Diskurs um das Generationenverhältnis in Folge des Nationalsozialismus aufgezeigt.

Bezugnehmend auf die Wechselwirkung literarischer Textproduktion mit soziopolitischen Kontexten wird in der folgenden Untersuchung zudem der Blick auf die unterschiedliche Thematisierung in Ost- und Westdeutschland gelenkt. So mag man zunächst vermuten, dass das Phänomen der „Diskontinuität der individuellen Erfahrung und der historischen Erkenntnis“ auf Seiten der Nachkommen³² in Ost- und Westdeutschland gleichermaßen zu beobachten war. Dennoch zeugt die Unterschiedlichkeit in der literarischen Auseinandersetzung – in der DDR gab es keine mit der Väterliteratur der BRD vergleichbare ‚Welle‘ der literarischen Auseinandersetzung mit den Eltern und deren Rolle im Nationalsozialismus – von der engen Verknüpfung der Literatur mit dem kollektiven Gedächtnis des jeweiligen kulturellen Umfeldes. Eine vergleichende Betrachtung von ost- und westdeutschen Romanen und Erzählungen im Rahmen meiner Fragestellung ist deshalb so produktiv, weil sie den signifikanten Zusammenhang literarischer Muster mit gesellschaftspolitischen Konstellationen illustriert und noch einmal nachdrücklich deutlich macht, dass der vermeintlich anthropologisch bedingte Generationenkonflikt in der BRD Resultat sehr spezifischer historischer Bedingungen war.

32 Vgl. Wolfgang Frühwald: „*Vaterland – Muttersprache...*“ *Zur literarischen Tradition moderner Väterliteratur*. In: *Communicatio fidei*. Festschrift für Eugen Biser um 65. Geburtstag. Hg. v. Horst Bürkle u. Gerold Becker. Regensburg 1983, S. 343-355, hier S. 345.

Schließlich ist es aufschlussreich, den Wandel der erinnerungskulturellen Rahmenbedingungen und neuer Lesarten der Geschichtsschreibung nach der Wende in den Blick zu nehmen. Neben der Analyse von drei Texten aus dem Kreis der so genannten ‚Familienromane‘³³ gehört dazu auch die Perspektive auf jüngste Veröffentlichungen der ‚Enkelgeneration‘. Denn die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ist inzwischen längst nicht mehr auf die ‚Kindergeneration‘ beschränkt. Im Gegenteil – diese sieht sich selbst mit einer Historisierung der eigenen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit konfrontiert bzw. treibt diese eigens voran. In Bezug auf die „68er“-Bewegung wird dies in Kapitel 4 der vorliegenden Arbeit besonders deutlich. Der Historisierungsprozess schreitet auch deshalb immer stärker voran, weil sich die Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust im Prozess des Übergangs vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis befindet.³⁴ Während es immer weniger Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gibt, wächst die Bedeutung (kultureller) Repräsentationen, die bestimmen, welche Deutungen des Vergangenen sich im kulturellen Gedächtnis fest- und fortschreiben. Im Feld der Literatur schlagen sich diese Repräsentationen u.a. in Form von Erzählmustern nieder.

Aufgrund dieser Überlegungen ergibt sich folgender Aufbau der Arbeit: In Kapitel 2 wird anhand von vier exemplarisch ausgewählten Texten aus dem Kreis der Väterliteratur – Sigfrid Gauchs *Vaterspuren* (1979), Christoph Meckels *Suchbild* (1980), Ruth Rehmanns *Der Mann auf der Kanzel* (1979) und Brigitte Schwaigers *Lange Abwesenheit* (1980) – zunächst herausgearbeitet, dass die Spannung zwischen Bruch und Kontinuität in der Väterliteratur nicht nur thematisch zentral ist, sondern sich auf jeweils sehr unterschiedliche Weise in die Erzählweisen und -konstruktionen eingeschrieben hat. Mit der Erzählung von Brigitte Schwaiger wird die Fragestellung zudem auf den österreichischen Kontext erweitert.

33 Der Begriff des ‚Familienromans‘ hat sich in den letzten Jahren neben dem des ‚Generationenromans‘ als literaturwissenschaftliche Gattungsbezeichnung etabliert. Beide Begriffe beziehen sich auf eine Welle von literarischen Publikationen seit den 1990er Jahren, die sich aus familiengeschichtlicher Perspektive mit der deutschen Geschichte auseinandersetzen. Zum Begriff des ‚Generationenromans‘ vgl. auch Friederike Eigler: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*. Berlin 2005. Die Bezeichnung ‚Familienroman‘ hat u.a. Aleida Assmann geprägt, vgl. A. Assmann: *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur*. Wien 2006.

34 Vgl. dazu grundlegend Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen*. München 1992 und Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. Verlag C. H. Beck. München 1999.

In Kapitel 3 steht das Generationenverhältnis in der DDR im Mittelpunkt. Im Hinblick auf das Generationenverhältnis nach 1945 kann, so zeigt die vorliegende Untersuchung, die Rolle des Antifaschismuskurses für die Literatur der DDR kaum überschätzt werden. Christa Wolfs *Kindheitsmuster* (1976) und Klaus Schlingens *Michael* (1971) zeigen dies auf je unterschiedliche Weise. Die beiden ausgewählten Texte von Monika Maron (*Stille Zeile Sechs* (1991) und *Pawels Briefe* (1999)) erweitern die Perspektive auf einen weiteren, für die DDR spezifischen Generationendiskurs: Beide Texte fokussieren das Verhältnis der Nachkommen zur so genannten „Gründergeneration“ der DDR.

Wie die literarischen Strategien der Auseinandersetzung der Nachkommen mit der Spannung zwischen Kontinuität und Bruch sich mit dem zeitlichen Abstand zum Nationalsozialismus verändert haben, ist Gegenstand des darauffolgenden Kapitels (Kapitel 4). Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders* (2003), Stephan Wackwitz' *Ein unbekanntes Land* (2003) und Dagmar Leupolds *Nach den Kriegen* (2004) sind drei Beispiele aus einer Vielzahl literarischer Neuerscheinungen, die seit Ende der 1990er Jahre im deutschsprachigen Raum entstanden sind und in denen „Geschichte als Familienroman“³⁵ inszeniert wird. Die literarischen Strategien der neueren Familienromane werden v.a. im Kontext der veränderten erinnerungskulturellen Rahmenbedingungen, aber auch gewandelter kulturwissenschaftlicher Wissensbestände analysiert: Die drei Romane rekurrieren alle auf konstruktivistisch orientierte Vorstellungen von Geschichtsschreibung und Erinnerung. Darüber hinaus spielt die Studentenbewegung als (positive oder negative) Identifikationsgröße für die Autorinnen und Autoren eine wichtige Rolle.

Im fünften Kapitel wird der Blick auf die so genannte ‚Enkelgeneration‘ und deren genealogisches Selbstverständnis erweitert. Hier stellt sich die Frage, wie die Erzählstrategien in literarischen Entwürfen der ‚Enkelgeneration‘ aussehen und wie der Blick auf das Generationenverhältnis vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit hier gestaltet wird. Dies soll anhand des Romans *Himmelskörper* (2003) der Berliner Autorin Tanja Dückers geschehen. Um den Zusammenhang von Generationenparadigma und Erinnerungsdiskursen zu Beginn des 21. Jahrhunderts aufzuzeigen, wird neben dem Roman von Tanja Dückers ein weiterer, nicht-

35 Ulrich Raulff: Großvater und Gral. Monumentale Intimität: Die NS-Zeit als Familienroman. In: Süddeutsche Zeitung. 08.03.2004.

literarischer Text in die Betrachtung einbezogen: Der Sammelband *Uns hat keiner gefragt. Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*³⁶ ist vor allem deshalb so aufschlussreich, weil er bislang einer der wenigen Publikationen zur deutschen Erinnerungskultur im 20. Jahrhundert ist, in denen sich die Autorinnen und Autoren selbst explizit als Repräsentanten der so genannten ‚dritten Generation‘ positionieren.³⁷ Dieser Begriff, der im Sammelband als Selbstbeschreibung benutzt wird, ist inzwischen gängig, aber auch umstritten. Auf der Seite der jüdischen Überlebenden und deren Nachkommen hat sich seit den 1980er Jahren die Bezeichnung der „Ersten“ bzw. „Zweiten“ und „Dritten Generation“ etabliert, um damit den tiefen historischen Einschnitt zu markieren, den der Holocaust im Leben von Jüdinnen und Juden bedeutet. Kurt Grünberg kritisiert die unreflektierte Übernahme dieser Begrifflichkeiten für die Täter und deren Nachkommen, weil dies eine Gleichsetzung von Tätern und Opfern suggeriere, die Entlastungswünschen entgegen käme.³⁸ Weil sie aber vor allem die generationelle Bezogenheit betont, ist die Verwendung der Begriffe auch für die Täterseite weit verbreitet und wird auf unterschiedlichem Reflexionsniveau – als Selbst- oder Fremdzuschreibung – synonym zum Begriff der „Enkelgeneration“ verwendet. Die kontrastive Betrachtung eines Aufsatzes aus diesem Band mit dem Roman von Tanja Dückers soll verschiedene Positionen innerhalb des ‚Enkeldiskurses‘ veranschaulichen.

Die Auswahl der Texte war von unterschiedlichen Kriterien geleitet: Entscheidend ist, dass in den ausgewählten Texten das Motiv der Ambivalenz, dessen literarische Ausdrucksformen im Mittelpunkt der Untersuchung stehen, eine zentrale Rolle spielt und die Texte gleichzeitig eine Vielzahl von Perspektiven auf dieses Motiv und die Fragestellung ermöglichen. Darüber hinaus, das gilt insbesondere für die Texte aus dem Kreis der Väterliteratur (Gauch, Meckel, Rehmann und Schwaiger) sowie für die neueren Familienromane (Timm, Wackwitz, Leupold), war auch ein gewisser Grad der Kanonisierung für die Textauswahl leitend: Um gängige Zuschreibungen in

36 „*Uns hat keiner gefragt*“. *Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*. Hg. v. Jens Fabian Pyper. Berlin/Wien 2002. Der Band ist in Folge eines Projektstudiums im Wintersemester 1999/2000 an der HU Berlin entstanden.

37 Vgl. dazu auch: *Das Unbehagen in der ‚dritten Generation‘. Reflexionen des Holocaust, Antisemitismus und Nationalsozialismus*. Hg. v. Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus. Münster 2004.

38 Vgl. Kurt Grünberg: Vom Banalisieren des Traumas in Deutschland. In: *Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern*. Hg. v. Kurt Grünberg u. Jürgen Straub. Tübingen 2001, S. 181-221, zur hier genannten Problematik besonders S. 203ff.

der Forschungsliteratur hinterfragen zu können, ist es notwendig, dies auch an häufig herangezogenen Texten zu exemplifizieren und vorhandenen Interpretationen dieser Texte eine neue Deutungsperspektive entgegenzustellen.

V.

Die vorliegende Arbeit entwickelt systematisch die These, dass der Rückgriff auf das Paradigma der Familie – und, diesem inhärent, auf das Generationenparadigma – in der Väterliteratur bis zu den neueren Familienromanen mehr als eine literarische Mode ist: Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ist auf spezifische und signifikante Weise mit Konzepten von ‚Generation‘ und ‚Genealogie‘ verknüpft. Auch wenn unbestritten ist, dass „Familienromane [...] eine von [...] kultur- und literaturkritisch in Anschlag gebrachten Ursachen weitgehend unabhängige lange Gattungstradition“³⁹ haben, ist die Konjunktur des Themas ‚Generation‘ kein beliebiges Konstrukt der Literaturkritik⁴⁰. Dass die Geschichte der Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust zunehmend als Generationengeschichte entworfen wird,⁴¹ liegt darin begründet, dass sich im Konzept der Generation bestimmte Grundprobleme verdichten: Kontinuität bei gleichzeitigem Bruch, die Ambivalenz von Verbundenheit und Nachfolge sowie von Verurteilung und Neuanfang. Im Paradigma der Generation verbindet sich die Semantik des Neuanfangs, der dem Generationenbegriff seit der Jugendbewegung zu eigen ist, mit der von Kontinuität und Erbfolge. Die vorliegende Arbeit versteht sich deshalb auch als Beitrag zur neuen Generationenforschung, die darauf zielt, Generation als „kommunikativen Aushandlungsprozess“⁴² zu begreifen. In Anlehnung an einen diskursanalytischen Ansatz geht es nicht um die „Frage, ob es so etwas wie Generation und Generationen *gibt*“, sondern es „gilt [...] also zu analysieren, [...] in welcher Weise und mit welchem

39 Gerhard Lauer: *Einführung*. In: *Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationenforschung*. Hg. v. dems. Göttingen 2010, S. 7-21, hier S. 10.

40 Vgl. zu dieser These ebd., S. 10ff.

41 Siehe z.B. Norbert Frei: *Deutsche Lernprozesse. NS-Vergangenheit und Generationenfolge seit 1945*. In: *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts*. Hg. v. Heidemarie Uhl. Innsbruck 2003, S. 87-102.

42 Björn Bohnenkamp/Till Manning/Eva-Maria Silies: *Argument, Mythos, Auftrag und Konstrukt. Generationelle Erzählungen in interdisziplinärer Perspektive*. In: *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster*. Hg. v. dems. Göttingen 2009, S. 9-25, hier S. 16. Einen Überblick über die neuere Generationenforschung gibt auch Ulrike Jureit: *Generationenforschung*. Göttingen 2006.

Interesse ihr Vorhandensein jeweils deklariert oder konstruiert wird.“⁴³ Der Generationendiskurs ist so verstanden eine „performative Rede“⁴⁴. Die Untersuchung arbeitet damit Strategien und Muster heraus, mit deren Hilfe kollektive Identitäten entworfen und historische Umbrüche in Szene gesetzt werden – und die damit das, was als Generationenverhältnis konstatiert wird, jeweils neu herstellen.

43 Ohad Parnes/Ulrike Vedder/Stefan Willer: *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*. Frankf./M. 2008, S. 20.

44 Aleida Assmann: *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. München 2007, S. 53.

2. Die Väterliteratur – Ausdruck eines Generationendiskurses in der BRD der 1970er und 1980er Jahre

Seit Mitte der 1970er Jahre erschien in der Bundesrepublik eine große Zahl von überwiegend autobiographisch geprägten Texten, die die Auseinandersetzung zwischen Söhnen und Töchtern mit ihren Eltern – Angehörigen der so genannten ‚Trägergeneration‘ des Nationalsozialismus – zum Gegenstand hatten. Zu den in der Forschung am häufigsten genannten Texten gehören u.a. Peter Henisch, *Die kleine Figur meines Vaters* (Frankf./M. 1975), Elisabeth Plessen, *Mitteilungen an den Adel* (Berlin u.a. 1976), Bernward Vesper, *Die Reise* (Berlin u. Schlechtenwegen 1977), Paul Kersten, *Der alltägliche Tod meines Vaters* (Köln 1978), Sigfrid Gauch, *Vaterspuren* (Frankf./M. 1979), Ruth Rehmann, *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an meinen Vater* (München/Wien 1979), Barbara Bronnen, *Die Tochter* (München 1980), Christoph Meckel, *Suchbild. Über meinen Vater.* (Düsseldorf 1980), Jutta Schutting, *Der Vater* (Salzburg 1980), Brigitte Schwaiger, *Lange Abwesenheit* (Wien/Hamburg 1980) und Günter Seuren, *Abschied von einem Mörder* (Reinbek bei Hamburg 1980). In den gängigen Literaturgeschichten wird diese Publikationswelle, die bis in die Mitte der 1980er Jahre anhielt, meist unter dem Stichwort „Väterliteratur“⁴⁵ zusammengefasst, auch Begriffe wie „Vaterbücher“ bzw. „Väterbücher“⁴⁶ oder „Väterromane“⁴⁷ sind zu finden.

Die unter diesen Bezeichnungen zusammengefassten Erzählungen und Romane sind sich motivisch und meist auch strukturell sehr ähnlich: In vielen der Texte sieht sich die Erzählerin oder der Erzähler mit dem Tod des eigenen Vaters konfrontiert und nimmt diesen zum Anlass, sowohl das Verhalten des Vaters während des Nationalsozialismus als auch das eigene Verhältnis zum Vater zu hinterfragen und zu reflektieren. Die Väter, um die es dabei geht, decken das ganze denkbare Spektrum von Schuld und Verantwortung ab – vom opportunistischen Mitläufer bis hin zum Entscheidungsträger in Führungskreisen der NSDAP. In den Texten wird neben dem Verhalten der Eltern während des Nationalsozialismus aber auch der autoritäre Erziehungsstil in den Familien im Nachkriegsdeutschland, in dem militärische Werte und

45 Vgl. *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 12: *Gegenwartsliteratur seit 1968*. Hg. v. Klaus Briegleb u. Sigrid Weigel. München 1992, S. 89 oder Claudia Maelshagen: *Der Schatten des Vaters. Deutschsprachige Väterliteratur der siebziger und achtziger Jahre*. Frankf./M. 1995.

46 So z.B. in *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. Hg. von Wilfried Barner. München 1994, S. 617ff. oder in Cornelia: *Hitlers ‚willige Vollstrecker‘ und ihre unwilligen Biographen. Vaterbücher der 1970er Jahre*. In: *Im Bann der Zeichen. Die Angst vor Verantwortung in Literatur und Literaturwissenschaft*. Hg. v. Markus Heilmann und Thomas Wägenbaur. Würzburg 1998, S. 15-33.

47 Vgl. z.B. Konrad Kenkel: *Der lange Weg nach innen. Väter-Romane der 70er und 80er Jahre: Christoph Meckels „Suchbild. Über meinen Vater“ (1980), Elisabeth Plessen „Mitteilung an den Adel“ (1976) und Peter Härtling „Nachgetragene Liebe“ (1980)*. In: *Der deutsche Roman nach 1945*. Hg. von Manfred Brauneck. Bamberg 1993, S. 167-187.

Verhaltensweisen weiterlebten, kritisch dargestellt. Die Väterliteratur kann, wie Joachim Garbe zu Recht meint, als „literarischer Ausdruck“ der „Infragestellung des Autoritätsprinzips in der Bundesrepublik in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren“⁴⁸ verstanden werden. Gleichzeitig spielt das Motiv des Schweigens eine entscheidende Rolle, in zahlreichen Texten ist die „Sprengung der von den Eltern installierten Schweigebarriere“⁴⁹ ein zentrales Thema.

Die begriffliche Einengung auf die Väter in der Bezeichnung des Genres wird in der Forschung zum Teil problematisiert⁵⁰ – sind es doch durchaus auch Mütter, die in den Texten zum Erzählgegenstand werden. Meist allerdings sind diese eher Nebenfiguren und werden weniger im Hinblick auf ihre historische Verantwortung und Mitschuld betrachtet, sondern in Bezug auf ihre Rolle im privaten Familiengefüge. Damit affirmieren die literarischen Texte zwar die Vorstellung eines androzentrischen Geschlechterverhältnisses, das seine Wurzeln in den bürgerlichen Geschlechterrollen mit ihrer Trennung der öffentlichen und privaten Sphäre hat. Regula Venske hebt hervor, dass in den Texten „dem Vater gerade in seiner *Abwesenheit* noch Macht“ verliehen, die „Abwesenheit der Mutter“ aber „nicht beklagt, sondern literarisch noch fortgeschrieben“ werde.⁵¹ Gleichzeitig spiegelt die Konzentration auf den Vater, wie sie in den Erzählungen und Romanen vorherrscht, aber die real meist vorhandenen oder doch zumindest die für die Söhne und Töchter realitätsbestimmenden Machtverhältnisse in deutschen bürgerlichen Nachkriegsfamilien.

Ein zentrales Motiv in nahezu allen Romanen und Erzählungen der Väterliteratur ist das emotionale Dilemma, mit dem sich auch viele Besucherinnen und Besucher der so genannten ‚Wehrmachtsausstellung‘ (1995-1999 und 2001-2004) in Deutschland konfrontiert sahen.⁵² Dieses Dilemma ist in der Erkenntnis begründet, dass der eigene Vater, Onkel oder Großvater als Wehrmachtssoldat an Verbrechen beteiligt war oder gewesen sein könnte und man nun den moralisch verurteilen muss, mit dem man in familiärer Loyalität bzw. Liebe verbunden ist.

48 Joachim Garbe: *Deutsche Geschichte in deutschen Geschichten der neunziger Jahre*. Würzburg 2002, S. 118.

49 Mathias Brandstädter: *Ästhetik der Aussparung. Modelle der „Väterliteratur“: Ror Wolf, Hermann Peter Pivitt, Thomas Lehr*. In: *Kultur & Gespenster* 2007, H. 3, S. 74-83, hier S. 76.

50 So z.B. von Ralph Gehrke, der stattdessen den Begriff „Elternbücher“ vorschlägt. Vgl. Ralph Gehrke: *Literarische Spurensuche. Elternbilder im Schatten der NS-Vergangenheit*. Opladen 1992, S. 57. Auch Julian Reidy stellt die Annahme, Mütter spielten in Texten der ‚Väterliteratur‘ keine Rolle, in Frage. Vgl. Julian Reidy: ‚Väterliteratur‘ als literaturgeschichtlicher Problemfall. Das Beispiel Peter Henisch. In: *Focus on German Studies* 18 (2011), S. 69-94.

51 Regula Venske: *Kritik der Männlichkeit*. In: *Gegenwartsliteratur seit 1968*. Hg. v. Klaus Briegleb u. Sigrid Weigel. München 1992, S. 267ff. [Hervorhebung im Original].

52 Vgl. Einleitung, S. 8.

In der zeitgenössischen Literaturkritik wurden die Texte häufig als literarische Modeerscheinung eingestuft.⁵³ Doch es gibt gute Gründe, die Ursache für das plötzliche Auftreten dieses Genres nicht etwa günstigen Bedingungen des literarischen Marktes zuzuschreiben, sondern sie als Ausdruck eines „Generationendiskurs[es]“⁵⁴ zu verstehen, wie Jochen Vogt vorschlägt. Dafür spricht mehr als die Tatsache, dass die Autorinnen und Autoren der Texte bis auf wenige Ausnahmen zwischen 1935 und 1945 geboren sind:

Aus Sicht unserer Autorinnen und Autoren trennt der historische Schnitt von 1945 mit seinen lebensweltlichen Auswirkungen die pränatale Familiengeschichte oder, je nach Jahrgang, die idyllisch erinnerte Vorkriegskindheit, von den Trümmerjahren, von Quäkerspeisung, Pubertät und allen sonstigen Wonnen und Mühen des Erwachsenwerdens. Dieser Bruch, verstärkt durch die innerfamiliäre Schweigebarriere gegen das „Vorher“, darf insofern als exzeptionelle Generationenerfahrung gelten (und erklärt ganz nebenbei auch die große formale und erzählstrukturelle Ähnlichkeit der Texte).⁵⁵

Folgt man Jochen Vogts Argumentation, sind die Texte nicht lediglich Exempel eines anthropologisch vorgezeichneten und sich in jeder Generation neu wiederholenden Musters der Ablösung der Kinder von ihren Eltern, sondern Ausdruck eines spezifischen Generationenverhältnisses in der Bundesrepublik, das seine Ursache im gesellschaftlichen und politischen Bruch von 1945 hat – ein Bruch, der eben auch in den einzelnen Familien, in deren Kommunikation und Gedächtnisformationen, spürbar ist. Individuelle Familiengeschichte und gesellschaftspolitische Ebene sind hier untrennbar verwoben, und die Tatsache, dass die Gespräche zwischen Eltern und Kindern misslingen, ist „nicht Zufall oder individuelles Versagen, sondern diskursiver Ausdruck des in Deutschland schwer gestörten Generationenverhältnisses“.⁵⁶

Christoph Meckels *Suchbild* ist einer der bekanntesten Texte des Genres. In der Literaturkritik wie in der literaturwissenschaftlichen Forschung fungiert er bis heute als Exempel und wird nicht selten herangezogen, wenn neu erschienene Romane oder Erzählungen zur Väterliteratur in Bezug gesetzt werden sollen. Bei einer Vielzahl solcher Vergleiche ist auffällig, dass nicht die ästhetische Qualität oder inhaltliche Akzentsetzung des literarischen Textes im Vordergrund steht, sondern der Interpretation jeweils ein erinnerungspolitisch motiviertes Werturteil zugrunde liegt. Dass Meckels Erzählung dabei als Folie für extrem unterschiedliche Positionen innerhalb der Auseinandersetzung dient, illustrieren zwei Rezensionen, die

53 Vgl. dazu und zur Rezeption der ‚Väterliteratur‘ insgesamt: Helmut Peitsch: *Die Väter-Welle und die Literaturkritik*. In: *Subjektivität – Innerlichkeit – Abkehr vom Politischen? Tendenzen der deutschsprachigen Literatur der 70er Jahre*. Dokumentation der Tagungsbeiträge des Britisch-Deutschen Germanistentreffens in Berlin vom 12.04.-18.04.1982. Hg. v. Keith Bullivant u. Hans-Joachim Althof. Bonn o.J., S. 71-87.

54 Jochen Vogt: *Er fehlt, er fehlte, er hat gefehlt... Ein Rückblick auf die sogenannten Väterbücher*. In: *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust*. Hg. v. Stephan Braese u.a. Frankf./M./New York 1998, S. 385-399, hier S. 386.

55 Ebd.

56 Ebd., S. 387.

beide 1999 in einer Ausgabe von „literaturkritik.de“ erschienen sind. In seiner Besprechung des Buches *Hitler und Weimar* von Volker Mauersberger beschreibt Rolf-Bernhard Essig Meckels *Suchbild* als „unerhört selbstgerechte[], mitleidheischende[] und unfaire[] Abkanzlung des toten Vaters“⁵⁷. Hanna Christiansen dagegen, die Meckels Erzählung mit Ingeburg Schäfers *Mutter mochte Himmler nie* vergleicht, sieht bei Meckel eine „kritische, sachlich gehaltene Auseinandersetzung mit dem Vater“⁵⁸. Die diametral entgegengesetzten Bewertungen von Meckels *Suchbild* gehen mit polarisierenden Einschätzungen gegenwärtiger Erinnerungsdiskurse einher. Während Essig den zeitlichen Abstand zum Nationalsozialismus als Voraussetzung sieht, sich überhaupt erst jenseits einer emotionalen Abrechnung intellektuell mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, diagnostiziert Christiansen in heutigen Auseinandersetzungen eine Schlussstrichmentalität: Anders als in der kritischen Perspektive der Väterliteratur seien die Eltern jetzt „nicht mehr Anlaß der Kritik und des Entsetzens, sondern sie werden zunehmend auch von den Kindern auf die Seite der 'Opfer' herübergezogen“, d.h. ihr Leid während des Krieges rücke immer stärker in den Vordergrund. Dies wertet Christiansen als „Trendwende innerhalb der Auseinandersetzung mit dem Holocaust“, die mit einer „Normalisierungstendenz“⁵⁹ innerhalb der deutschen Erinnerungskultur konform gehe, in der Deutschland international immer stärker an Souveränität gewinne. Meckels *Suchbild* fungiert innerhalb solcher Deutungskämpfe als jeweils positiver oder negativer Bezugspunkt, der verschiedenste Lesarten zuzulassen scheint.

Dieses Beispiel aus der Literaturkritik zeugt von der generellen Tendenz, dass moralische Aspekte bei der Bewertung der Väterliteratur der 1970er und 80er Jahre eine zentrale Rolle spielen. So werden die Romane und Erzählungen meist weniger aufgrund ihrer ästhetischen Verfahren, d.h. ihrer literarischen Strategien im Umgang mit einer spezifischen Problematik bewertet und kommentiert, sondern es steht meist die Frage im Mittelpunkt, wie die Haltung der Erzählerinnen und Erzähler zu den Elternfiguren im Text moralisch zu bewerten sei. Wie wenig also von einer Distanz durch zeitlichen Abstand, wie Rolf-Bernhard Essig sie diagnostiziert, die Rede sein kann, zeigt sich schon in dieser bis heute anhaltenden moralischen Rezeption.

57 Rolf-Bernhard Essig: *Ich liebe Weimar. Warum die Stadt der Klassiker sich den Nazis in die Arme warf.* (Rez. von Volker Mauersberger: *Hitler in Weimar. Der Fall einer deutschen Kulturstadt.* Rowohlt Verlag, Berlin 1999). In: *literaturkritik.de*. Nr. 6, Juni 1999 (1. Jg), <http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=208> [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].

58 Hanna Christiansen: *Schlussstrichmentalität. Erinnerungsliteratur zwischen Aufklärungsanspruch und Weißwäscherei.* (Rez. zu Ingeburg Schäfer/Susanne Klockmann: *Mutter mochte Himmler nie. Die Geschichte einer SS-Familie.* Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1999.) In: *literaturkritik.de*. Nr. 6, Juni 1999 (1. Jg), http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=218 [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].

Die darüber hinaus häufig pauschal vorgenommenen Werturteile zu *der* Väterliteratur übersehen zudem, dass die Texte äußerst heterogen sind. Wie ich im Folgenden zeigen werde, nehmen sie im Diskursfeld extrem unterschiedliche Positionen ein. Diese reichen vom kritischen Hinterfragen der geistesgeschichtlichen Traditionen bis hin zur Identifizierung mit den Opfern. Zu ihnen gehören aber ebenso die Entschuldung der Täter wie – am anderen Ende des Feldes – deren aggressive Anklage (wie z.B. in Bernward Vespers *Die Reise*⁶⁰ oder in Niklas Franks *Der Vater. Eine Abrechnung*⁶¹). Die außerliterarischen Kriterien in der Rezeption der Väterliteratur führen dazu, dass diese Heterogenität in der Regel gar nicht erst wahrgenommen oder aber gezielt ausgeblendet wird – die Texte werden in der Kritik stattdessen entsprechend dem jeweils benötigten Argument für die eigene Einschätzung des Erinnerungsdiskurses funktionalisiert.

Die Heterogenität der Texte hinsichtlich der für das Genre so virulenten Ambivalenzproblematik lässt sich hingegen nur anhand einer genauen und kritischen Textanalyse zeigen. Dies soll im Folgenden geschehen: Anhand von vier exemplarisch ausgewählten Texten aus dem Kreis der Väterliteratur – Sigfrid Gauchs *Vaterspuren* (1979), Christoph Meckels *Suchbild* (1980), Ruth Rehmanns *Der Mann auf der Kanzel* (1979) und Brigitte Schwaigers *Lange Abwesenheit* (1980) – soll herausgearbeitet werden, wie der Umgang mit der durch die historische Konstellation zugespitzten Ambivalenz der Kinder zu ihrer Elterngeneration in den Texten auf unterschiedliche Weise gestaltet wird. Die Spannung zwischen Bruch und Kontinuität, so wird sich zeigen, ist nicht nur inhaltlich ein zentrales Thema, sondern schlägt sich immer auch in den Erzählweisen und -konstruktionen nieder. Die Frage nach dem Umgang mit der Ambivalenz zieht deshalb immer auch die nach der Subjektposition der Erzählerinnen und Erzähler nach sich, d.h. die Frage, wie stringent oder brüchig diese Subjektpositionen sind.

59 Ebd.

60 Bernward Vesper: *Die Reise. Romanessay*. Ausgabe letzter Hand. Besorgt von Jörg Schröder u. Klaus Behnken. Frankf./M. 1977.

61 Niklas Frank: *Der Vater. Eine Abrechnung*. München 1987.

2.1. Sigfrid Gauch: Vaterspuren (1979)

Sigfrid Gauchs *Vaterspuren* (1979)⁶² ist – wie auch Meckels *Suchbild. Über meinen Vater* (vgl. Kap. 2.2) – eine stark autobiographisch motivierte Erzählung. Sie ist geschrieben aus der Perspektive des Ich-Erzählers, der auch als Sigfrid Gauch zu identifizieren ist. Dieser fährt, konfrontiert mit der Nachricht vom Tod seines Vaters, in sein Heimatdorf, um dort vom Vater Abschied zu nehmen und dessen Beerdigung zu organisieren. Während dieses Aufenthalts, der den Rahmen der Erzählung bildet, reflektiert der Sohn seine Erinnerungen an seine Kindheit und erzählt vom Leben des Vaters. Hermann Gauchs Vater stand von Anfang an im Zentrum der Bewegung: Er war schon in den 1920er Jahren überzeugter Nationalsozialist und ab 1933 Reichsamtsleiter in der Reichsführung der SS und kulturpolitischer Adjutant von Himmler in Berlin. Während des Eichmann-Prozesses war er als einer der geistigen Urheber der Judenvernichtung angeklagt. Auch nach dem Krieg machte der Vater keinen Hehl aus seinen antisemitischen Einstellungen und vertrat rechtskonservative und geschichtsrevisionsistische Ansichten.

In Gauchs Erzählung steht das für das Genre der Väterliteratur typische Motiv der Ambivalenz im Zentrum. Wie kaum ein anderer Text aus dem Kreis der Väterliteratur ist Gauchs *Vaterspuren* geprägt von der aus dieser Ambivalenz resultierenden psychischen Spannung – zwischen dem Bedürfnis, Hermann Gauch als Vater verstehen bzw. lieben zu wollen, und dem Wissen, dass er Antisemit und Verfasser von Schriften zur völkischen Rassenideologie war. Seine eigene Haltung dem Vater gegenüber charakterisiert der Sohn als „schizophrene Situation [...] den Vater als Person zu lieben und von seiner Persönlichkeit entsetzt zu sein“ (VS 130). Die Trennung von der lebenswürdigen „Person“ einerseits und der „Persönlichkeit“, mit der die Einstellungen und Handlungen bezeichnet werden, andererseits, mutet auf den ersten Blick als eher ungewöhnliche semantische Unterscheidung an. Diese Trennung ist aber nicht nur exemplarisch für eine gewisse begriffliche Unschärfe innerhalb der Erzählung, sondern verweist darüber hinaus auf die Strategie des Sohnes, mit seinen ambivalenten Gefühlen umzugehen: die Trennung in ein privates Sein und ein öffent-

62 Sigfrid Gauch: *Vaterspuren. Erzählung*. Frankf./M. 1996 [Zitatangaben daraus werden im Folgenden abgekürzt durch „VS“].

liches, politisches Handeln des Vaters. An anderer Stelle sagt der Sohn über den Vater, dass „er seinen Träumen nachging, Gutes wollte, Falsches, Unrechtes tat.“ (VS 50) Im Kern – und das ist in diesem Text immer der private Kern – ist der Vater demnach „gut“; die unausweichliche Folge dieser Sichtweise ist, dass der moralisch zu verurteilende Teil als nebensächlich abgetan wird. Auch in der folgenden Textstelle wird die Schuld des Vaters verharmlost: „Ich zeige meine Betroffenheit, sage, daß es ein merkwürdiges Gefühl ist, den Vater gern zu haben und politisch auf einer ganz anderen Seite zu stehen.“ (VS 81) Der Erzähler suggeriert, dass es sich hier lediglich um eine politische Meinungsverschiedenheit handle. Er reduziert nicht nur die Frage nach der Verantwortung und möglichen Mitschuld des Vaters an der Verfolgung und Vernichtung der Juden in euphemistischer Weise auf einen möglichen politischen Standpunkt, sondern vermeidet die eigene moralische Positionierung gegenüber den Handlungen des Vaters und weicht einer Bewertung aus. Auch das folgende Zitat veranschaulicht diese Strategie des Erzählers: „Er konnte sehr unvernünftige, sehr böse Dinge tun, von denen ich nicht reden will, und dann wieder ganz rührende Gesten zeigen.“ (VS 131) Auf das Ambivalenz auslösende widersprüchliche Verhalten des Vaters reagiert der Sohn mit einer Spaltung des Vaters in dessen ‚gute‘ und ‚böse‘ Anteile, und auch hier werden die negativen, zu verurteilenden Aspekte tabuisiert. Von diesen will der Sohn ‚nicht reden‘ und muss sich in der Konsequenz nicht moralisch mit ihnen auseinandersetzen. Die Situation, in der dieser Satz fällt, ist bezeichnend für die Haltung des Erzählers dem Vater gegenüber: Er ist Teil eines Gesprächs zwischen ihm und Uwe, dem Sohn seiner Cousine, der kurz vor Antritt seines Zivildienstes steht. Mit Uwe macht der Erzähler einen Spaziergang durch sein Heimatdorf und erzählt ihm von seinem Verhältnis zum Vater. Uwe als Vertreter der Enkelgeneration wird die Rolle einer neutralen Instanz zugewiesen, vor der der Erzähler versucht, seine Haltung zu erklären und für Verständnis für den Vater zu werben. Die Distanz der Enkelgeneration zu den Erfahrungen des Erzählers wird bei Gauch wie in anderen Texten des Genres wiederholt festgeschrieben: „Es ist schon ein seltsames Gefühl, einen Vater wie diesen zu haben, sage ich; du kannst das nicht nachvollziehen, und das finde ich gut so.“ (VS 128) Das Bild, das im Laufe der Erzählung vom Vater gezeichnet wird, ist dabei durchaus widersprüchlich und spiegelt die Ambivalenz des Sohnes wider: Es schwankt zwischen der Darstellung des Vaters als strengem, autoritätsbesessenem Menschen einerseits und der in gewisser

Weise fürsorglichen Vaterfigur andererseits. Im Rückblick auf die eigene Kindheit rücken auch Erinnerungen an Demütigungen durch den Vater, an emotionale Kälte und wiederholte Enttäuschungen in den Blick. Dennoch ist es bezeichnend, dass der Erzähler nach dem Satz: „Er konnte sehr unvernünftige, sehr böse Dinge tun, von denen ich nicht reden will, und dann wieder ganz rührende Gesten zeigen“ (VS 131), eben nicht von den Verbrechen des Vaters redet, sondern von einer wohlütigen Geste des Vaters, der den Söhnen einer befreundeten verschuldeten Familie die Ausbildung finanzierte. An dieser Stelle wird deutlich, wie sehr der Sohn für Verständnis für den Vater werben will und wie nachdrücklich er am positiven Bild von ihm festhält.

Der Sohn in Gauchs Erzählung erkennt rückblickend zwar seine eigene Identifikation mit dem Vater, z.B. wenn er Uwe gegenüber erklärt, für ihn sei „die Wehrdienstverweigerung damals undenkbar gewesen [...]; das hätte ich Vater nie antun können“ (VS 127). Auch benennt er seine psychische und moralische Abhängigkeit, wenn er den Vater als sein „Über-Ich“ (VS 103) bezeichnet – eine Formulierung, die auf die mangelnde psychische Autonomie des Sohnes verweist. Doch er ist nicht in der Lage, sich aus dieser Abhängigkeit zu befreien.

Auch wenn das Ziel des Sohnes eindeutig in der Suche nach Verständnis für den Vater liegt, ist es andererseits keineswegs so, dass eine kritische Perspektive auf den Vater im Text nicht vorhanden wäre. Diese ist durch ‚fremde Stimmen‘ repräsentiert, die, auch wenn sie immer Teil der personalen Erzählperspektive aus der Sicht des Sohnes sind, als externe Perspektiven markiert sind. Exemplarisch dafür steht die folgende Textstelle; sie schließt an die Schilderung einer Situation an, in der der Vater dem Sohn am Telefon voller Selbstmitleid seinen Selbstmord ankündigt, um ihn damit emotional unter Druck zu setzen. Prompt sagt dieser seine geplante Reise ab, fährt zum Vater, alarmiert die Polizei – um dann festzustellen, dass es dem Vater gut geht:

Alles war in heller Empörung. Man hat dir deine Verzweiflungstat nicht geglaubt. Ich habe mich nicht dazu geäußert, aber verstanden, daß sie ein Symbol war, ein Hilfeschrei. Du seist ein Psychopath, hat jemand gesagt; du gehörst in eine geschlossene Anstalt.

Du seist ein alter Stromer, ein Schreibtischtäter, der Millionen von Juden auf dem Gewissen hat, hat jemand gesagt. Du solltest heute bloß nicht so unschuldig tun, du wüßtest genau, was du verbochen habest [...]. (VS 41f.)

Hier steht die Sicht des Erzählers – als einzige im Indikativ – gegen die Sicht anderer Menschen auf den Vater. Während der Erzähler „verstanden hat“, dass die Androhung des Vaters ein Hilfeschrei war – den Vater also in der hilflosen Opferrolle sieht, verbleiben alle anderen, kritischen Stimmen in der indirekten Rede, also im Konjunktiv. Damit ist zwar eine moralisch verurteilende Perspektive im Text gegeben, innerhalb derer dem Vater dessen Schuld und Verantwortung eindeutig zugeschrieben wird, aber diese Perspektive wird nie direkt vom Sohn, sondern stets von anderen Instanzen eingebracht. Der Sohn selbst macht sie sich nicht zu eigen.

Eine dieser Instanzen ist Herbert, ein enger Freund des Erzählers und Sohn eines jüdischen Exilanten. Herbert, als Repräsentant der Nachkommen jüdischer Opfer, nimmt die Rolle eines Zuhörers mit Entlastungsfunktion ein. Bei ihm kann sich der Erzähler sein eigenes Unbehagen angesichts der Einstellungen und Publikationen seines Vaters von der Seele reden:

Aber in seinen Büchern, die für Schulungskurse zur Pflichtlektüre wurden, versuchte er die nordische Rasse als Endprodukt der Schöpfung hinzustellen, sagte ich. Obwohl ich mit jedem weiteren Wort befürchten mußte, Herberts Freundschaft zu verlieren, redete ich weiter, mußte ich weiterreden. Ich mußte ihm sagen, wie sehr mich das alles beschäftigte, bedrückte. (VS 102)

Einem Beichtzwang ähnlich wird hier der Repräsentant der Opferseite mit den Emotionen des Erzählers konfrontiert. Herbert wird für den Erzähler zu einem Gegenüber, dessen Freundschaft ihm Entlastung verschafft: „Es tut gut, Herberts Stimme zu hören, auch wenn sie die eigenen Schuldgefühle, die stellvertretenden, nicht mindert.“ (VS 97) Im Laufe der Erzählung nimmt die reale oder projizierte Perspektive von Herbert immer mehr Raum ein. Während der Erzähler zunächst noch seinen Vater mit seinen schuldhaften Anteilen als sein „Über-Ich“ bezeichnet und Herbert ihm rät, „sich von ihm freizumachen“, scheint Herberts Position zunehmend die des Vaters als Über-Ich abzulösen. Anschaulich wird das an einer Textstelle, an der die Familiennarration zum ersten Mal kritisch hinterfragt wird. So wurde in der Familie unter Verwendung der klassischen antisemitischen Topoi vom ‚verschlagenen‘ wie vom geldgierigen Juden in Rekurs auf die Sündenbock-These⁶³ erzählt, dass der Großvater Gauch von „Amsterdamer Juden“ um seine ganzen Ersparnisse betrogen worden und – verkürzt dargestellt – kurz darauf gestorben sei. Der Erzähler in *Va-*

63 Vgl. dazu Wolfgang Benz: *Was ist Antisemitismus?* Bonn 2004, S. 65ff.

terspuren nutzte diese Geschichte bislang, um für sich den Antisemitismus des Vaters zu rechtfertigen:

Ich glaube, daß der Schock über den Tod des Vaters, für den er die Amsterdamer Juden verantwortlich machte, die ihn angeblich betrogen haben, daß die Not und Armut, in die seine Mutter dann stürzte, sein Leben entscheidend bestimmt haben. (VS 129)

Nun allerdings schaltet sich, einer Über-Ich-Funktion gleich, die Stimme Herberts ein:

Herbert hätte wohl dazu gesagt, ob es denn besser sei, von Nicht-Juden betrogen zu werden, denke ich. Und: ob Juden nicht auch betrogen würden und stellenweise mehr als nur betrogen. Und: ob ein Betrug Freispruch sei dafür, Völkermord zu begehen. Und: ob der „Betrug“ überhaupt nachgewiesen sei [...]. (VS 129)

Besonders anschaulich wird die Internalisierung von Herberts Position durch den Sohn noch einmal am Ende der Erzählung – der Sohn geht nach der Beerdigung noch einmal in das Schlafzimmer des Vaters:

Jetzt sitze ich auf seinem Bett, in seinem Sterbezimmer.
Ich ziehe die Schubladen auf, in denen noch seine Brille, seine Spritzen und Arzneien liegen. Ich nehme das kleine Döschen in die Hand, aus dem er bei Asthmaanfällen inhalierte, und versprühe ein wenig von dem Medikament. [...] Meinen Kopf beuge ich vor, in den Kleiderschrank hinein, rieche an seinen Anzügen. So roch Vater, denke ich; ich versuche, mir all das ganz genau einzuprägen.
Mutter kommt ins Zimmer.
Was suchst du denn, fragt sie.
Nichts, sage ich; ich nehme Abschied von meinem Vater.
Wieder fällt mir Herbert ein, der mir in den Gesprächen bei Lager-Bier in Hampsteader Pubs oft mit Absicht wehgetan hat. Wie er wohl reagiert hätte, frage ich mich. Im Gegensatz zu dir kann ich stolz sein auf meinen toten Vater, an dem ich hing wie du, hätte er vielleicht gesagt; [...] und: *mach dich frei von ihm*. (VS 142, Kursivierung im Original)

Diese Stelle ist paradigmatisch für die nicht gelöste Ambivalenz des Sohnes: Auf emotionaler Ebene ist der Wunsch nach Symbiose mit dem Vater dominant (er riecht an seinen Sachen, will ihm nahe sein) – die einbrechende Ratio in Gestalt der internalisierten Stimme Herberts hingegen repräsentiert die von außen, politisch und moralisch an ihn herangetragene Beurteilung seines Vaters. Dem Sohn gelingt es aber nicht, sich diese kritische Sicht anzueignen, sie bleibt ihm fremd. Er verharrt in seiner Ambivalenz.

In Gauchs *Vaterspuren* findet keineswegs eine Exkulpation des Vaters statt – vielmehr schafft Gauch durch die Verlagerung der kritischen, moralisch urteilenden

Perspektiven in als extern markierte Stimmen einen formalen Ausdruck für die nicht auflösbare emotionale Ambivalenz.

Der Satz, mit dem die Erzählung endet, Herberts Aufforderung „*mach dich frei von ihm*“, ist ein leitmotivisch den Text durchziehender Imperativ. Auf der Ebene des individuellen Generationenkonflikts weist dieser Satz auf das stets präsente, nie erreichte Ziel hin: die Ambivalenz gegenüber dem Vater zugunsten einer autonomen Position zu überwinden, eine Position der persönlichen und moralischen Reife zu entwickeln – was im Text eben nicht gelingt. Die Aufforderung „*Mach dich frei von ihm*“ kann aber auch als Indikator für einen spezifischen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit gelesen werden: für den Bruch mit der Vätergeneration. Herberts Imperativ wäre so verstanden eine Aufforderung zur Distanzierung und Abwendung von der Tätergeneration, wie sie Jörn Rüsen als typische Strategie der ‚zweiten Generation‘ beschreibt:

Der Nationalsozialismus wurde durch bewußte negative Abgrenzung zum konstitutiven Element der eigenen Identität. [...] Diese Abgrenzung führte im Blick auf den Holocaust zu einer Identifikation mit den Opfern. Die Anderen waren die Täter (und untätigen Zuschauer).⁶⁴

Der Vorschlag eines alternativen Bezugspunktes kommt in Gauchs Erzählung wiederum von Herbert:

Auch wenn er sich damit brüstet, sagte ich, in seinem Buch kein einziges Mal das Wort *Jude* geschrieben zu haben, war das doch die Grundlage für diesen ganzen Vernichtungswahn. Und nach einer Pause: und mit einem solchen Über-Ich muß ich leben.

Quatsch, antwortete Herbert ärgerlich, du mußt damit überhaupt nicht leben, er muß damit leben. Versuche du, mit den anderen Deutschen zu leben, die es auch gab. (VS 103)

Mit den „anderen Deutschen“, das wird an anderer Stelle in der Erzählung deutlich, meint Herbert Deutsche, die Juden versteckt oder zur Flucht verholfen haben, Deutsche, die ebenso „ununterbrochene Todesangst hatten“, wie die „die versteckt wurden“ (VS 97).

Geschichtspolitisch gedeutet ist Herberts Aufforderung ein Plädoyer, sich in der Konstruktion der eigenen Identität bzw. des Geschichtsbewusstseins nicht auf die Verbrechen des Nationalsozialismus zu beziehen, sondern sich stattdessen mit der

64 Jörn Rüsen: *Holocaust, Erinnerung, Identität. Drei Formen generationeller Praktiken des Erinnerns*. In: *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hg. v. Harald Welzer. Hamburg 2001, S. 243-259, hier S. 252.

Seite des Widerstands zu identifizieren. Mit der Vätergeneration wird gebrochen – das moralische Selbstverständnis sucht sich einen anderen, positiven Bezugspunkt.⁶⁵

In Gauchs Erzählung aber gelingt dem Erzähler als Vertreter der Generation der ‚Täterkinder‘ eine solche alternative genealogische Bezugnahme nicht. Stattdessen sieht er sich in seinem ehemaligen Heimatdorf wiederholt mit der Vorstellung einer intakten Generationenfolge konfrontiert, bei der der Sohn die Nachfolge des Vaters anzutreten hat. Er trifft seinen Cousin Karl, „dessen Vater und Großvater Karl hießen, dessen Sohn Karl heißt“ (VS 119). Bei einem Spaziergang durch das Dorf kommt er an Häusern vorbei, „in denen ich als Kind spielte. In den Ställen ist noch Licht, ein Bauer trägt auf einer Gabel Mist auf den Misthaufen vor dem Haus, der in der Kälte dampft. Damals führte dessen Vater diese Tätigkeit aus“ (VS 127). Der Erzähler selbst dagegen hatte sich aus solchen Strukturen der genealogischen Determination gelöst. Er ist seine „eigenen Wege gegangen“, ist aus dem Dorf weggezogen und unterscheidet sich sowohl beruflich wie auch in seinen politischen Anschauungen von seinem Vater. Auch mit den engen familiären Banden im Dorf hat er gebrochen: Weder weiß er, „wer im Ort so nah verwandt mit mir ist, daß ich ihn zum Leich-Imbs bitten müsse“ (VS 67), noch hat er ein Interesse am Ort seiner Kindheit:

[I]ch habe keine Empfindungen diesem Dorf gegenüber. Niemals in den letzten Jahren hatte ich den Wunsch, es wieder aufzusuchen, die Wege abzulaufen, an denen ich als Kind gespielt hatte. Es ist tot für mich. (VS 130)

Emotional kündigt der Erzähler die Verbundenheit mit seiner Herkunft auf und versucht so, auch die genealogische Zwangsläufigkeit des Lebenswegs aufzubrechen. Das Denken in Ahnenreihen und genealogischen Ketten wird zudem mit der völkisch-rassistischen Ahnenforschung des Vaters in Verbindung gebracht; außerdem behauptet der Vater bei Familienausflügen zu Schlössern, die Familie stamme vom früheren Schlossbesitzer ab, um damit freien Eintritt zu bekommen – ein Verhalten, das der Sohn immer als Demütigung empfunden hat. Dennoch wird an mehreren Textstellen deutlich, dass der Sohn bestimmte Denkweisen, die solchen genealogischen Mustern verpflichtet sind, durchaus internalisiert hat. Ein Beispiel ist die Antwort des Sohnes auf die Frage des Pfarrers, ob dem Vater eine kirchliche Beerdigung denn auch recht gewesen wäre:

65 Damit ruft Herbert ein Selbstverständnis auf, wie es für das antifaschistische Geschichtsbild der DDR konstitutiv war, vgl. Kap. 3.1.2 dieser Arbeit.

Ich stocke, hole aus: daß die Familie schon immer sehr religiös gewesen sei, durch die Jahrhunderte Schultheißen, Pfarrer, Gerichtsschöffen, Kirchenälteste gestellt habe; daß Vaters innere Haltung dadurch geprägt gewesen sei, er sein rücksichtsloses Eintreten für mißverständene humanistische Ideale einer falschen, verbrecherischen Idee untergeordnet habe; daß er sich früh aus der aktiven Politik zurückgezogen habe, seinen Idealen aber weiter anhing, die Augen verschloß vor Realitäten, vor Beweisen, bis zuletzt. (VS 45f.)

Das im Grunde ‚gute‘ Wesen des Vaters wird hier auf seine familiäre Abstammung zurückgeführt – zugrunde liegt die Vorstellung, dass die ‚innere Haltung‘ eines Menschen originär mit seiner genealogischen Herkunft verbunden ist. Der oberflächliche Bruch des Erzählers mit den familiären und dörflichen Traditionen verhindert also keineswegs Kontinuitäten in seinen Einstellungen. Dieses jedoch reflektiert er sofort: „Ich spule also doch meine eingeübten Erklärungen ab, merke ich und werde unsicher.“ (VS 46) Die hier formulierte Unsicherheit ist paradigmatisch für die ambivalente Haltung des Sohnes, die die Erzählung insgesamt prägt.

Was man als nicht überwundene oder nicht überwindbare Ambivalenz auf psychologischer Ebene bewerten kann, ist aus formal-ästhetischer Sicht als Multiperspektivität zu beschreiben. In Gauchs Erzählung lässt sich dies nicht nur in Bezug auf die Haltung dem Vater gegenüber, sondern auch im Hinblick auf den Umgang mit verschiedenen Zeitebenen geltend machen. Statt einer einzigen, souverän reflektierenden Erzählerposition, in der die eigene Kindheit und die Erinnerungen an den Vater in die Identität des Erzählers integriert wären (wie dies zumindest oberflächlich in Meckels Erzählung der Fall ist), gibt es in *Vaterspuren* zwei verschiedene Erzählebenen. Die Gegenwartsebene und die der Erinnerungen, in der auch der Vater in einem imaginären Dialog in der zweiten Person adressiert wird, stehen formal getrennt nebeneinander und sind mit einer jeweils eigenen Kapitelnummerierung, jeweils mit römischen bzw. arabischen Zahlen versehen.

Während Christoph Meckels *Suchbild* in der Forschung vorgeworfen wird, dass der erzählende Sohn dort die Perspektive des Vaters nicht einbeziehe⁶⁶ und die eigene Deutung der Vergangenheit damit hegemonial durchsetze, ist in Gauchs *Vaterspuren* eher das Gegenteil der Fall: Während der Sohn in seinen ambivalenten Gefühlen zu erstarren droht, nehmen die Geschichtsdeutungen des Vaters im Text viel Raum ein. Auch in den moralischen Maßstäben des Sohnes klingt die Übernahme der Wer-

66 So z.B. Irmgard Scheitler: *Deutschsprachige Gegenwartsprosa seit 1970*. Tübingen u.a. 2001, S. 239: „Fast nie kommt der Vater selbst zu Wort.“

te des Vaters an. So wirft der Erzähler dem Vater vor, ein „Drückeberger“ zu sein und greift auf Kriegsrhetorik zurück:

Gewiß, du hast dein Leben lang gekämpft. Aber du hast keinen Kampf durchgestanden. Du bist keine Kämpfernaut. Du hast keine Kompromisse geschlossen, aber dich nie bis zum Letzten für eine Sache eingesetzt. Du hast immer wieder dein Leben aufs Spiel gesetzt, aber nie ein wirkliches Opfer gebracht. (VS 64)

Auch wenn der Erzähler in Gauchs *Vaterspuren* die Schuld des Vaters, die dieser auf sich geladen hat, rational erkennt, ist er ihm emotional stark verbunden und durch seine Werte geprägt. Eine Ablösung gelingt trotz aller Abgrenzungsversuche nicht.

Der Erzähler in Gauchs Auseinandersetzung mit dem Vater verharrt in seiner Ambivalenz und hält, angetrieben durch seinen Wunsch nach Symbiose, letztlich an einem positiven Vaterbild fest. Im Text sind zwar auch kritische Perspektiven auf den Vater präsent, in denen sogar eine Aufforderung zum Bruch mit dem Vater explizit ausgesprochen wird, doch bleiben dies dezidiert externe Perspektiven. Der Erzähler delegiert den Aspekt des ‚Bruchs‘ an jemand anderen, noch dazu an einen Repräsentanten der jüdischen Opfer, der damit in doppelter Weise funktionalisiert wird: Die Spannung zwischen Bruch und Kontinuität wird für den Erzähler abgemildert, indem er Herbert den Aspekt der Abgrenzung zuweist; gleichzeitig findet er bei ihm Entlastung für seine eigenen stellvertretenden Schuldgefühle. Die Nähe zum Vater muss nicht aufgegeben werden, vielmehr wird diese durch den nachgeholten Dialog mit dem Vater auf einer der beiden Erzählebenen noch nachträglich imaginiert. Die Stimme des Vaters selbst erhält viel Raum und scheint so übermächtig, dass der Erzähler zu keiner souveränen Haltung finden kann.

2.2. Christoph Meckel: Suchbild. Über meinen Vater (1980)

Christoph Meckels *Suchbild. Über meinen Vater* (1980)⁶⁷ wird vor allem aufgrund seiner literarischen Qualität und der „Kraft der sprachlichen Evokation“⁶⁸ häufig aus dem Kreis der Väterliteratur hervorgehoben. Der Erzähler in *Suchbild* rekonstruiert die Biographie seines 1969 verstorbenen Vaters, Eberhard Meckel. Dieser wird als deutscher Bildungsbürger und Literat der so genannten ‚Inneren Emigration‘ ge-

67 Christoph Meckel: *Suchbild. Über meinen Vater*. Düsseldorf 1980. [Zitatangaben daraus werden im Folgenden abgekürzt durch „SB“].

68 So z.B. Jochen Vogt: *Er fehlt, er fehlte, er hat gefehlt... Ein Rückblick auf die sogenannten Väterbücher*, S. 393.

schildert, der Ende der vierziger Jahre aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause zurückgekehrt ist und vergeblich versucht, seine Rolle als Familienoberhaupt wieder einzunehmen. Meckel stützt sich bei seiner Rekonstruktion vor allem auf seine eigenen Erinnerungen, auf Erzählungen des Vaters, auf Briefe und das Kriegstagebuch des Vaters. Der Fund des Kriegstagebuchs fungiert als der für die ‚Vaterbücher‘ wie für die Generationenromane typische Schreibanlass in Form einer neu entdeckten historischen Quelle, die die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit motiviert – ähnlich wie die Briefe des Großvaters in Monika Marons *Pawels Briefe* [vgl. Kap. 3.5]. Während der Erzähler bei Meckel zuvor keine Notwendigkeit sah, sich mit dem Vater „zu beschäftigen“ – „Der Fall, ein Privatfall, war abgeschlossen“ (SB 63) – sind die Tagebücher des Vaters Anlass, über ihn zu schreiben:

Seit ich seine Kriegstagebücher las, kann ich den Fall nicht auf sich beruhen lassen; er ist nicht länger privat. Ich entdeckte die Notizen eines Menschen, den ich nicht kannte. Diesen Menschen zu kennen war nicht möglich, ihn für möglich zu halten – unzumutbar. (SB 64)

In dieser Textstelle wird eine zentrale Konstruktion innerhalb der Gedankenwelt des Erzählers erkennbar: die Konstruktion einer – in einem bürgerlichen Selbstverständnis wurzelnden – Differenz zwischen der ‚privaten‘ und der ‚öffentlichen‘ Person Eberhard Meckels; eine Differenz, die ähnlich auch in Sigfrid Gauchs *Vaterspuren* zu finden ist. Indem der Erzähler dem Vater exemplarische historische Bedeutung zuspricht, wird er zum öffentlich bedeutsamen „Fall“ gemacht. In den Kriegstagebüchern zeigt sich ein dem Sohn unbekannter Vater, der so „unzumutbar“ ist, dass der Sohn ihn nicht in das ihm vertraute Bild des Vaters integrieren kann: „Der Mensch, den ich kannte oder zu kennen glaubte, war nur ein Teil jenes anderen, den keiner kannte. Nachdem ich den einen und den andern kenne, fehlt eine Tagesordnung, zu der ich übergehn kann.“ (SB 64) Genau wie in Gauchs Erzählung ist auch bei Meckel die Ambivalenz gegenüber dem Vater ein zentrales Thema – Meckels Erzähler benennt diese als konstitutives Element seiner Schreibmotivation. Die beiden Seiten seines Vaterbildes unterscheiden sich so stark, dass sie nicht in Einklang gebracht werden können. Da der Sohn nicht einfach zur „Tagesordnung“ übergehen kann, versucht er, durch das Schreiben über ihn einen Weg zum Umgang mit dem neuen Wissen zu finden.

Das Portrait, das vom Vater gezeichnet wird, entspricht allerdings überraschend wenig der angekündigten Schwerpunktsetzung auf die ‚öffentliche‘ Seite des Vaters.

Das dabei entstehende Vaterbild ist im Gegenteil stellenweise zutiefst privat und intim, z.B. wenn der prüde Umgang mit Nacktheit und Sexualität in der Familie Meckel thematisiert wird. Statt den Kontrast zwischen einem bekannten („guten“) und einem unbekanntem („unzumutbaren“) Vater zu bestätigen, entpuppt sich Meckels Erzählung über seinen Vater als stimmige Darstellung einer Persönlichkeit, die privat wie öffentlich autoritätsgläubig ist und deren Bereitschaft zum Untertanentum während des Zweiten Weltkriegs auf Bedingungen trifft, die ihn öffentlich zum überfunktionierenden Offizier und eben auch privat zum verzweifelten Despoten werden lassen.

Meckels angekündigte Trennung der beiden Sphären setzt sich in der Rekonstruktion der väterlichen Biographie nicht fort. Die Behauptung einer solchen Differenz erweist sich vielmehr als Strategie, eine emotionale Distanz zum Erzählten aufrecht zu erhalten. Diese emotionale Distanz unterscheidet Meckels Vaterbuch auffällig von den meisten anderen Texten der Väterliteratur und fungiert als Mittel, die Ambivalenz gegenüber dem Vater in den Hintergrund treten zu lassen.

Der Erzähler entwirft das Portrait des Vaters weitgehend chronologisch. Eberhard Meckel, 1907 als Sohn eines angesehenen Architekten in Freiburg geboren, wurde katholisch und national erzogen. Freiburg blieb er zeitlebens verbunden und auch während seiner Zeit in Berlin in den dreißiger Jahren verließ er nie den „Umkreis einer verfestigten, geistesgläubigen, deutsch-literarischen Bürgerlichkeit“ (SB 30). Er war mit Peter Huchel, Günter Eich, Martin Raschke und Horst Lange befreundet und schrieb und veröffentlichte Gedichte und kurze Prosa, „ruhige Verse in traditioneller Manier“ (SB 29). Der Sohn beschreibt den Vater als Geistesmenschen, der behauptete, sich für Politik nicht zu interessieren, für ihn waren Heimat, Natur, Familie, Kunst, Landschaft sinngebende Werte:

Der Exodus von Juden, Kommunisten und Intellektuellen, das plötzliche oder allmähliche Verschwinden der gesamten Avantgarde schien von ihm kaum zur Kenntnis genommen zu werden. Während die SA marschierte, der Reichstag brannte, er selber Zeuge von Deportationen war [...], schrieb er weiter Erzählungen und Gedichte, in denen sich die Zeit nicht bemerkbar machte. (SB 29)

Der Sohn wirft dem Vater seine Abkapselung in Naturgedichten (vgl. SB 29) und die damit verbundene Ignoranz gegenüber immer stärker werdenden Repressalien gegen verschiedene gesellschaftliche Gruppen vor. Für die nationale Blut-und-Boden-Ideologie hatte der Vater durchaus Sympathien, den Nationalsozialismus insgesamt

lehnte er aus einer konservativen Haltung deutscher Geisteselite heraus aber ab: „Die ganze braune Richtung war viel zu geistlos, als daß er sich ernsthaft mit ihr beschäftigt hätte.“ (SB 45) Es waren, so der Erzähler, weniger die Inhalte der nationalsozialistischen Ideologie, die ihn störten, sondern vielmehr der „Stil“ Hitlers und seiner Parteigenossen. Diese seien ihm zu „vulgär“ gewesen, „[i]hr Auftritt war gröhland, rasselnd, würdelos, und zerstörte die edelsten Werte der deutschen Kultur. Das ließ sich mit Goethe und Heimatland nicht verbinden.“ (SB 45) Doch Eberhard Meckels Haltung verband sich gleichzeitig mit einer „Blindheit gegen die faschistische Pervertierung humanistischer Werte.“⁶⁹

Die Kommunikation mit dem Vater beschreibt der Sohn als unbefriedigend. „Ich habe“, schreibt er, „meinen Vater oft gefragt, was die Dreißiger Jahre für ihn waren und wie er lebte, vor allem: was er und seine Freunde dachten, und keine besonders erhellende Antwort bekommen.“ (SB 28) Diese Antworten findet er nun in den Kriegstagebüchern und rekonstruiert aus den knappen Sätzen darin die Gedankenwelt des Vaters. Dass diese Transformation im Zuge des Schreibprozesses mit einem Konstruktionsakt einhergeht, reflektiert der Erzähler eingehend:

Während ich an ihn denke, wird er zum Thema. Die Sätze entfernen ihn in einen Wortlaut, der seine Erscheinung zugleich erhellt und verdunkelt.

Über einen Menschen schreiben bedeutet: das Tatsächliche seines Lebens zu vernichten um der Tatsächlichkeit seiner Sprache willen. Der Satzbau verlangt noch einmal den Tod des Gestorbenen. Ihn zu vernichten und zu erschaffen ist derselbe Arbeitsprozeß. (SB 80)

Trotz der Erkenntnis, dass das Ergebnis biografischen Schreibens immer ambivalent ist – es „erhellt und verdunkelt“ zugleich, es ist sowohl ‚vernichtend‘ wie ‚erschaffend‘ – und am Ende ein (sprachliches) Kunstprodukt steht, ist das Portrait, das Meckel entwirft, von wenigen reflexiven Passagen abgesehen, überraschend dezidiert und deutlich im Urteil über den Vater. Der Erzähler schreibt zwar, dass er „nicht im Recht sein [will] gegen [s]ein Thema“ (SB 80), aber es bleibt letztlich doch beim Monolog des Sohnes und der auffälligen „Sicherheit [seiner] Perspektive“⁷⁰, wie in der Sekundärliteratur zurecht konstatiert wird. Während viele andere Texte der Väterliteratur von Vielstimmigkeit gekennzeichnet sind – so z.B. auch die Erzählungen von Sigfrid Gauch und Ruth Rehmann – ist der Erzähler in Meckels *Suchbild* in sei-

69 Konrad Kenkel: *Der lange Weg nach innen*, S. 174.

70 Paul Konrad Kurz: *Zwischen Widerstand und Wohlstand. Zur Literatur der frühen 80er Jahre*. Frankf./M 1986, S. 33.

nem moralischen Urteil scheinbar ohne jeden Zweifel, „[e]rzähltheoretische Reflexion“ verwandelt sich bei ihm stellenweise „in Machtdemonstration“⁷¹.

Der Sohn beschreibt den Vater als Gegner des nationalsozialistischen Regimes (er lehnte auch alle Gesuche, in die Partei einzutreten, ab), der sich aber gleichzeitig zum überzeugten Militaristen entwickelte. Nach seiner Einberufung zur Wehrmacht zeigte sich dort nicht nur seine Bereitschaft, als Soldat zu „funktionieren“ (SB 65), sondern auch sein „unbedingte[s] Vertrauen in Autorität“ (SB 69) und der Wille zur Unterwerfung. Der Erzähler zeichnet die Transformation des Vaters zum „Machtmenschen“ (SB 72) nach, der in der Wehrmacht Karriere als Offizier machte und schließlich immer weiter verrohte, bis der „Chauvinismus des gehobenen Untertans“ (SB 73f.) zum Vorschein kam:

Er war vielleicht kein Menschenverächter, aber er sah jetzt Polacken überall, elende Weiber und renitentes Gesindel. Er war vermutlich kein Antisemit, aber er sah die Beseitigung der Juden als Schicksal, Tragödie und für die einzelnen furchtbar, im ganzen aber als unabänderlich an. (SB 73)

Der Sohn stellt fest, dass dem Vater „das elementare Entsetzen [fehlte], weil ihm die Einsicht in den Zusammenhang fehlte.“ (SB 69) Eine Facette dieses größeren „Zusammenhangs“ näher zu beleuchten, ist das Verdienst von Christoph Meckels Erzählung. Indem er das Milieu, in dem der Vater aufgewachsen ist und die langsame Transformation seiner Haltung gegenüber der nationalsozialistischen Politik und dem Holocaust darstellt bzw. nachstellt, verschafft er dem Lesepublikum einen Einblick in eine vermutlich durchschnittliche Täterbiografie und führt vor, wie fehlender Widerspruch sich schleichend in stille Zustimmung verwandeln kann. Als Offizier in Lodz lebte der Vater „im Haus deportierter Juden. Das hätte ihm früher etwas ausgemacht [...]. Der Offizier war dagegen immun“ (SB 74).

Auch im Privaten zeigte sich immer stärker die Seite des Vaters, die wie ein Offizier „bestrafen wollte im Namen der Disziplin“ (SB 55). Der Erzähler beschreibt rigide Strafmaßnahmen des Vaters, die dazu führten, dass der Sohn fragte, „[o]b er nicht wieder wegwolle in den Krieg“ (SB 57). Eine Episode schildert der Erzähler sehr ausführlich: Nachdem er mit vier Jahren bei einem Schneider heimlich einen wertvollen Ring eingesteckt und mitgenommen hatte, erhielt er vom Vater zehn Tage lang, „zu lang für jedes Gewissen“ (SB 59), sieben Stockschläge auf jede Hand. Diese Strafe „machte der Unschuld des Kindes ein Ende“ (SB 59) – der Erzähler be-

71 Irmgard Scheitler: *Deutschsprachige Gegenwartsprosa seit 1970*, S. 239.

schreibt diesen Bestrafungsakt als Vertreibung des Kindes aus dem Paradies durch den Vater. Die Evokation eines göttlichen Vaters ist kein Zufall – der Vater wird auch an anderer Stelle als „Halbgott“ bezeichnet (SB 110), für das Kind war er „Zauberer und Freund“ (SB 111). Solche Glorifizierungen des Vaters verweisen auf frühkindliche Weltentwürfe, in der der Vater noch eine Allmachtsposition einnimmt. Meckels *Suchbild* liegt eine solche Vaterimago als Sehnsuchtsort zugrunde. Dass der Sohn daran trotz allen Erkenntnissen über die innere Haltung des Vaters festhält, macht schon der erste Satz der Erzählung deutlich: „Ich behalte das Glück der ersten Erinnerung“ (SB 9). Diese „erste Erinnerung“ bezieht sich auf ein Kindheitserlebnis mit dem Vater, auf gemeinsame Autofahrten im Osten Berlins und durch die Mark Brandenburg, Erinnerungen an den Geschwindigkeitsrausch bei gleichzeitigem „Gefühl von Sicherheit und blindem Vertrauen, eine wunderbare Gewißheit in seiner Nähe“ (SB 9). Seiner Rekonstruktion der väterlichen Biographie stellt der Erzähler dieses Bild einer glücklichen Vater-Sohn-Beziehung voran und verbindet damit die programmatische Feststellung, dass er das damit verbundene Glück „behält“ – egal, was die folgende ‚Vatersuche‘ bringen wird, schwingt dabei mit. Damit ist das Ideal einer harmonischen Beziehung des Sohnes zum quasi omnipotenten und beschützenden Vater, an dem alle folgenden Facetten der Beziehung zum Vater gemessen werden, benannt. Auch an anderer Stelle in der Erzählung heißt es in biblischem Ton: „Er war die Zuversicht, der Fels und der Fixstern, er war die unumstößliche Mitte des Kindseins“ (SB 49).

Dass der Vater dieser Imago immer weniger entsprochen und vor allem nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft das Bild des Sohnes von ihm gründlich ‚entzaubert‘ hat, löste beim Sohn schmerzliche Enttäuschungen aus und spitzte sich zur „Erfahrung eines ungeheuren Mangels“ (SB 140) zu: „Er war nicht länger Zauberer oder Freund. Bedrückend stand er zwischen dem Kind und der Welt, ein verbissener, gequälter und quälender Vorschriftsmensch, der die Gegenwart seines Kindes mißbrauchte, um sich selber ins Recht zu setzen“ (SB 111). Dieser Mangel wird in einer sprachlich dichten Passage, in der alles ‚Fehlende‘ eindrucksvoll aneinandergereiht wird, plastisch vermittelt. Auffällig an dieser Passage ist wiederum die Distanziertheit des Erzählers, der an keiner Stelle in der ersten Person spricht. Stattdessen ist von einem abstrakten „Es fehlte“ die Rede:

Alles Überflüssige fehlte. [...]

Die Freude fehlte. [...]

Es fehlte das unbelastete Atmen und Träumen, es fehlte die unbedachte Zärtlichkeit. Der besinnungslose Jubel ohne Anlaß. Der begeisternde Anlaß. Es fehlten die unbedenklichen Wörter und die schwerelosen Unterhaltungen, es fehlten Lässigkeit, Langmut und Frivolität. (SB 145)

Auch wenn er von sich selbst oder und seinen Brüdern erzählt, wählt der Erzähler statt der ersten die dritte Person und schreibt von ‚den Kindern‘. Die dadurch erzielte Wirkung der narrativen Distanzierung wird noch durch eine weitere Strategie verstärkt, die in der folgenden Passage deutlich wird:

Beschädigte Ehen und verstörte Gefühle, Ruinen, Hunger und schlechte Aussicht auf Zukunft, zehnmal geflickte Strümpfe und kalte Öfen – wie sollte da Freude in den Familien sein. [...]

Die deutsche Familie im nicht mehr deutschen Vierzonenland war mit Verdrängung beschäftigt, mit Kriegsneurose und Schuldbeschwichtigung, mit ruinierten Nerven und Impotenz. Sie war mit den Folgen von Angst und Verstörung beschäftigt, krankte an intellektueller Auszehrung und plagte sich mit Depressionen. Eine ganze Generation schien damit beschäftigt, die verschuldeten, unverschuldeten Wunden zu lecken. (SB 143)

Indem der Erzähler die einengende und freudlose Atmosphäre im Elternhaus als typisches Zeitphänomen und exemplarisch für „die deutsche Familie“ der Nachkriegszeit beschreibt, relativiert er die individuelle Situation.

Dass die Distanz zum Vater erst über die Narration hergestellt wird, ist auch daran erkennbar, dass der Erzähler in den Rückblicken auf seine Kindheit und Jugend wiederholt Distanzierungsbewegungen beschreibt, die jedes mal aufs Neue wie ein endgültiger Bruch mit dem idealisierten Vaterbild dargestellt werden. So schildert er, dass der Glaube an den Vater zum ersten Mal im Alter von vier Jahren verletzt worden sei und dann auch die ‚Vertreibung‘ aus dem väterlichen Paradies stattgefunden habe (SB 58f.). Als der Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, war die Freude auf den Vater wieder „grenzenlos“ – „Erinnerung an die frühe Kinderzeit schien mein Bild von ihm vergoldet zu haben.“ (SB 110) Doch es folgte eine erneute „Entzauberung“. Als Jugendlicher war der Sohn wiederum „überzeugt, einen unbezweifelbaren Vater zu haben“ (SB 129) – doch auch diese Überzeugung bröckelte wieder. Der Erzähler konstruiert wiederholt Abgrenzungserinnerungen, die letztlich nur offenlegen, dass der Sohn die Sehnsucht nach der Vaterimago der frühen Kindheit nie aufgegeben hat.

Meckels Verwendung des Generationenparadigmas ist ein zentraler Bestandteil seiner Distanzierungsstrategie. Wenn das Verhalten der Eltern als generationenty-

pisch eingeordnet wird, vermindert dies deren individuelle Verantwortung und Handlungsspielräume. Meckel setzt den so funktionalisierten Generationenbegriff in der Erzählung wiederholt ein. So führt er zentrale Wesensmerkmale des Vaters auf eine generationentypische Sozialisation zurück: „Schicksalsgläubigkeit und Weltvertrauen, Trivialelemente bürgerlicher Religiosität waren seiner Generation überliefert, wickelten seine Jugend ein und hielten ihn lebenslang fest“ (SB 18f.). Die Entlastungsfunktion des Generationenparadigmas kommt in Meckels Erzählung auch noch an weiteren Stellen zum Tragen: Wenn der Erzähler den Vater als Repräsentanten „einer unpolitischen Generation“ (SB 46) beschreibt und die Gleichzeitigkeit von „Militärkarriere und Rückzug in schöne Verse“ als „gespenstische Ambivalenz einer Generation“ (SB 39) bezeichnet, erscheint das Verhalten Eberhard Meckels als generationell und damit kollektiv bestimmt und seine individuelle Verantwortung wird gemindert. Auch den Rückzug des Vaters in unpolitische Poesie stellt der Erzähler in einen generationellen Zusammenhang: „Er stand mit dieser Haltung nicht allein. Allerlei Literaten seiner Generation (eine ganze Phalanx der jüngsten Intelligenz) lebten erstaunlich zeitfremd weiter.“ (SB 29)

Mit Hilfe des Generationenparadigmas findet nicht nur eine moralische Entlastung des Vaters statt, sondern der Sohn gewinnt damit emotionale Distanz zum Vater und zu den Verletzungen der Kindheit. Dies illustriert die folgende Textstelle, die sich auf die Konstitution des Vaters nach seiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft bezieht: „Seine Zerbrochenheit quälte die Kinder (sie wußten noch nicht, daß diese Vaterschaft – der entthronte, hilflos gewordene Despot – bezeichnend war für die ganze Generation)“ (SB 134). Dieser Äußerung liegt die Annahme zugrunde, dass das individuelle Verhalten des Vaters von den Kindern als weniger „quälend“ empfunden worden wäre, wenn es als generationentypisches erkannt und damit in eine kollektive Disposition verwandelt worden wäre. Der Erzähler greift in diesen Passagen auf das Generationenkonstrukt zurück, um die Verantwortung des Vaters zu relativieren.

Wenn der Erzähler in Meckels *Suchbild* dem Vater den Status eines typischen Vertreters einer spezifischen Generation zuweist, hat dies aber noch eine weitere, für das Generationenverhältnis in Folge des Nationalsozialismus entscheidende Konsequenz: Der Sohn aktiviert damit das dem Generationenkonzept inhärente Motiv der Abgrenzung und definiert sich implizit selbst als Angehöriger einer anderen Genera-

tion, die nichts mit der vorhergehenden gemeinsam hat. Den diachronen Aspekt des Generationenparadigmas im Sinne der genealogischen Kontinuität blendet der Erzähler bei Meckel bemerkenswerterweise aus – zumindest in Bezug auf seine eigene Person. Dies ist umso überraschender, als das Wesen des Vaters als Produkt seiner Erziehung durch den Großvater geschildert wird und die Kontinuitäten zwischen Großvater und Vater hervorgehoben werden. Dieser Großvater „ging als Scheusal durch die Familiengespräche.“ (SB 21) Der Großvater, ein „Misanthrop“,

zerbrach die Natur der Kinder. Seiner Mißachtung entkam kein Mensch, es sei denn als Opfer. Mein Vater litt unter chronischer Lieblosigkeit und stotterte früh. Was immer er tat, seinen Vater zu überzeugen, wurde knapp und kalt mit Verachtung belegt. Zeitlebens warb er um ihn und erhielt kein Echo. (SB 23)

Alle zuvor angeführten zentralen Wesensmerkmale des Vaters führt der Sohn auf die lieblose Erziehung des Großvaters zurück:

Er fror im Schatten dieses frostigen Herrn. Er floh in die lebenslange Sehnsucht nach Landschaft. Er verdankte ihm eine demütige, fast unterwürfige Anhänglichkeit an Familie und Kindheit, ihre Gestalten und Orte. Er verdankte ihm sein Verfallensein an Heimat und eine unüberwindliche Lebensangst. Er verdankte ihm den Sinn für Prinzip und Strafe und den unbedingten Glauben an Autorität. (SB 23)

Die Charaktereigenschaften des Vaters werden – ohne einem entschuldigenden Duktus zu verfallen – als Produkt seiner Sozialisation durch den Großvater gedeutet. Gleichzeitig macht der Erzähler eine Kontinuität der Verhaltensweisen vom Großvater zum Vater fest und beobachtet, dass der Vater, „[o]hne sein Wollen und Wissen, in schwächerer Form, [...] die Wesensart seines Vaters [imitierte].“ (SB 23f.) Die „Erziehungsformel“ des Großvaters lautete „du bist nichts, du kannst nichts, mach deine Schulaufgaben. Sie kehrte wörtlich bei meinem Vater wieder, als er meine ersten Gedichte las.“ (SB 23) Obwohl der Erzähler die (auch unbewussten) Prägungen der Kinder durch die Eltern explizit thematisiert und bei seinem Vater wie selbstverständlich feststellt, veranlasst ihn dies nicht dazu, seine eigenen Prägungen durch den Vater und dessen Erziehung zu reflektieren. Seine eigene Position scheint, wie schon angedeutet, gerade im Vergleich zu anderen Texten der Väterliteratur erstaunlich unhinterfragbar und seine moralische Überlegenheit unangefochten. Dass er selbst auch unbewusste Identifikationen mit dem Vater in sich trägt, thematisiert der Erzähler zwar an einer Stelle der Erzählung und schreibt, er habe in seiner Jugend „[j]ahrelang [...], ahnungslos, seiner Vorstellung von meinem Leben“ (SB 153) entsprochen. Genau wie sein Großvater habe er Architekt werden wollen, bevor er dann

mit dem Zeichnen und Schreiben begann. Dass die Identifikation mit familiären Traditionen jenseits des Berufswunsches sich auch auf Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen ausgeweitet haben könnte, wird aber nicht reflektiert. Dies ist vor allem angesichts der Tatsache, dass der Sohn die gleiche Leidenschaft wie der Vater entwickelt, überraschend: Im Schreiben nämlich tritt Christoph Meckel in die Fußstapfen seines Vaters. In diesem Bereich gewinnt der Sohn den Konkurrenzkampf mit ihm. Aus der Sicht des Erzählers verlor der Vater angesichts der Erkenntnis, dass sein Sohn „die Gedichte schrieb, die er selbst schreiben wollte“ (SB 156), den Rest seines ohnehin angeschlagenen Selbstbewusstseins. Wolfgang Frühwald sieht Meckels Erzählung in der „Tradition der Vater-Sohn-Konkurrenz“. Meckel gelinge hier, was sich Bernhard Vesper in *Die Reise* „noch nicht einzugestehen traute, die Innovation gegenüber dem schriftstellerischen Selbstbewusstsein des Vaters.“⁷² Zur „Sicherung der eigenen Identität“ sei allerdings „die ständige Selbstminimierung des Vaters“ nötig, „so daß nicht deutlich wird, ob eine tatsächliche Erinnerung an den Vater mitgeteilt wird oder nur eine zum Selbstschutz aufgerichtete Behauptung, durch die der Vater zum Paradigma seiner Generation wird“⁷³.

Das spätere Verhältnis zwischen ihm und seinem Vater beschreibt der Erzähler als Umkehrung der klassischen Vater-Sohn-Beziehung: „Mit leidlichem Humor verkündete er, der Vater seines Sohnes geworden zu sein. [...] Ich sah: er litt, von mir verschattet zu werden“ (SB 156). Der Vater, der von seinem Sohn in den Schatten gestellt wird, ist die völlige Demontage des omnipotenten Familienoberhauptes – symbolisiert aber auch den Bruch in der herkömmlichen Generationenkonstellation in Folge der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Das zutiefst gestörte Generationenverhältnis verdichtet sich im Bild des Vaters auf den Schultern des Sohnes. In Vergils *Aeneis* rettet Aeneas seinen greisen Vater Anchises aus den Trümmern des brennenden Troja, er trägt ihn auf seinen Schultern und spricht: „Also, lieber Vater, voran, unserem Nacken dich aufzusetzen, ich selber werde mit den Schultern darunter gehen und diese Mühsal wird mich nicht beschweren.“⁷⁴ In Christoph Meckels *Suchbild* taucht dieses Motiv unter radikal umgekehrten

72 Wolfgang Frühwald: „Vaterland – Muttersprache...“ *Zur literarischen Tradition moderner Väterliteratur*. In: *Communicatio fidei*. Festschrift für Eugen Biser um 65. Geburtstag. Hg. v. Horst Bürkle u. Gerold Becker. Regensburg 1983, S. 343-355, hier S. 351.

73 Ebd.

74 Vergil: *Aeneis*. Lateinisch-Deutsch. Hrsg. v. Johannes Götte in Zusammenarbeit mit Maria Götte. 5. Aufl. 1980, II. Buch, V. 701.

Vorzeichen auf: Hier gibt es „keine Chance für ein Kind, ihn [den Vater, N.G.] loszuwerden. Er sprang auf den Rücken seiner Kinder und rief: Ihr ernährt euren alten Vater, ihr schuldet ihm was!“ (SB 150) Was den Vater in Meckels Text für den Sohn zur Last auf seinen Schultern werden lässt, ist weit mehr als eine Verpflichtung im Rahmen eines sozial-ökonomischen Generationenvertrags – es ist das historische Erbe des Nationalsozialismus, die verdrängte oder abgewehrte Schuld der Elterngeneration. Während es z.B. dem Erzähler in Hanns-Josef Ortheils *Abschied von den Kriegsteilnehmern*, einem ‚Vaterbuch‘ der 1990er Jahre, gelingt, den Vater – und damit die Last der Vergangenheit – im Zuge des Mauerfalls 1989 abzuwerfen,⁷⁵ ist dies dem Erzähler in Meckels Erzählung nicht möglich.

Zu Beginn der Erzählung beschreibt der Erzähler in Meckels *Suchbild* seine Ambivalenz gegenüber dem Vater als existentielles Problem: Es „fehlt eine Tagesordnung, zu der ich übergehn kann.“ (SB 64). Die wiederholten Distanzierungsbewegungen erweisen sich als Strategie des Erzählers, diesen Ambivalenzkonflikt zu lösen. Während damit die Spannung zwischen ‚Bruch‘ und ‚Kontinuität‘ auf den ersten Blick zugunsten einer Abgrenzung vom Vater aufgelöst wird, bleibt die Bezogenheit auf ihn über die an einzelnen Stellen der Erzählung aufscheinende Sehnsucht nach Nähe implizit präsent. Gleichzeitig weisen auch die über das Generationenparadigma transportierten Entlastungsgesten auf das Bedürfnis nach Versöhnung bzw. Kontinuität hin – so z.B. die Tatsache, dass der Erzähler im Schreiben das Erbe des Vaters antritt. Dass der Text in der Forschung z.T. als „Machtdemonstration“⁷⁶ des Sohnes gegenüber dem Vater empfunden wird, ist die Folge des Schreibprozesses selbst: Erst die Erzählung über das Leben des Vaters stellt ein kohärentes Vaterbild her; er ‚erschreibt‘ sich ein Vaterbild, mit dem er leben kann. Auch wenn der Erzähler den für den Schreibprozess konstitutiven Konstruktionscharakter reflektiert, ändert dies nichts an der Tatsache, dass er sich durch das Schreiben seines Vaters bemächtigt. Durch diese souveräne Erzählhaltung ist der Sohn bei Meckel im Gegensatz zum Erzähler in Gauchs *Vaterspuren* dem Ambivalenzkonflikt nicht länger ausgeliefert, sondern macht sich gleichsam zum Subjekt der Ambivalenz.

75 Dies ist ganz wörtlich zu verstehen: „[U]nd so war ich losgezogen mit meinem Vater und meinen Brüdern vom hohen Plateau in die Tiefe und in die Weite, und ich hatte meinen Vater und meine Brüder durch das Land nach Osten geschleppt, einen ordentlichen Weg hatte ich sie getragen, lange Zeit, und ich hatte sie getragen, um sie hier, in der fernen Weite, zu begraben für immer...“ Hanns-Josef Ortheil: *Abschied von den Kriegsteilnehmern*. München 1992, S. 412.

76 Irmgard Scheitler: *Deutschsprachige Gegenwartsprosa seit 1970*, S. 239.

2.3. Ruth Rehmanna: Der Mann auf der Kanzel (1979)

Nicht nur in Fällen unmittelbarer aktiver Täterschaft des eigenen Vaters, wie z.B. beim überzeugten Nationalsozialisten Hermann Gauch, wird die Ambivalenzproblematik bei den Nachkommen virulent. Die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen wie persönlichen Standortbestimmung in Abgrenzung zur Vätergeneration findet auch bei einem vergleichsweise sehr viel ‚harmloseren‘ persönlichen Erbe literarischen Niederschlag und hat womöglich gerade wegen der größeren Allgemeingültigkeit eine starke gesellschaftliche Relevanz. Ruth Rehmanna Roman *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater* (1979)⁷⁷ ist ein Beispiel für eine Auseinandersetzung mit opportunistischem Verhalten und führt darüber hinaus die Relevanz der Kategorie Geschlecht in genealogischen Positionierungen innerhalb familiärer Gefüge vor.

Rehmanna Erzählerin setzt sich erst auf Drängen ihres Sohnes mit der Vergangenheit ihres Vaters und damit zwangsläufig auch mit ihrer eigenen Kindheit und Sozialisation auseinander. Im Zentrum ihrer Rekonstruktion der eigenen wie der väterlichen Geschichte steht die Frage, warum der Vater, Reinhold Rehmanna, ein Pfarrer mit konservativ-deutschnationaler Einstellung, ‚nichts gesehen‘ habe von den Verbrechen der Nazis, warum er das System bis zuletzt indirekt mitgestützt, sich zumindest opportunistisch und kooperativ gezeigt habe. Das Ergebnis ist eine anschaulich erzählte Biographie, in der es weniger um die Frage nach der Beteiligung an konkreten verbrecherischen Handlungen geht als um die Schuld, die in stillem Zuschauen und einer Naivität liegt, in der sich Frömmigkeit und Gottvertrauen mit Obrigkeits- und Kaiserstreue verbinden. Hitler und der Nationalsozialismus waren dem Vater vor dem Hintergrund seines eigenen Konservatismus unsympathisch – Antisemitismus, Antikommunismus, Nationalismus und eine Begeisterung für das Militärische allerdings waren seinem Denken tief eingeschrieben.

Der Text beginnt mit einer Kindheitserinnerung der Erzählerin: Wie sie, als jüngste Tochter im spielerischen Gleichschritt neben ihrem Vater durch die Straßen des Dorfes spaziert und Vater und Tochter im Rhythmus der Schritte „Wir zwei bei-

77 Ruth Rehmanna: *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater*. München/Wien 1979 [Zitatangaben daraus werden im Folgenden abgekürzt durch „MK“].

de!“ flüstern. In diesem Bild wird eine enge Beziehung von Vater und Tochter evociert, die symbiotische Züge trägt. Die geflüsterte Formel soll ausdrücken, „daß wir zusammengehörten, der Älteste und die Jüngste der Familie, und daß nichts auf der Welt uns dazwischenkommen könnte.“ (MK 9) In der Realität ist es anders gekommen – Rehmanns Roman geht den Gründen für die Auflösung dieser Symbiose zwischen Vater und Tochter nach, die nicht nur individualpsychologischer Natur sind, sondern auch in historisch bedingten Entfremdungsprozessen wurzeln. Neben der Beschwörung des generationenübergreifenden Zusammenhalts werden in diesem Anfangsbild des Romans auch die innerfamiliären Traditionslinien hervorgehoben: „[U]nd genauso, sagte er [der Vater, N.G.], sei sein Vater, der auch Pfarrer war, mit ihm, der auch der Jüngste war, durch die Straßen von St. Goar gegangen“ (MK 9). In dieser, der eigentlichen Romanerzählung vorangestellten Passage wird die Bedeutung der familiären Genealogie betont. Durch die angeführte lebensgeschichtliche Parallele zwischen Vater und Tochter wird zudem auf die Ähnlichkeiten zwischen beiden verwiesen und ein Idealbild genealogischer Kontinuität entworfen, die der Tochter als Kind ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit vermittelt hat. Diese positiven Gefühle werden auf den folgenden Seiten mit Ausdrücken wie „Vaterwärme“ (MK 11) und „Vatertaschentuch“ (MK 12) illustriert; die Hand des Vaters ist in der Erinnerung der Erzählerin die „[w]arme trockene Hand, die von oben kommt.“ (MK 12) Im Bild der Hand, „die von oben kommt“, klingt schon die Idealisierung des Vaters durch die Tochter an, die ihm gottähnliche Attribute zuweist. Die Nähe zum Vater, die die Tochter morgens empfindet, wenn sie in seinem Arbeitszimmer aus dem Fenster blickt, während der Vater arbeitet und die Tochter ab und zu mit Süßigkeiten versorgt, ist für das Kind „das Nest [...], in dem es sicher sitzt“ (MK 24).

Rehmanns Erzählung der Lebensgeschichte ihres Vaters ist alles andere als eine Abrechnung oder Verurteilung, wie sie in vielen anderen Texten des Genres zu finden sind. Sie ist vielmehr geprägt von einem liebevollen Ton und einem Duktus des Verstehen-Wollens. Gleichzeitig ist der Erinnerungsprozess, mit dem die Erzählerin eine Antwort auf die Frage finden will, warum ihr Vater während der Zeit des Nationalsozialismus keinen Widerstand geleistet habe, auch ein Loslösungsprozess vom Vater. Die emotionale Nähe zum Vater in der Kindheit, die in der zitierten Ein-

gangspassage im Bild des gemeinsamen Spaziergangs anklingt, wird in vielen Textpassagen wiederholt deutlich.

Die Beschäftigung der Erzählerin mit ihrem Vater wird von den Fragen ihrer Kinder angestoßen. Auf einer Urlaubsreise übernachtet die Familie in der Heimatstadt der Erzählerin. Dies ruft bei ihr Kindheitserinnerungen wach und löst Fragen der Kinder nach dem Großvater aus. Die Distanz zwischen der eigenen Kindheit und der Realität und Vorstellungswelt ihrer Kinder nimmt die Erzählerin aber als unüberbrückbar wahr. Ihre Kindheitserinnerungen beschreibt sie als „Strömungen, die mich von meinen Kindern entfernten“ (MK 11) und für ihre auch emotionalen Assoziationen sieht sie „[k]eine Möglichkeit“, diese den Kindern „mitzuteilen“ (MK 11). Sie beschreibt die Welt des (Groß-)Vaters als eine nicht in die Gegenwart integrierbare: „Die von ihm hinterlassenen Dinge laufen in unserem Haushalt mit, ohne sich mit den unsrigen zu vermischen: Tintenfaß, Löscher, Federkästchen aus Libanonzeder, silberne Briefwaage [...]“ (MK 13). Die Gegenstände aus dem Besitz ihres Vaters wirken wie museale Anschauungsstücke aus einer fernen Zeit. Für die Enkel ist der Großvater eher ein Kuriosum aus einer anderen Welt: „Die Töchter hätten ihn gern gekannt: so ein richtiger altmodischer Pfarrer im schwarzen Gehrock, mit Kragenröhre!“ (MK 12) – „Muß doch ganz toll gewesen sein, so ein Vater, der lange Pfeifen raucht, Stahlfeder am hölzernen Halter in ein silbernes Tintenfaß taucht. Ein Vater, der glaubt, an Gott und so weiter.“ (MK 13) Solche Textstellen illustrieren, dass der Enkelgeneration das von Habermas angeführte „schwer entwirrbare[] Geflecht von familialen, örtlichen, politischen, auch intellektuellen Überlieferungen“ fremd geworden ist und sie keinen bewussten Zugang zu diesen Traditionen zu haben scheint.

Den Sohn Thomas, Geschichtsstudent im dritten Semester, interessiert der Großvater weniger als Kuriosum – für ihn ist eine andere Frage wichtig: Von der Mutter möchte er „erfahren, wie [ihr] Vater mit den Lebensdaten 1875-1940 sich zum Nationalsozialismus verhalten hat.“ (MK 13) Die Antwort der Mutter, dass ihr Vater „ein unpolitischer Mensch“ gewesen und „seinem Gewissen gefolgt“ sei, nimmt der Sohn allerdings nicht unkritisch hin (MK 13f.). Auch wenn Differenzen im Gespräch zwischen Mutter und Sohn grundsätzlich unproblematisch zu sein scheinen, stößt die Verständigung zwischen beiden am Thema des Vaters bzw. Großvaters an ihre Grenzen:

Wir haben immer miteinander reden können, Thomas und ich, auch streiten über mein „bürgerliches Bewußtsein“, seine „Parteilichkeit“, mein „Urvertrauen“ (das endlich mal hinterfragt werden müßte, findet er), seine „wissenschaftliche Haltung“ (die ich „Religionsersatz“ nenne). Über meinen Vater können wir nicht reden. (MK 14)

Die Frage nach der individuellen Verstrickung in die Verbrechen des Nationalsozialismus erweist sich als emotional besetzt, die Erzählerin macht in der Stimme ihres Sohnes, der nicht „begreift, wie so ein Supergewissen die braune Zeit überdauern konnte, ohne im KZ zu landen“, „Zorndruck“ aus (MK 14). Entscheidend für das Verständnis dieser Konstellation im Vergleich zu anderen Texten ist die Tatsache, dass Rehmann, die 1922 geboren wurde, eine der ältesten Autorinnen innerhalb des Genres der Väterliteratur ist. Es ist sehr viel stärker ihr Sohn als sie selbst, der in seiner Haltung zur nationalsozialistischen Vergangenheit die „68er“-Generation repräsentiert und die Schuld und Verantwortung des (Groß-)Vaters anklagt.

Ausgelöst durch die Fragen ihres Sohnes, wird die Erzählerin zum „mediator between the generations“⁷⁸. Sie stößt auf das Problem, ihr Bild des Vaters bzw. Großvaters so vermitteln zu wollen, dass der Sohn ihren eigenen, liebevollen Blick auf den Vater teilen kann. In einem Gespräch mit dem Lehrer Limbach, der den Vater gut kannte und noch in ihrem Heimatdorf lebt, reflektiert die Erzählerin ihre Vermittlungsschwierigkeiten:

Kennen Sie das, Herr Lehrer: die Entfernung zwischen den Generationen, sobald Überlieferung versucht wird? Die Veränderung der Sprache bei der Bemühung, sich über die Entfernung hinweg verständlich zu machen? Die falschen Töne, die die Bemühung hervorbringt? Als wäre etwas zu verbergen: dunkle Punkte, Dreck am Stecken... Kennen Sie den Ekel vor falschen Tönen in der eigenen, um Wahrheit bemühten Stimme und den makabren Wunsch, den dunklen Punkt, den Dreck am Stecken endlich zu finden, damit es einmal vorbei und ausgestanden ist: So war er; das hat er gemacht, und nun ist er tot! (MK 18f.)

Schon hier wird deutlich, dass sie selbst Zweifel an ihrem positiven Vaterbild hat und durchaus damit rechnet, den „Dreck am Stecken“ zu finden. Gleichzeitig benennt sie explizit ihren Wunsch, mit der Vergangenheit abzuschließen: „So war er; das hat er gemacht, und nun ist er tot!“ – dieser Satz klingt wie eine Aufforderung, nicht weiter am Vaterbild zu rütteln und die Vergangenheit nicht weiter zu thematisieren. In der Deutung der Erzählerin sind das Verständnis und die Bewertung der

78 Susan G. Figge: *Fathers, Daughters, and the Nazi Past: Father Literature and Its (Resisting) Readers*. In: *Gender, patriarchy, and fascism in the Third Reich. The response of women writers*. Hg. v. Elaine Martin. Detroit, Michigan 1993, S. 274-302, hier S. 280.

Vergangenheit an die Generationszugehörigkeit gekoppelt, sie beschreibt ihr Vermittlungsproblem als „Entfernung zwischen den Generationen“. Diese generationelle Deutung gründet sich bei Rehmann aber nicht auf eine Position der belehrenden, auf Erfahrung verweisenden Überlegenheit gegenüber der jüngeren Generation, sondern ist von Anfang an defensiv angelegt. Der Duktus ihrer Vergangenheitserforschung ist eher von Rechtfertigung geprägt, und die Erzählerin befragt sich selbst immer wieder kritisch. Entscheidend ist, dass sie so ihre eigenen Identifikationen mit dem Wertesystem des Vaters nach und nach freilegt und damit eine kritische Befragung der eigenen mentalitätsgeschichtlichen Herkunft vornimmt. Sie reflektiert das konservativ-protestantische Milieu, aus dem der Vater kommt, mitsamt ihrer eigenen politischen Prägungen, v.a. hinsichtlich ihres eigenen Antikommunismus und Antisemitismus.

In seinem berühmten Aufsatz *Vom öffentlichen Gebrauch der Historie*, der im Rahmen des westdeutschen Historikerstreits erschienen ist, begründet Jürgen Habermas, warum in Bezug auf den Nationalsozialismus von einer „historische[n] Haftung“ der so genannten ‚Nachgeborenen‘ gesprochen werden könne:

Mit jenem Lebenszusammenhang, in dem Auschwitz möglich war, ist unser eigenes Leben nicht etwa durch kontingente Umstände, sondern innerlich verknüpft. Unsere Lebensform ist mit der Lebensform unserer Eltern und Großeltern verbunden durch ein schwer entwirrbares Geflecht von familialen, örtlichen, politischen, auch intellektuellen Überlieferungen – durch ein geschichtliches Milieu also, das uns erst zu dem gemacht hat, was und wer wir heute sind. Niemand von uns kann sich aus diesem Milieu herausstehlen, weil mit ihm unsere Identität, sowohl als Individuen wie als Deutsche, unauflöslich verwoben ist.⁷⁹

Habermas betont die Aspekte der Kontinuität im Verhältnis der westdeutschen Gegenwart zur nationalsozialistischen Vergangenheit, die die Nachkommen sowohl auf individueller wie auf national-kultureller Ebene prägen. Aus dem Fortwirken persönlicher, geistiger und kultureller Faktoren ergibt sich für ihn eine Art kollektiver Mithaftung der nächsten Generationen.⁸⁰ Neben einem Erinnerungsimperativ – der Verpflichtung, „die Erinnerung an das Leiden der von deutschen Händen Hingemordeten wach[zuh]alten“⁸¹ – leitet Habermas aus einer so verstandenen Mithaftung die Not-

79 Jürgen Habermas: *Vom öffentlichen Gebrauch der Historie. Das offizielle Selbstverständnis der Bundesrepublik bricht auf*. In: „Historikerstreit“. *Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung*. München 1987, S. 243-255; hier S. 247 [Zuerst ersch. in: *DIE ZEIT*, 7. November 1986].

80 Vgl. dazu auch Karl Jaspers: *Die Schuldfrage. Von der politischen Haftung Deutschlands*. München 1965.

81 Jürgen Habermas: *Vom öffentlichen Gebrauch der Historie*, S. 247.

wendigkeit einer „reflexive[n], prüfende[n] Einstellung gegenüber den eigenen identitätsstiftenden Traditionen“⁸² ab. Ruth Rehmanns Roman *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater* kann als ebensolche kritische Befragung der eigenen familiären und mentalitätsgeschichtlichen Herkunft und als „kritisch sichtende Traditionsaneignung“⁸³ im Sinne Habermas’ verstanden werden.⁸⁴

Das Motiv des Bruchs spielt im Text zwar eine zentrale Rolle, aber die Diskontinuitäten liegen hier, anders als in den meisten anderen Texten der Väterliteratur, nicht zwischen der Erzählerin und ihrem Vater, sondern zwischen der Großvater- und Enkelgeneration. Dies zeigt sich auch in der abgebrochenen Familientradition. Während der ältere Bruder der Erzählerin, Gerhard, ebenfalls Landpfarrer und damit „Fortsetzer der Familientradition“ (MK 72) geworden ist, wird diese Linie in der Familie der Erzählerin nicht fortgesetzt. Im Gegenteil: Ihr Sohn ist ein vom Marxismus überzeugter Geschichtsstudent und benutzt den Schrankaufsatz auf dem ehemaligen Schreibtisch des Großvaters, der darin theologische Literatur aufbewahrt hatte, „zur Ablage von Marx, Engels, Lenin“ (MK 13). Was als Entweihung des großväterlichen Schreibtisches anmutet – die Inbesitznahme durch marxistische Klassiker – markiert den Bruch in der familiären Überlieferung von politischen Einstellungen, Denkweisen und Wertesystemen.

Diesen Bruch beschreibt die Erzählerin als „Störung im Familiengedächtnis“:

„Das Familiengedächtnis funktioniert nicht mehr“, sagte ich. „Es hat eine Störung in der Leitung: Nazizeit, Krieg, Zusammenbruch. Wie überliefert man Väter, die weder Naziverbrecher noch Widerstandskämpfer waren? Wie bringt man sie einzeln und lebendig durch die Mühle der Pauschalvorstellungen und -urteile? Wie schützt man sie vor der Verzerrung durch Schreckens- oder Wunschbilder? Wie erklärt man den Unterschied zwischen erlebter und in Rückschau betrachteter Zeit, ohne in den apologetischen Jammerton zu verfallen, den ich-war-noch-zu-klein, ich-hab-nichts-gesehen, ich-war-nicht-dabei-Ton?“ (MK 18)

„Nazizeit, Krieg, Zusammenbruch“ – für die Erzählerin sind dies die Ursachen für die von ihr diagnostizierte „Störung im Familiengedächtnis“. Der generationelle Bruch ist für sie mit einem gedächtnistheoretischen Problem verknüpft: Überlieferung, Tradierung und Gedächtnis werden problematisch.

82 Ebd., S. 251.

83 Ebd., S. 248.

84 Vgl. Marie-Luise Gätgens: *Women writers and fascism. Reconstructing history*. Gainesville 1995, S. 71ff.

Rehmanns Roman *Der Mann auf der Kanzel* sucht nach Antworten auf dieses „Vermittlungsproblem“. Die Erzählerin greift verschiedene Erinnerungsformen und -medien auf (Gespräche mit Zeitzeugen, Briefe, Erzählungen aus dem Familiengedächtnis usw.), um damit ein vielschichtiges Bild der Vergangenheit entstehen zu lassen. Anders als in neueren Familienromanen, wie z.B. Stephan Wackwitz' *Ein unsichtbares Land* oder Uwe Timms Erzählung *Am Beispiel meines Bruders*,⁸⁵ steht bei Rehmann nicht eine mögliche oder behauptete Authentizität der Quellen im Vordergrund. Über weite Passagen entwirft Rehmann epische Szenarien aus der Jugend des Vaters und der Atmosphäre in seinem Elternhaus. Das Ziel ist dabei nicht, ein möglichst realitätsnahes Bild widerzugeben, sondern vielmehr das konservativ-protestantische Milieu nachzuzeichnen und die Charakterzüge des Vaters anhand von dicht erzählten Einzelepisoden plastisch werden zu lassen.

Der Punkt, an dem die Identifikationen der Erzählerin mit dem Vater zum ersten Mal hinterfragt werden, ist ein Gespräch mit dem „rote[n] Lehrer Limbach“ (MK 16), der der gleichen Generation wie der Vater angehört und diesen gut kannte. Er erinnert sich daran, im Arbeitszimmer des Pfarrers gewesen zu sein, und berichtet der Erzählerin von seinen Erinnerungen:

Ihr Vater hatte drei Väter, den leiblichen, den Vater im Himmel und den Alten Kaiser und König von Preußen. Die waren alle in diesem Zimmer versammelt, und zwischen ihnen, winzig, das Kind, das Sie waren. [...] Wenn ich es so still und selbstzufrieden da stehen und auf die Straße hinabblicken sah, habe ich mir gedacht, daß es schwer, fast unmöglich sein müßte für so ein Kind, aus diesem mit Väterlichkeit überfüllten Zimmer hinauszugehen. (MK 20)

Die Omnipräsenz von Vaterfiguren und die damit verknüpfte patriarchale Gesellschafts- und Familienordnung muss sich die Erzählerin im Laufe des Romans erst bewusst machen, um einen kritischen Blick auf den Vater werfen zu können. Zu Beginn des Textes antwortet sie dem Lehrer auf seine Beobachtung: „Ich bin erwachsen“, [...]. „Das Zimmer existiert nicht mehr.“ – woraufhin der Lehrer Zweifel anmeldet: „Sind Sie so sicher?“ sagte er und schloß behutsam das Gartentor zwischen uns.“ (MK 20) Das „Vaterzimmer“ zu „verlassen“ (MK 199) und damit „die Wahrheit wahr[zunehmen]“ (MK 199), ist das Ziel von Rehmanns Erzählerin.

Bei diesem Unternehmen spielt die Figur des Lehrers im Roman eine wichtige Rolle. Ähnlich wie in Sigfrid Gauchs *Vaterspuren* ist es damit auch bei Rehmann ein

85 Vgl. Kapitel 4 dieser Arbeit.

Repräsentant der ‚Opferseite‘ – der ‚rote Lehrer Limbach‘ ist Kommunist –, der zur entscheidenden reflexionsauslösenden Instanz wird. Der Lehrer ist es, der die Frage nach der Schuld des Vaters anhand eines konkreten Beispiels zuspitzt. Er gibt der Erzählerin einen Umschlag, den er dem Vater immer hatte schicken wollen, es aber „nicht übers Herz gebracht hat“ (MK 151). In diesem Umschlag findet die Erzählerin Unterlagen zu einem Mordfall aus dem Jahr 1933, bei dem die SS den tödlichen Schuss auf eines ihrer Mitglieder den angegriffenen Gewerkschaftsmitgliedern zugeschrieben hatte. Damit wurde verschleiert, dass der Schuss aus den eigenen Reihen abgegeben wurde. Die fälschlicherweise Angeklagten wurden verhaftet, eine ältere Frau, die Augenzeugin des Vorfalls war, später zusammengeschlagen. Auch der Vater war am Tatort und hat neben dem Toten gebetet. Die Tochter geht davon aus, dass er an der Wunde im Kopf des Erschossenen gesehen haben muss, dass der Schuss von hinten und damit aus den Reihen der SS abgegeben worden sein musste. Doch weder er noch der Arzt hatten sich vor Gericht dazu geäußert. In seinem nie abgesandten Brief an den Pfarrer stellt der Lehrer Limbach die Frage: „Warum haben Sie geschwiegen?“ (MK 153). Während die Erzählerin an anderen Stellen die naive Gutgläubigkeit des Vaters kritisch benannt hat, z.B. wenn er die Existenz von Konzentrationslagern anzweifelte, geht es in diesem Beispiel nicht mehr nur um Naivität und Wegsehen, sondern um eine Art von Schweigen, das als konkrete Beihilfe zum Unrecht zu bewerten ist.

In einem Gespräch mit ihrem Sohn Thomas will sie über die Sache sprechen:

Er, Thomas, kann diese Sache nicht so wichtig nehmen. „Unzählige Leute haben sich in dieser Zeit mies benommen. Dein Vater eben auch. Warum denn nicht? Weil er dein Vater ist?“

„Versteh mich doch“, sage ich. „Weil er mein Vater ist, kann es für mich nicht irgendeine miese Geschichte sein. Entweder es ist *seine* Geschichte und ich kann ihn darin sehen, oder alles, was ich bisher gemacht habe, ist subjektives Geschwätz.“ (MK 200)

Während Thomas als Vertreter der Enkelgeneration emotional distanziert ist und es für ihn nicht schwer ist zu akzeptieren, dass der Großvater sich nicht aufrichtig und couragiert verhalten hat, benennt die Erzählerin ihre emotionale Verstricktheit und ihren Wunsch, ein stimmiges Vaterbild zu entwerfen. Dieses Vaterbild läuft in Ruth Rehmanns Roman auf den ersten Blick auf eine Entschuldung des Vaters hinaus. Statt, wie der Lehrer, zu fragen: „[W]arum hat er geschwiegen?“, will sie fragen: „[W]arum hat er nichts gesehen?“ (MK 200) – und schon darin steckt die wohlwol-

lende Annahme, der Vater habe gar nicht wahrgenommen, wo die Wunde am Kopf des Erschossenen war.

Möglich, daß er stutzig geworden wäre, als der Prozeß lief und die verdächtigen Dinge passierten: die Mütze verschwunden, die Augenzeugin auf der Straße zusammengeschlagen. Aber was hätte er aussagen sollen, da er nichts Genaueres, nichts zu Beeidendes gesehen hatte? Lügen, auch „um der Gerechtigkeit willen“, hätte er nicht über die Lippen gebracht. Da war das Gewissen im Wege, die Verpflichtung zur absoluten Wahrhaftigkeit, die nicht mit der Verpflichtung zur genauen Wahrnehmung gekoppelt war. (MK 203)

Die Erzählerin schreibt dem Vater eine „besondere Art von Einsamkeit“ zu,

in der einer trotz täglicher minuziöser Kontrolle an Gottes Wort und Gebot in Schuld geraten könnte, ohne Schuld zu bemerken, weil die Wahrnehmung gewisser Sünden ein Wissen voraussetzt, das durch Sehen, Hören, Verstehen zustande kommt, nicht durch Dialoge im Innenraum. (MK 204)

Der Vater war in der Sicht der Tochter denen zuzurechnen, „die das Wesentliche im Unsichtbaren suchten und das Sichtbare als unwesentlich übersahen“ (MK 205).

Durch diese Deutung des väterlichen Wesens und den Verweis auf seinen unpolitischen, naiven Glauben kann die Erzählerin das Schweigen des Vaters in das eigene, positive Vaterbild integrieren. Nicht sie als Vertreterin der Kindergeneration ist es, die am Ende ein konsequentes moralisches Urteil gegen die Tätergeneration einklagt, sondern Thomas, ihr Sohn, hinterfragt diese Sichtweise:

„Es gibt so viele Geschichten dieser Art“, sagte er. „Sie werden im Ton der Wahrheit erzählt von Leuten, die man mag und achtet. Jede von ihnen dreht und wendet ein Stückchen Schuld, bis es menschlich verständlich, beinah schon sympathisch aussieht. [...] Und weit weg, ganz woanders liegt in einem Morast von Feigheit und Gemeinheit die unbegreifliche Schuld, fremd wie ein Meteor, als wäre sie von einem anderen Stern gekommen. Aber sie ist ja nicht gekommen, sondern gemacht, nicht von einem oder wenigen, sondern von vielen, fast allen. Ich frage mich nur, wo ist sie geblieben in euren liebenswürdigen sympathischen Geschichten?“ (MK 205)

Mit diesem Einwand ist in Rehmanns Text eine kritische Sichtweise auf das positive Vaterbild präsent. Denn das Ergebnis der Rekonstruktion der Vater-Biografie ist genau eine solche ‚sympathische Geschichte‘, die das unkritische und systemstützende Verhalten des Einzelnen nachvollziehbar macht, ohne ihm Schuld und Verantwortung zuzuweisen. Auch die Erzählerin tut dies in der festen Absicht, „die Wahrheit zu sagen“ (MK 200). Auf den Einwand ihres Sohnes entgegnet sie: „So ist das mit den befangenen Zeugen“ (MK 205) und verweist damit auf die grundsätzliche Schwierigkeit, mit der die Kinder der Tätergeneration konfrontiert sind: Sie sind

emotional zu stark in die Ambivalenz gegenüber den Eltern verstrickt, um eine unabhängige Haltung einzunehmen, in der sie familiäre Zugehörigkeit und den generationellen Zusammenhang annehmen und sich dabei gleichzeitig moralisch eindeutig abgrenzen könnten:

„Die Schuld ist ihnen so nah, daß sie nie pur erscheint, sondern in undurchsichtigen Mischungen, die sich der sauberen Trennung entziehen. Je genauer sie zu schneiden versuchen, desto näher geraten sie an die eigene Person, desto tiefer und schmerzhafter ins eigene Fleisch, desto schwieriger wird die Trennung, nicht nur zwischen Gut und Böse, auch zwischen ihnen und denen von damals, so daß sie am Ende die Prüfung gar nicht fortsetzen können, ohne sich selbst zu prüfen und dabei besonders auf das Unwesentliche zu achten, das, was immer aufgeschoben, von den Prioritäten an den Rand der Wahrnehmung gedrängt wird. Denn genau da, im Unwesentlichen, könnte die undichte Stelle sitzen, das heimliche Leck, durch das unbemerkt Schuld eindringt.

Das ist mein Problem“, sage ich [...]. (MK 205)

Die Erzählerin formuliert hier die Angst, auch bei sich selbst Schuld zu entdecken. Es ist die Angst vor der fehlenden Trennung zwischen der Elterngeneration und sich selbst – möglicherweise ein Resultat der erkannten eigenen Prägungen. Eine distanzierte Sicht auf den Vater ist nicht möglich, weil sie selbst als Person zu sehr mit dem Vater und der damaligen Zeit verwoben ist. Wenn die Erzählerin am Ende versucht, eine Erklärung für das Schweigen des Vaters im besagten Mordprozess zu finden, verharrt sie deshalb bewusst im Konjunktiv: „Es gibt keinen unbefangenen Zeugen mehr. Von jetzt an kann ich nur noch im Konjunktiv sprechen: Wenn er so gewesen wäre wie ich ihn sehe, dann wäre diese Geschichte so und so zu erzählen.“ (MK 200)

Rehmanns Erzählung über den Vater ist eine so definierte „befangene“ Darstellung durch die Tochter, die aber gleichzeitig als solche kenntlich gemacht wird. Alternative Perspektiven, die des Lehrers Limbach, die ihres Sohnes, und alternative Handlungsmodelle – wie z.B. die politische Positionierung Karl Barths als kritischer Kirchenvertreter – werden aber in den Text integriert.

Entscheidend ist, dass es stets paternale Genealogien – allen voran natürlich das Christentum – sind, mit denen die Erzählerin sich von Kind auf konfrontiert sieht. Ihre Brüder, die als Pfarrer und Offizier in diese patriarchalen Linien eintreten, wehren einen kritischen Blick auf die Rolle des Vaters im Nationalsozialismus sehr viel vehementer ab als sie. In Rehmanns Erzählung wird die geschlechterspezifische Dimension generationeller Abfolgen besonders deutlich.

In diesem Zusammenhang auffällig ist, dass die Erzählerin gleich zu Beginn des Romans erwähnt, dass sie und ihre Kinder eine „Familie ohne Vater, ohne Machtwort“ (MK 11) seien. Schon darin wird ein radikaler Bruch mit den familiären Traditionen markiert, in dem man auf den ersten Blick eine Emanzipation der Erzählerin von den patriarchalen Autoritäten der Kindheit vermuten könnte. Diese Emanzipation wird im Roman allerdings nicht eingelöst – die Erzählerin löst sich letztlich nicht von ihrer Kind-Rolle und bleibt von männlichen Autoritäten abhängig. Beim Besuch ihres älteren Bruders Gerhard muss sie den „kindischen Wunsch“ unterdrücken, „er möchte [sie] einmal gut und richtig finden, einmal [sie] loben, wie der Vater [sie] gelobt hat“ (MK 70f.).

Bei der Rekapitulation ihres Vaterbildes sind es immer männliche Instanzen, an die sie sich zur Überprüfung ihrer eigenen Reflexionen wendet. Zunächst der „rote Lehrer Limbach“, dem sie aufgrund seiner – ihm zugeschriebenen – politischen Standpunkte eine im Hinblick auf die nationalsozialistische Vergangenheit moralisch einwandfreie Position zuschreibt. Doch noch bevor sie den Mordfall mit dem Lehrer diskutieren und Erklärungen für das Schweigen des Vaters mit ihm erörtern kann, stirbt er. „Nun bin ich allein mit dieser Arbeit“, schreibt die Erzählerin:

Keiner überprüft die Bilder, die das überreizte Gedächtnis ausstößt. Eingesperrt in dem mit Vergangenem überfüllten Arbeitszimmer, zwischen Stößen von Manuskripten, Haufen zerknüllter Blätter, versuche ich vergeblich, meinen Gegenstand zur Betrachtung zu isolieren, Abstand zu nehmen. (MK 199)

Da der Lehrer ihr nun nicht mehr helfen kann, wendet sie sich an ihren Sohn mit der Bitte, dass er „bezeugen“ könnte, „daß ich versuche, die Wahrheit zu sagen.“ (MK 200)

Die Erzählerin ist, genau wie der Erzähler bei Sigfrid Gauch, in ihrem moralischen Urteil auf andere Instanzen als ihr eigenes Gewissen und Moralempfinden angewiesen. Es ist auffällig, dass es auch bei Rehmann genau wie in Gauchs Text nicht die eigenen Töchter sind, die bei diesen Reflexionsprozessen einbezogen werden – Fragen einer problematisch gewordenen Genealogie scheinen sich nur für männliche ‚Linien‘ zu stellen. Statt der Töchter sucht sich die Erzählerin männliche Instanzen wie den sie paternalisierenden Lehrer Limbach oder ihren eigenen Sohn, von dem gesagt werde, „daß er von allen Enkeln dem Großvater am ähnlichsten sei, nicht nur, was das Äußere betrifft“ (MK 15). Die Macht des Vaters findet damit ihre Wiedergänger in der kommenden Generation.

Entscheidend an Rehmanns ‚Vaterbuch‘ ist die Haltung der Erzählerin gegenüber der Ambivalenzproblematik: Anders als bei Meckel und Gauch wird die Ambivalenz gegenüber dem Vater hier nicht als existenzielles Problem oder psychologischer Konflikt der Erzählerin inszeniert, sondern auf die Ebene der Figurenkonstellation verlagert: Der ‚Bruch‘ mit dem Vater (resp. Großvater) ist auf ihren Sohn verschoben, der kritische Fragen nach der Vergangenheit stellt. Die Erzählerin versucht zunächst, sich einer Konfrontation mit den mit der Ambivalenzthematik einhergehenden Fragen zu entziehen, indem sie die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit als „Vermittlungsproblem“ beschreibt und ihre eigene Position einer „befangenen Zeugin“ betont. Erst über die Nachfragen ihres Sohnes, der den Typus des intellektuellen und kritischen Historikers repräsentiert, tritt der Konflikt dennoch hervor. Ihre wiederholten Versuche, Verständnis für den Vater zu vermitteln, offenbaren ihren Wunsch nach einem positiven Vaterbild. Ähnlich wie bei Gauch werden die verschiedenen Perspektiven auf den Vater über eine Mehrstimmigkeit in der Figurenkonstellation abgebildet. Rehmann geht aber deutlich und an einem formal entscheidenden Punkt über Gauch hinaus: Indem sie die Gegenstimmen ausführlich vorstellt und integriert, findet sie eine literarische Form, die über die Ambivalenz der doppelten Loyalität aus persönlicher Vaterliebe und tatenbezogenem ‚Vaterschrecken‘ hinausweist. Wo sie selbst aus persönlicher Verstrickung keine Distanz finden kann, führt sie distanzierte und kritische Instanzen ein.

Dies scheint v.a. deshalb problemlos möglich zu sein, weil sich die Haltung der Erzählerin in einem weiteren Punkt nicht nur von der bei Meckel und Gauch, sondern von der in nahezu allen Texten des Genres insgesamt unterscheidet: Sie leidet sehr viel weniger an der Erkenntnis, dass der Vater Schuld auf sich geladen hat, als andere Erzählerinnen und Erzähler. Ein Grund dafür könnte darin liegen, dass die Schuld ihres Vaters vergleichsweise geringer wiegt als in anderen Fällen. Schweigen angesichts einer möglicherweise chancenlosen Zeugenschaft ist ein persönliches moralisches Fiasko, hat aber eine deutlich andere Dimension als etwa der befohlene oder selbst vollzogene Mord. Ein aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Sicht sehr viel ertragreicherer Erklärungsansatz aber liegt in der geschlechterspezifischen Dimension generationeller Abfolgen, die in Rehmanns Erzählung besonders virulent wird: Die Identifikation der Erzählerin mit dem Vater, die Bindung an die generationelle Nachfolge, ist sehr viel schwächer als bei ihren Brüdern, die bis in die Berufs-

wahl hinein dem Vater ‚nachfolgen‘. Der generationelle Bruch vollzieht sich bei Rehmann also auch entlang der Geschlechtertrennlinien, und diese Trennung geht ihrerseits einher mit einem größeren formalen Gestaltungsspielraum im Umgang mit der Loyalitätsambivalenz, der weder Meckel oder Gauch – noch dem Gros des Genres insgesamt – zur Verfügung steht.

2.4. Brigitte Schwaiger: Lange Abwesenheit (1980)

Betrachtet man die Subjektpositionen der Erzählerinnen und Erzähler, erweitert ein anderer Text das Spektrum innerhalb der Väterliteratur um eine extreme Position: Mit Brigitte Schwaigers Erzählung *Lange Abwesenheit* (1980)⁸⁶ soll im Folgenden eine Perspektive analysiert werden, die eine fragile Subjektivität in den Mittelpunkt stellt und damit inhaltlich und formal ganz andere Akzente setzt als die bisher untersuchten Texte.

Brigitte Schwaiger ist Österreicherin. Aber obwohl sich die erinnerungskulturellen Kontexte Österreichs und der Bundesrepublik seit 1945 insbesondere hinsichtlich des Schulddiskurses erheblich unterscheiden,⁸⁷ ist aufgrund der Ähnlichkeit der Motive wie der Schreibweisen von deutschen, österreichischen und schweizerischen Beispielen der Väterliteratur eine Zusammenschau in der Forschung weitgehend üblich.⁸⁸ Dies geschieht zumeist unkommentiert. Wolfgang Neuber reflektiert dieses Vorgehen als einer der wenigen explizit, kommt aber im Ergebnis dazu, es zu bekräftigen:

Der trotz der Vielfalt der Behandlungen des Themas ‚Vater‘ immer gleiche Befund deutet ein zumindest ähnliches Wahrnehmungsmuster einer Generation von Söhnen und Töchtern an, das so stark durchschlägt, daß sich aus diesem Blickwinkel eine Differenzierung ‚österreichisch/nicht-österreichisch‘ als unbedeutend zu erweisen scheint.⁸⁹

86 Brigitte Schwaiger: *Lange Abwesenheit*. Wien/Hamburg 1980 [Zitatangaben aus dieser Ausgabe werden im Folgenden abgekürzt durch ‚LA‘].

87 Zur Erinnerungskultur nach 1945 in Österreich vgl. z.B.: *Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit*. Hg. v. Meinhard Ziegler u. Waltraud Kanno-nier-Finster. Wien 1998 oder Heidemarie Uhl: *Vom Opfermythos zur Mitverantwortungsthese. Transformationen des „österreichischen Gedächtnisses“*. In: *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Hg. v. Monika Flacke. Mainz 2004, S. 481-508.

88 Vgl. z.B. *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. Hg. v. Wilfried Barner, S. 616-620.

89 Wolfgang Neuber: *Fremderfahrungen. Von den kleinen Herrscherfiguren der Väter*. In: *Studien zur österreichischen Erzählliteratur der Gegenwart*. Hg. v. Herbert Zeman. Amsterdam 1982, S. 255-271, hier S. 255.

Das soziologisch-politisch wie auch kulturwissenschaftlich Interessante an dieser These ist, dass, unabhängig vom öffentlichen Umgang mit der ‚Schuldfrage‘, die Konsequenzen für den individuellen und familiären Umgang und die Auswirkungen auf das Generationenverhältnis in der Bundesrepublik und in Österreich vergleichbar zu sein scheinen.

Brigitte Schwaigers Erzählung kreist um einen autoritären Vater, dessen Lebensdaten oder nähere Informationen darüber, welche Rolle er im Nationalsozialismus innehatte, nicht genannt werden. Der Erzählung wurde in der Forschung deshalb unter anderem vorgeworfen, die Ich-Erzählerin könne „ihre Betroffenheit nicht ins Exemplarische überführen“ und anders als z.B. bei Christoph Meckel fehle „die sozialhistorische Perspektive“⁹⁰ – gemeint ist damit das angesichts des Themas überraschende Fehlen einer konkreten Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. In der Tat ist auf den ersten Blick nicht evident, dass es sich überhaupt um eine Erzählung handelt, in deren Mittelpunkt die Folgen des Nationalsozialismus für die Nachkommen der Tätergeneration stehen. Schwaigers Text unterscheidet sich von den meisten anderen ‚Vaterbüchern‘ insofern, als der Fokus sehr viel stärker auf Inneres und Privates, auf Emotionen und Gedankengängen der Erzählerin gerichtet ist und die konkrete Vergangenheit des Vaters wie auch politische oder historische Umstände nicht Gegenstand der Erzählung sind. Der Text hat über weite Strecken die Form eines inneren Monologs, in dem die Erzählerin in den Zeitebenen immer wieder hin und her springt und die Lesenden intensiv an ihren Gedanken und Emotionen teilhaben lässt, statt z.B. äußere Handlungselemente zu schildern. Dadurch entsteht ein Ton der eindringlichen Unmittelbarkeit.

Die angeführte Kritik indes verkennt die zentrale Rolle, die der nationalsozialistischen Vergangenheit in Schwaigers Text zukommt. Dass in der Erzählung sehr wohl ein dezidiert sozialhistorischer Diskurs auszumachen ist, wird spätestens in der Textpassage offensichtlich, in der ein Albtraum der Erzählerin geschildert wird: Auf dem Rücksitz ihres Autos sitzt plötzlich eine alte Frau, die von sich sagt „Ich war Leiche in Auschwitz“ (LA 64). Es ist diese historische ‚Last‘, die das Gewissen der Erzählerin wie auch ihre Beziehung zum Vater beschwert und die hier nicht als theoretisch-

distanzierter Diskurs, sondern als unmittelbares, albraumartiges Erleben zum Bild wird.

Doch auch die Darstellung des Vaters verortet Schwaigers Erzählung im Genre der Vaterbücher. Dieser wird, wie in fast allen Büchern der Väterliteratur, als Repräsentant einer Generation dargestellt, die durch Werte wie Disziplin, Pflichtbewusstsein, Gehorsam und Gefühlskälte geprägt ist:

Ein Vater, ein richtiger Vater, ist einer, den man nicht umarmen darf, den man nicht unterbrechen darf, wenn er spricht, dem man antworten muß, auch wenn er zum fünftenmal dasselbe fragt und es aussieht, als frage er zum fünftenmal, um sich zu vergewissern, ob die Töchter auch willig sind, stets zu antworten, ein Vater, der einem das Wort abschneiden darf. (LA 24f.)

Sein autoritärer Herrschaftsanspruch wird von der Erzählerin mit der militärischen Erziehung in Verbindung gebracht und sein Verhalten innerhalb der Familie als Fortsetzung seiner daraus resultierenden Haltung gekennzeichnet: „Wenn du deine Hauptmannsuniform aus dem Krieg daheim getragen hättest von Anfang an, dann wäre vielleicht vieles deutlicher gewesen.“ (LA 24) Sein distanziertes Verhältnis zu körperlicher Nähe und Zuwendungsbekundungen wird auf seine Erziehung zurückgeführt: Auch die Großmutter „lässt sich von niemandem umarmen. Schmusen und die übrigen Schweinereien konnte sie niemals leiden.“ (LA 118) Damit wird der Vater zum typischen Repräsentanten der in der Väterliteratur präsentierten Vaterfiguren – und der Text erhält schon dadurch eine exemplarische Dimension. Doch Schwaigers Erzählung hat auch eine eindringliche individualpsychologische Ebene: Sie beschreibt den Versuch einer Tochter, sich von der psychischen Abhängigkeit vom Vater und den patriarchalen Verhältnissen ihres Elternhauses zu befreien. Beides gelingt ihr nicht, denn es zeigt sich, dass ihr Selbstbewusstsein von der ständigen Abwertung durch die Eltern schon zu stark beschädigt ist.

Den Erzählrahmen bilden, wie z.B. auch in Sigfrid Gauchs *Vaterspuren* (vgl. Kap. 2.1 dieser Arbeit) oder in Elisabeth Plessens *Mitteilung an den Adel*⁹¹, die Geschehnisse um den Tod des Vaters: Am Anfang des Textes steht der Besuch der Tochter am Grab, es folgen Episoden aus der Kindheit und der näheren Vergangen-

90 Irmgard Scheitler: *Deutschsprachige Gegenwartsprosa seit 1970*, S. 240. Weitere Beispiele für solche Lesarten finden sich bei Elsbeth Pulver: „Annäherung an einen Fremden. Vater-Porträts in der neusten Literatur“. In: *Schweizer Monatshefte* 60 (1980), S. 689-701 oder Liselotte Weingant: *Rezension zu Brigitte Schwaiger, Lange Abwesenheit*. In: *Modern Austrian Literature* 15.2 (1982), S. 91-92.

91 Elisabeth Plessen: *Mitteilung an den Adel*. Berlin u.a. 1976.

heit und immer wieder Erinnerungen an die Krankheit und das Sterben des Vaters. Der Text endet mit der Schilderung der Beerdigung und knüpft damit thematisch an den Anfang der Erzählung an. Auch Schwaigers Erzählung ist geprägt von der emotionalen Ambivalenz der Tochter, die ihren Vater zugleich hasst und liebt. Der Vater ist ein pflichtbewusster, in seiner Arbeit sehr engagierter Arzt, der im Privaten als unnahbares und autoritäres Familienoberhaupt seiner Familie das Leben schwer macht.

Während auch bei Schwaiger das Vaterbild problematisch geworden ist und das Schreiben hier klärend helfen soll, geht es hier aber anders als in den bisher behandelten Texten weder um die Auseinandersetzung mit den konkreten Taten des Vaters während der Nazizeit noch um den Versuch, für ein durch das Wissen um die Vergangenheit beschädigtes Vaterbild einen neuen Referenzrahmen zu schaffen. In *Lange Abwesenheit* versucht die Erzählerin zunächst, erstmals überhaupt so etwas wie ein Verhältnis zum Vater zu finden. Die Erzählerin berichtet von den vergeblichen Versuchen, als Kind die Aufmerksamkeit und Zuwendung des Vaters zu bekommen. Als er stirbt, wirft sie ihm vor, fortzugehen, „ohne jemals für [sie] vorhanden gewesen zu sein.“ (LA 8f.) Der Vater gibt ihr stattdessen zu verstehen, dass ihre Existenz unerwünscht ist: „[Er] will etwas von mir, daher lebe ich. Er schimpft mit mir, daher gibt es mich. Er geht vorbei an mir, ohne etwas zu sagen. Überflüssig bin ich. Mich sollte es nicht geben.“ (LA 27) Statt der vier Töchter hatte sich der Vater eigentlich Söhne gewünscht (LA 90). Seine misogynen Einstellung kulminiert in Beschimpfungen der Tochter und seiner Frau. So beleidigt er beide als „Huren“ (LA 69), nennt die Tochter „Trampel“ (LA 23 und 70), „Blödes Luder“ (LA 23) oder in Anlehnung an Büchners berühmte Umschreibung für Prostituierte „Das blöde Mensch“ (LA 97). „Frauen, die mir gefallen, sagte Vater, tragen Dirndlkleider und flache Schuhe, Schminken sich nicht und rauchen nicht.“ (LA 69f.)

Seine frauenverachtende Haltung hat die Tochter so stark internalisiert, dass nicht nur ihr Selbstbild Schaden genommen hat, sondern sie auch die Mutter verachtet. Ihr gibt die Tochter die Schuld für das Wesen des Vaters:

Ohne seine Frau, die meine Mutter ist, wäre er nicht der geworden, der er ist, denke ich. Ich bilde mir ein, ich hätte ihn besser verstanden und besser zu lieben gewußt als Mutter. Ich hätte es nicht zugelassen, daß er mich und meine Töchter verkrüppelt. (LA 72)

Statt dem Vater die Verantwortung für sein Handeln zuzuschreiben, macht die Erzählerin die Mutter zur Schuldigen und muss so ihr idealisiertes Vaterbild nicht anzweifeln. Diesem werden alle für die kindliche Überhöhung des Vaters in der ödipalen Konstellation typischen Merkmale zugeschrieben: Er ist unverletzlich (LA 110), „unsterblich“ (LA 26) und omnipräsent („Er hat viele Stimmen, viele Arme und Beine, ist unsichtbar und kann mir jederzeit und überall auflauern.“ (LA 124)).

Der Selbsthass und die psychische Destabilisierung sind so extrem, dass die Tochter sich mit Selbstmordgedanken trägt. In ihrer Ambivalenz wünscht sie sich aber zuweilen auch den Tod des Vaters („Ich sage gern: Mein Vater war.“ (LA 14)) und fragt sich gleichzeitig, wie eine Existenz danach aussehen sollte, ob sie um ihn würde trauern können:

Und wenn er stirbt. Und wenn er tot ist. Ob ich da etwas fühlen würde, fragte ich mich. Würde ich da weinen können? Oder die ganze Angelegenheit auf andere Weise hinter mich bringen? Die Selbstmörderin, die einen Brief hinterläßt: Legt mich nicht ins Familiengrab. (LA 14)

Der hier geäußerte Wunsch, nicht im Familiengrab liegen zu wollen, zeigt die Sehnsucht der Erzählerin, mit ihrer Herkunft zu brechen und sich vom Vater und ihrer Familie insgesamt zu lösen. Auch ohne um die Taten im Einzelnen zu wissen, manifestiert sich der Wunsch nach dem Bruch, diesmal aber nicht in anklagender Weise gegen den moralisch diskreditierten Vater, sondern in autoaggressiver Destruktion: Ein Selbstmord erscheint als eine Möglichkeit, diese Loslösung zu realisieren – es wäre eine Befreiung aus der familiären Enge und Unterdrückung.

Das Motiv der gemeinsamen Grabstätte wird am Ende der Erzählung wieder aufgenommen und erhält damit einen besonderen Stellenwert. Nach der Beerdigung steht die Tochter am Grab des Vaters: „Ich spüre, es wäre meine Pflicht, mich zu dir zu legen und dich zu wärmen. Aber würde ich es dir denn diesmal recht machen? Bald wäre es dir zu eng, bald zu kühl. Vater, wir liegen so schlecht miteinander.“ (LA 124) Auch nach seinem Tod ist die Tochter noch immer durch den Vater und seine Erwartungen an sie fremdbestimmt, sie empfindet es als „Pflicht“, seine vermuteten Bedürfnisse zu erfüllen, was in diesem Fall, würde sie sich zum Vater ins Grab legen, der Negation ihres eigenen Lebens gleichkäme. Auch hier werden wieder die selbstzerstörerischen Tendenzen ihrer psychischen Deformation deutlich. Auch wenn sie sich von den Erwartungen schwer lossagen kann, erkennt sie am Ende doch, dass

diese kaum erfüllbar sind – den Ansprüchen des Vaters konnte sie nie und kann sie auch jetzt nicht gerecht werden.

Neben der Abwehr der väterlichen Erwartungen kann aber auch noch eine weitere Bedeutungsebene herausgelesen werden: Im „Miteinander Liegen“ schwingt die im Text wiederholt anklingende sexuelle Konnotation des Vater-Tochter-Verhältnisses mit. An mehreren Stellen erinnert sich die Tochter an eine Situation in ihrer Kindheit, in der der Vater die Tochter, die in einem weißen Kleid zu ihm kommt, als „kleine Geliebte“, „wie eine kleine Geliebte, wie eine heimliche Geliebte“ (LA 10, vgl. auch LA 104) bezeichnet. Die Tatsache, dass Brigitte Schwaiger in Interviews den Missbrauch durch ihren Vater offen thematisiert, unterstützt eine solche Lesart.⁹²

Viele weitere Textstellen weisen darauf hin, dass das Verhältnis zwischen Vater und Tochter eine inzestuöse Dimension hat oder sexuelle Übergriffe durch den Vater stattgefunden haben: So imaginiert sich die Tochter explizit als Geliebte des Vaters (wie im oben bereits zitierten „Ich bilde mir ein, ich hätte ihn besser verstanden und besser zu lieben gewußt als Mutter.“ (LA 72)), und als er im Sterben im Krankenbett liegt, „vergewaltigt“ sie ihn „zu Zärtlichkeiten“ (LA 107). In der Wortwahl der „Vergewaltigung“ zeigt sich die aggressiv-sexualisierte Besetzung des körperlichen Kontakts zwischen Vater und Tochter. Dabei hat sie Angst, dass die Mutter sie „davonjagen“ wird (LA 107), und fühlt sich wiederum in einer Konkurrenzsituation zu ihr.

Der Text erhält seine Erzählstruktur vor allem aus den verschiedenen Versuchen der Erzählerin, sich aus dieser Symbiose zu lösen. Die inzestuöse Vater-Tochter-Beziehung hat dabei zentrale Bedeutung: Die Erzählerin geht eine Liebesbeziehung mit Peter Birer ein, einem sehr viel älteren Mann, der von seinem Alter her auch ihr Vater sein könnte. Doch auch bei ihm findet sie nicht die Nähe, die sie sich erhofft hatte. „Nimm mich auf in dein Leben“ (LA 51), wünscht sie sich von Birer und überträgt ihren Wunsch nach identifikatorischer Verschmelzung mit dem Vater auf ihn. In der Beziehung mit einem älteren Mann werden die inzestuösen Tendenzen der Vater-Tochter-Beziehung wiederholt bzw. je nachdem, wie man die Anspielungen auf die sexuelle Ebene zwischen Vater und Tochter interpretiert, erstmals ausge-

92 Siehe Birgit Lahann: *Heillose Traurigkeit. Porträt: Brigitte Schwaiger*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 31.10./01.11.2008.

lebt.⁹³ Doch auch hier bleibt die negative Konnotation sexueller Kontakte bestehen. Annäherungen Biers wehrt die Erzählerin einmal mit dem Hinweis „Mir ist schlecht“ (LA 42) ab:

Er begreift nicht, daß ich soeben gesagt habe: Tun Sie mir nichts. Das sollte ich sagen, ja. Tun Sie mir nichts, sonst muß ich mich übergeben. Entschuldige, aber da ist viel Dreck in mir. Der verstopft mir den Atem. Du kannst nichts dafür. Aber tu mir nichts. (LA 42f.)

Das Gefühl der Bedrohung durch die sexuelle Annäherung gekoppelt mit der Empfindung, sich schmutzig zu fühlen, „Dreck“ in sich zu haben, könnte wiederum als Hinweis auf eine Missbrauchserfahrung der Tochter gedeutet werden. Innerhalb einer solchen Interpretation wären die starken Ambivalenzen der Tochter und die psychische Abhängigkeit vom Vater ebenso wie ihr Verhältnis zur Mutter auf diese Erfahrung zurückzuführen. Der Satz, mit dem die Erzählung endet, „Vater, wir liegen so schlecht miteinander“, verweist vor diesem Hintergrund auf die Erkenntnis der Differenz zwischen Vater und Tochter und kann als Schritt zur Loslösung aus der symbiotischen Beziehung zu ihm interpretiert werden.

Doch erschöpft sich der Text nicht in einer so angelegten individualpsychologischen Deutung, sonst wäre er zwar als individuelle Innensicht immer noch eindrucksvoll, aber literarisch und speziell für die Väterliteratur weniger ergiebig. Die Frage ist, welche literarischen Verfahren Schwaiger entwickelt, mit dem angesichts der Vergangenheit problematisch gewordenen Generationenverhältnis umzugehen und welche gesellschaftlich-politische Analyse sich daraus ergibt. Denn Bier ist nicht irgendein zufälliger älterer Geliebter der Erzählerin. Entscheidend ist vielmehr, dass er Jude und Holocaustüberlebender ist. Durch diese symbolisch aufgeladene Konstellation gewinnt die Erzählung eine Dimension, die das Individuelle ins Exemplarische überführt und dem Persönlichen eine sozialhistorische Bedeutung verleiht.

Mit Bier als Geliebtem will sich die Erzählerin einerseits psychologisch „behaupten gegen Vater.“ (LA 37) Durch die Wahl eines sehr viel älteren Mannes, der, wie sie betont, dazu noch ihrem Vater in vielerlei Hinsicht ähnlich ist (z.B. LA 58),

93 So wird in der Forschung mitunter argumentiert, dass die Erzählerin ihre inzestuöse Sehnsucht nach dem Vater in der Beziehung zu Bier verwirklichen könne. Vgl. z.B. Maria-Regina Kecht: *Resisting Silence: Brigitte Schwaiger and Elisabeth Reichart. Attempt to Confront the Past*. In: *Gender, patriarchy, and fascism in the Third Reich. The Response of Women Writers*. Detroit, Michigan 1993, S. 244-273, hier v.a. S. 251 und Wolfgang Neuber: *Fremderfahrungen*, hier v.a. S. 266.

versucht die Erzählerin, sich einen Ersatzvater zu schaffen und sich durch dessen Zuwendung die Bedürfnisse nach Aufmerksamkeit zu erfüllen, die ihr Vater stets ignoriert hat. Doch gleichzeitig wird Birer als Jude zur Projektionsfläche für noch ganz andere psychische Bedürfniskomplexe. Die Beziehung zu ihm ist eng mit einem Schuldkomplex verbunden und ermöglicht der Erzählerin eine Identifikation mit den Opfern des Holocaust. Diese Identifikation wird einerseits über die Bindung zu einem jüdischen Mann und dem vom Vater auf ihn verschobenen Nähe- und Symbiosewunsch ermöglicht. Gleichzeitig fühlt die Protagonistin sich innerhalb der Beziehung, bedingt durch ein patriarchales und altersbedingtes Herrschaftsgefälle einerseits und ihre Schuldgefühle gegenüber Juden andererseits, erneut als Opfer einer Vaterfigur – diesmal repräsentiert durch Birer. Als dieser zu Beginn der Beziehung zum ersten Mal ein privates Treffen vorschlägt, ist die Erzählerin auf Demütigungen eingestellt: „Ja, sagte ich damals, ich werde kommen. Und ich dachte, daß die vielen Mädchen, die in Waggons gepfercht wurden, ja auch Angst gehabt hatten.“ (LA 54) Der fehlgeleitete explizite Vergleich mit Holocaust-Opfern zeigt ihre pathetische Überidentifikation mit ihnen und zugleich die Tendenz, sich selbst eine Opferrolle zuzuschreiben.

Gleichzeitig wird Birer zur Projektionsfläche für ihre Schuldgefühle:

Ich würde doch niemals einen Juden ermorden. Oder doch. Jetzt. Sie alle ermorden, damit es endlich keinen mehr gibt, der an die toten Juden erinnert. [...] Aber ich habe immer den Verdacht, daß er alles weiß und mir zeigen will, daß er zum Verzeihen bereit ist. Also bin ich schuldig. (LA 45f.)

In Schwaigers Text wird das Phänomen des „Sekundären Antisemitismus“ aufgerufen, das der israelische Psychoanalytiker Zvi Rex mit seinem viel zitierten Satz auf den Punkt gebracht hat: „Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen.“⁹⁴ Gemeint ist damit „Judenhass nicht trotz, sondern wegen Auschwitz.“⁹⁵ In dieser Sichtweise löst alleine die Existenz von Juden in Deutschland ein Schuldgefühl aus, da sich die Deutschen durch sie an die Verbrechen des Holocaust und damit an Fragen der Schuld und Verantwortung erinnert fühlen. Durch diese unangenehmen Schuldgefühle und die damit einhergehende Kränkung des nationalen Selbstbe-

94 Vgl. Philipp Gessler: *Sekundärer Antisemitismus. Argumentationsmuster im rechtsextremistischen Antisemitismus*. Quelle: <http://www.bpb.de/themen/6SQ26W.html> [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].

95 Ebd.

wusstseins entstehen, so die These, wiederum Vorurteile gegen Juden und traditionelle antisemitische Abwertungsmechanismen werden aktiviert.

Was für Deutschland gilt, müsste in umso stärkerem Maße für ein Land gelten, in dem der Schuldiskurs bis heute sehr viel emotionaler geführt wird – wie etwa die Debatten um die Texte von Elfriede Jelinek und Thomas Bernhard zeigen. In Schwaigers Fall bedeutet das: Statt sich offen die Frage zu stellen, welche Schuld ihr Vater konkret auf sich geladen hat und sich damit auseinanderzusetzen, bedient sich die Erzählerin der Strategie der Schuldabwehr, die als Phänomen eines sekundären Antisemitismus beschrieben werden kann: „Er weiß nicht, was er mir angetan hat“ (LA 35), sagt sie an einer Stelle über Birer.

Sie fühlt sich selbst als Racheopfer: „Er ist einer der wenigen, die überlebt haben, er hat sich geschworen, Rache zu nehmen, und ich bin ihm in die Arme gelaufen, einfältige Gojte.“ (LA 54) An anderer Stelle unterstellt sie ihm einen Schuldvorwurf und rechtfertigt sich sofort: „Er will, daß ich mich schuldig fühle. Aber was kann ich denn für die Gedanken, die von Vater sind? Ich habe meinem Vater immer geglaubt. Hitler, das war trotz allem ein guter Name.“ (LA 45) Vergleicht man solche Aussagen mit den radikalen Anklagen an den Vater in den Texten von Niklas Frank oder Bernward Vesper, so tritt die mangelnde Distanz der Tochter zu ihrem Vater in *Lange Abwesenheit* noch deutlicher hervor. Im Text ist keinerlei reflexive Metaebene auszumachen, die Sätze spiegeln an vielen Stellen vielmehr die assoziativen und emotionalen Gedanken der Erzählerin, unterbrochen durch die Wiedergabe der Äußerungen des Vaters, Birers oder anderer Menschen. Doch gerade dadurch entsteht der Eindruck von eindringlicher Unmittelbarkeit und Authentizität. Durch die fast zwanghafte Wiederholung des antisemitischen Gedankenguts wird dessen brutale und menschenverachtende Struktur deutlich. Die ständigen Widersprüche in den Emotionen der Erzählerin – die sich einmal verzweifelt die Nähe Birers erhofft, ihn dann als „[g]eile[n] alte[n] Jud“ (LA 37) betitelt und an anderer Stelle wieder in Fürsorge für ihn schwelgt („Ich darf mich ihm nicht entziehen, er braucht mich.“ (LA 60)) – illustrieren plastisch ihre fremdbestimmte Psyche und die Komplexität der transgenerationellen Schuldübertragung vor dem Hintergrund des Holocaust.

Diese Fremdbestimmung der Erzählerin ist auch formal eindringlich umgesetzt: In der Beziehung zu Birer kommen die verinnerlichten antisemitischen Denkweisen der Erzählerin ans Licht, die sie vom Vater gehört und übernommen hat. Durch den

plötzlichen Einschub antisemitischer Phrasen entsteht an vielen Stellen der Eindruck, die Erzählerin sei von einer Art Zwangsgedanken beherrscht. So steht mitten in einem Gespräch der Satz „Judenlächeln, dachte ich, Judennase.“ (LA 53) Als sie zusammen im Bett liegen und sie eine Operationsnarbe von ihm betrachtet, denkt sie: „Daß man Juden operiert, [...]. Daß man sich die Mühe macht!“ (LA 44). Einerseits wehrt sie sich gegen diese innere Vereinnahmung durch die Gedanken des Vaters: „Schau mich an, ich bin eine Frau, ich bin nicht du! Was haben deine Gedanken in meinem Kopf verloren?“ (LA 55) Der Verweis auf die Geschlechterdifferenz soll hier die Abgrenzung zum Vater unterstützen. Gleichzeitig weigert sie sich, für ihre Gedanken Schuld zu empfinden: „Aber was kann ich denn für die Gedanken, die vom Vater sind?“ (LA 45).

Mit dem Motiv der Fremdbestimmung der nachfolgenden Generation durch Gedanken und Emotionen der vorhergehenden, wird in Brigitte Schwaigers Erzählung der Diskurs der transgenerationellen Übertragung aufgerufen. Die Tochter in *Lange Abwesenheit* kann als Prototyp der „Container-Generation“⁹⁶ gedeutet werden, für die „die Geschichte ihrer Eltern eine Last dar[stellt], die ihre eigene Geschichte zu erdrücken droht. Sie bilden einen Behälter für Erwartungen, die nicht ihr eigenes, sondern das Leben ihrer Eltern betreffen.“⁹⁷ Heinz Bude hat dieses Phänomen für die „Achtundsechziger-Generation“ beschrieben, deren Geschichte sich „von ihrer Kindheit her betrachtet als eine Geschichte mißlungener Ent-Identifizierungen von ihren Eltern dar[stellt]. Sie kommen nicht los von dem ihnen so früh eingepflanzten Lebensgefühl des Schuldig-Geborens.“⁹⁸ Dieses Gefühl des Schuldig-Geborens beschreibt auch Schwaigers Erzählerin: „Da kann man sich nur ducken und davonschleichen, weil man ein Kind ist, das schon schlecht auf die Welt gekommen ist.“ (LA 19)

Und in der Tat sind die Schuldgefühle der Protagonistin in *Lange Abwesenheit* mit der – tatsächlichen oder vermuteten – Schuld des Vaters verknüpft: Als der Vater im Sterben liegt und die Erzählerin von der Erkenntnis, dass sein Tod nicht mehr aufzuschieben ist, aufgewühlt auf der Straße entlanggeht, hat sie aufschlussreiche Assoziationen: „Es ist alles so endgültig beschlossen und so hoffnungslos. Kinder-

96 Heinz Bude: *Die Achtundsechziger-Generation im Familienroman der Bundesrepublik*. In: *Vertuschte Vergangenheit. Der Fall Schwerte und die NS-Vergangenheit der deutschen Hochschulen*. Hg. v. Helmut König u.a.. München 1997, S. 287-300, hier S. 300.

97 Heinz Bude: *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948*. Frankf./M. 1995, S. 34.

mörder. Falsch. Kindermöbel, steht da. Hinrichtung, lese ich. Einrichtung heißt das, natürlich.“ (LA 106) Was sich hier aus dem Unbewussten der Erzählerin einen Weg bahnt und sich vor die Realität schiebt, ist die Ahnung der Erzählerin, dass ihr Vater sich schuldig gemacht hat und mitverantwortlich für die Verbrechen des Holocaust ist. Das Aufrufen des Täter- und Schuld diskurses über die Assoziation der Begriffe „Kindermörder“ und „Hinrichtung“ – ein literarisches Verfahren, wie es auch in Texten von Elfriede Jelinek zu finden ist – verrät, dass der Vater für die Tochter ein potentieller Nazi-Verbrecher ist.

Die lähmende Wirkung der Vergangenheit zeigt sich zudem im Bruch mit der genealogischen Kontinuität innerhalb der Erzählung: Birer ist kinderlos und ohne Familie. Nach dem Bruch, den der Holocaust verursacht hat, wird er seine Genealogie nicht mehr fortsetzen. In der Erzählung bleibt die Seite der jüdischen Opfer mit dem Tod assoziiert und es wird keine Zukunftsperspektive eröffnet. Auch auf der Seite der Täter ist keine positive Zukunftsgerichtetheit auszumachen: Weder die Erzählerin noch ihre drei Schwestern sind verheiratet, nur eine hat einen Sohn, der „den Familiennamen retten wird“ (LA 83). Dieser allerdings ist vollkommen mit dem Großvater identifiziert, nach dessen Tod schläft er im Bett des Großvaters und sagt „Ich bin jetzt der Opa.“ (LA 13) Ihm gab der Vater der Erzählerin all die Aufmerksamkeit, die er der Tochter vorenthalten hatte, und er fungiert – ähnlich wie der Enkel in Ruth Rehmanns *Der Mann auf der Kanzel* (vgl. Kap. 2.3 dieser Arbeit) – nach seinem Tod als Reinkarnation des Großvaters. Während der Beerdigung nimmt die Erzählerin die Hand des Jungen, „um [sich] ein wenig von Vaters Wärme zu holen.“ (LA 119) In diesem Satz wird deutlich, dass die ambivalenten Empfindungen der Tochter dem Vater gegenüber auch nach seinem Tod bestehen bleiben. Während sie einerseits versucht, „seine Wärme“ über den Enkel bzw. Neffen zu spüren, sagt sie an anderer Stelle: „Er ist tot, aber ich kämpfe gegen ihn, noch immer.“ (LA 123) Der Enkel personifiziert die Unsterblichkeit des Vaters bzw. Großvaters und bestätigt dessen „Macht“ (LA 9) auch über seinen Tod hinaus.

In dieser Konstellation bekommt die patriarchale Linie in Schwaigers Erzählung einen zentralen und negativ konnotierten Stellenwert. Der Opferstatus der Erzählerin ist einerseits bedingt durch ihre untergeordnete Stellung im patriarchalen Machtgefälle – dessen Herrschaftsposition in erster Linie vom Vater besetzt wird, der sie und

98 Ebd., S. 35f.

ihre Schwestern „verkrüppelt“ (LA 72) hat. Doch auch Birer – als weiterer und noch dazu ebenfalls älterer Mann – ist Repräsentant dieser Macht: Er verhält sich der Erzählerin gegenüber nicht nur extrem paternalistisch, sondern bestimmt auch über den Grad von Nähe und Distanz in der Beziehung.

Durch die Identifikation mit der Geschichte der Eltern sind die Kinder in den Möglichkeiten ihrer Lebensentfaltung gehemmt. Was Martin Walser bereits 1964 in seinem Drama *Der Schwarze Schwan*⁹⁹ in Szene setzt, wird in *Lange Abwesenheit* im Motiv der Ambivalenz von Leben und Tod gespiegelt. Es finden sich immer wieder Referenzen auf dieses Gegensatzpaar, das bei Schwaiger auf die Generationenkonstellation übertragen wird. Der Vater und Birer als alte Männer – beide sind schwer krank bzw. liegen im Sterben – repräsentieren den Tod, die Tochter dagegen versucht, allen Identifikationstendenzen und Suizidgedanken zum Trotz, ihre eigene Jugend und ihren Lebenswillen dagegen zu behaupten: „Ich sehne mich nach dem Leben“ (LA 28), am Grab des Vaters spürt sie „nur [ihr] Lebendigsein.“ (LA 12)

Aber nicht nur dem Vater, auch Birer haftet etwas Morbides an. Als sie sich zusammen mit einem Freund in einem Café mit Birer trifft, denkt sie während des Gesprächs mit ihm: „[G]ib mich frei, laß los, siehst du nicht, daß wir jung sind, daß wir hier nur aus Höflichkeit sitzen und deine Geschichten hören, behalte sie für dich, erzähl sie dir selbst, Tote gehören ins Grab!“ (LA 78) Ihre Jugend dient hier als Motiv zur Abwehr der Erinnerung an die Vergangenheit. Sie will die „Geschichten“ von Birer, dessen Familie im Holocaust ermordet wurde, nicht hören, sie weigert sich, sich mit dieser Vergangenheit auseinanderzusetzen. In ihrer Forderung „Tote gehören ins Grab!“ wird ihr Wunsch nach einem „Schlussstrich“ manifest – in ihrer Wahrnehmung ist sie durch die Erinnerung an den Holocaust gefangen und in ihrer Lebensentfaltung eingeengt, deshalb die Aufforderung an Birer, sie ‚freizugeben‘ und ‚loszulassen‘.

Dass diese Loslösung nicht gelingt und sie sich – anders als Hinrich C. Seeba dies interpretiert – eben nicht aus der „Vormundschaft“ der Vaterfiguren befreien kann¹⁰⁰, spiegelt schon die formale Struktur der Erzählung: Die Stimmen anderer, die

99 Vgl. Martin Walser: *Der Schwarze Schwan*. In: Ders.: *Werke in zwölf Bänden*. Hg. v. Helmuth Kiesel unter Mitw. v. Frank Barsch. Neunter Band: *Stücke*. Frankfurt/M. 1997, S. 257-325 (UA 16.10.1964).

100 Vgl. Hinrich C. Seeba: *Erfundene Vergangenheit: Zur Fiktionalität historischer Identitätsbildung in den Väter-Geschichten der Gegenwart*. In: *The Germanic Review*, Vol. LXVI, 4/1991, S. 176-182, hier S. 178.

die Widergabe ihrer eigenen Gedanken und Assoziationen unterbrechen, werden zwar häufig ihrem Vater oder Birel zugeordnet, doch an vielen Stellen bleibt unklar, wer spricht und ob es sich um direkte Rede oder eine (gefilterte bzw. kommentierte) Redewiedergabe handelt. Dieses Verschwimmen der verschiedenen Stimmen illustriert auf formaler Ebene, dass die Protagonistin in Brigitte Schwaigers *Lange Abwesenheit* nicht in der Lage ist, einen erfolgreichen Prozess der Individuation zu durchlaufen und so eine eigenständige und reflektierte Position zur Vergangenheit und zum Holocaust einzunehmen. Mit ihrem Vater und dem jüdischen Geliebten als Ersatzvater schafft sie sich lediglich konkurrierende Stimmen, die ihre Gedankenwelt besetzen. Während der Vater ihr lange seine antisemitischen Ressentiments eingetrichtert hat, will sie dann „alles, was es zu den Juden zu sagen gibt“ von Birel wissen: „von ihm, nicht von dir! Ich möchte meinen Kopf retten, Nazidrecksau! Dieses Wort habe ich von Birel gelernt. Er sagt es mindestens so oft wie du Saujud sagst.“ (LA 51) Die Erzählerin steht zwischen den beiden antagonistischen Positionen „Nazidrecksau“ und „Saujud“ und wechselt identifikatorisch zwischen beiden hin und her, ohne eine eigene, unabhängige dritte Position zu erlangen. Die Vergeblichkeit ihrer Kämpfe gegen die Vereinnahmung durch das Patriarchat einerseits und die Last der Vergangenheit andererseits nimmt ein Epigraph, das der Erzählung vorangestellt ist, schon vorweg: „Die Stirne meines Vaters, ein Eisfeld, auf dem eine winzige Figur läuft. Das bin ich und laufe und laufe, aber der Kopf dreht sich. So komme ich nicht voran.“¹⁰¹

Die Stärke von Schwaigers Text liegt darin, dass sie „durch distanzierende Wiederholung der Klischees, die sie gedankenlos dem Vater ‚nur nachgesagt‘ hatte“¹⁰², die ungeklärten, unhinterfragten und innerfamiliär unausgesprochenen, aber verinnerlichten Denkmuster offen legt.

Der für die Väterliteratur konstitutive Ambivalenzkonflikt erfährt bei Brigitte Schwaiger vor dem Hintergrund der Missbrauchsthematik eine Radikalisierung, da dieser das Motiv des starken Abgrenzungswunsches bei gleichzeitiger Symbiose schon eingeschrieben ist. Durch die einander überlagernden Ebenen – individuelle Missbrauchserfahrung einerseits und historischer Generationenkonflikt andererseits – erfahren beide Ebenen eine eindringliche Verschärfung. Aus der Perspektive der Ge-

101 Vgl. dazu auch Kecht: *Resisting Silence*, S. 252.

102 Hinrich C. Seeba: *Erfundene Vergangenheit*, S. 178.

nerationenkonstellation – und dem thematischen Zusammenhang der vorliegenden Arbeit – ist diese inhaltliche Überlagerung höchst ertragreich: Der Bruch mit der Vätergeneration ist bei Schwaiger ganz in die individuelle Psyche verlegt und wird als Form der brutalen Gewalt deutlich. Die Tochter zerbricht an den durch die transgenerationalen Übertragungsprozesse bedingten Vereinnahmungen, was formal durch eine extrem fragile und unklare Sprecherposition umgesetzt ist. Umgekehrt, aus der Perspektive des Missbrauchs indes, stellt sich die Frage, ob ein solcher Bezug des individuellen Leidens auf die historische Situation und die Thematisierung des Missbrauchs über den Holocaust moralisch legitim ist.

Doch bildet gerade das introspektive Verfahren und die eindringliche individualpsychologische Ebene, auf der das gesamte Thema als hoffnungsloser Kampf gegen Verstrickungen abgehandelt wird, etwas für den österreichischen Vergangenheitsdiskurs Typisches ab: Weil eine konkrete Auseinandersetzung mit den Tätern auch gesellschaftlich lange nicht stattgefunden hat, können – anders als in Texten bundesrepublikanischer Autorinnen und Autoren – die Ursachen für die problematisch gewordene Generationenfolge nicht benannt werden und geistern als Unbenanntes, Ungreifbares durch die Familiengeschichten. Der spezifisch österreichische Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit fände so im Verschweigen und lediglich unspezifisch-albtraumhaften Auftauchen der Vergangenheit eine literarische Entsprechung: Eine unbekannte alte Frau taucht als „Leiche aus Auschwitz“ auf und jene Art von Detailfragen, die in den Texten von Meckel, Gauch oder Rehmann so zentral sind, werden an die Biographie des Vaters bei Brigitte Schwaiger nicht gestellt. Was nicht benennbar oder ‚bearbeitet‘ ist, was nicht hinterfragt wird, schiebt sich hier so weit über die eigene Identität, dass es sie vollständig einnimmt. Die Vater-Tochter-Beziehung ist auf unheilvolle Weise symbiotisch.

3. Die Auseinandersetzung mit der Vätergeneration in der DDR-Literatur

3.1 Generationendiskurse in der DDR-Literatur

In seinen Überlegungen zu möglichen neuen Konzepten einer Literaturgeschichtsschreibung nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten führt Wolfgang Emmerich neben den Kategorien des Archivs und der Diskurse auch das Paradigma der Generation ein. Er verbindet damit die Absicht, die „unterschiedlichen – ästhetischen, politischen, diskursiven, medialen – Positionen und Praktiken der Selbstinszenierung auf dem Spiel- und Kampffeld der deutschsprachigen Literatur seit 1989/90“ und die „konkrete Verortung der einzelnen Autoren im Feld“¹⁰³ besser verstehen und darstellen zu können. Er hofft, nicht nur Erkenntnisse über die Unterschiede zwischen Autorengruppen und „Lesergemeinschaften“¹⁰⁴ in Ost und West zu gewinnen, sondern durch die Kombination der generationellen Perspektive mit „den systemgebundenen Differenzen Ost/West“¹⁰⁵ eine „beträchtliche Ausdifferenzierung des Feldes der deutschsprachigen Literatur“¹⁰⁶ vornehmen zu können, damit aber insbesondere auch generationelle Gemeinsamkeiten und Differenzen in den Blick zu bekommen, die ost-west-übergreifend sind. Dafür greift Emmerich auf die Terminologie Karl Mannheims zurück und plädiert im Hinblick auf die in den 1920er Jahren Geborenen sogar für die Existenz einer ‚Generationseinheit‘ – unabhängig von deren späterem Leben in der DDR oder BRD:

Wir wissen [...] recht gut, wie die NS- und Kriegserfahrung die in den 20er Jahren Geborenen (von Fühmann, Walser, Kant und Grass bis zu Enzensberger, Müller, Wolf und vielen anderen) mit dem Syndrom „Schuld, schlechtes Gewissen und Verwandtes“ (frei nach Nietzsche) belastet hat, an dem sich diese Autoren, sofern sie noch leben, bis auf den heutigen Tag abarbeiten.¹⁰⁷

Die persönliche Erfahrung der nationalsozialistischen Diktatur wird als dominierende „Erlebnisschichtung“ (Mannheim) angenommen, wobei der jeweils spezifische Erfahrungsgehalt von großer Bedeutung ist. Es ist ein Unterschied, wie Emmerich betont,

103 Wolfgang Emmerich: *Generationen – Archive – Diskurse. Wege zum Verständnis der deutschen Gegenwartsliteratur*. In: *Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*. Hg. v. Fabrizio Cambi. Würzburg 2008, S. 15-29, hier S. 19.

104 Wolfgang Emmerich: *Generationen – Archive – Diskurse*, S. 20.

105 Ebd., S. 22.

106 Ebd.

107 Ebd., S. 21.

„ob eine(r) Soldat war (oder Soldatenbraut) oder nur noch Flakhelfer, Hitlerjunge und BdM-Mädel – oder ob einer oder eine sich vielleicht gerade noch an Ausbombung oder Vertreibung oder die Entbehrungen der Nachkriegszeit erinnern kann.“¹⁰⁸

Emmerich verfolgt den Ansatz, anhand von literarischen und/oder autobiographischen Texten den in den 1920er Jahren geborenen Autorinnen und Autoren einen gemeinsamen Generationszusammenhang oder eine Generationseinheit zuzuschreiben.¹⁰⁹ Als Autor *des* Standardwerks zur Literaturgeschichte der DDR kann ihm zwar vor dem Hintergrund seiner differenzierten Forschungsarbeiten kaum eine mangelnde Differenzierung zwischen ost- und westdeutschen Autorinnen und Autoren und deren literarischem Bezug auf den Nationalsozialismus vorgeworfen werden, dennoch ist zu fragen, wie produktiv seine Annahme einer Generationseinheit der in den 1920ern Geborenen im Hinblick auf eine gesamtdeutsche Literaturgeschichtsschreibung ist. So unterscheiden sich die literarischen Texte von Christa Wolf und Martin Walser, von Hermann Kant und Günter Grass eben nicht nur in ihren ästhetischen Verfahren und literarischen Strategien, sondern sind doch insbesondere darin, wie sie sich auf die nationalsozialistische Vergangenheit beziehen, nur vor dem Hintergrund ihres politischen und gesellschaftlichen Entstehungskontextes – der Frage also, in welcher erinnerungspolitischen Phase der BRD oder der DDR sie geschrieben und veröffentlicht wurden – angemessen literaturgeschichtlich einzuordnen. Diese Entstehungskontexte differieren erheblich und bestimmen auch die Vergangenheitsdiskurse, die in die Texte einfließen bzw. von denen die Texte ein Teil sind und die sie mitgestalten – ob affirmativ oder kritisch-subversiv. Die von Emmerich konstatierte „gelebte NS-Erfahrung“ und das daraus abgeleitete Syndrom „Schuld, schlechtes Gewissen und Verwandtes“ bleibt vor dem Hintergrund der beiden politischen Systeme zu allgemein, um ihm generationsstiftende Wirkung zuzuschreiben. Dass die Zugehörigkeit zur selben Jahrgangskohorte keinen ost-west-übergreifenden Generationszusammenhang, ge-

108 Ebd.

109 Auch Christiane Micus-Loos verfolgt diese These z.B. in ihrem Aufsatz „*Christa Wolf, Carola Stern, Günter der Bruyn und Günter Kunert. Zum Portrait einer Generation*“. In: *BIOS*, Jg. 19 (2006), H. 2, S. 205-232.

schweige denn eine Generationseinheit etabliert, betont auch Günter Gaus im Gespräch mit Christa Wolf, wenn er einwirft: „Wir sind ein Geburtsjahrgang, 1929, aber Osten und Westen, das macht einen Unterschied...“.¹¹⁰

Indem ich die Betrachtung der Texte von Klaus Schlesinger, Christa Wolf und Monika Maron im Folgenden in einem gemeinsamen Kapitel gruppiere, halte ich – seiner Unschärfe zum Trotz – implizit am Terminus der ‚DDR-Literatur‘ fest. Diese Unschärfe entsteht schon dadurch, dass unklar ist, auf welchen Gegenstand sich der Begriff bezieht – so können z.B. Texte gemeint sein, die in der DDR entstanden sind oder solche, deren Autorinnen oder Autoren in der DDR gelebt haben bis hin zu solchen Texten, deren Gegenstand das Leben in der DDR ist. Der Begriff der ‚DDR-Literatur‘ ist darüber hinaus auch deshalb mehrdeutig, weil er sowohl in legitimatorischer Weise benutzt wurde und „die Besonderheit der DDR als sozialistische[r] Gesellschaft erklären“ sollte als auch ideologisch besetzt war und „die sozialistische Tradition in der deutschen Literatur beerben und weiterführen sollte“.¹¹¹

Wenn ich im Folgenden die ausgewählten literarischen Texte dennoch im Hinblick auf einen gemeinsamen Bezugsrahmen ‚DDR‘ betrachte, soll damit weniger eine programmatische Position in der Debatte um die Existenz von den zwei deutschen Literaturen bezogen als vielmehr für eine spezifische und bewusst gewählte literaturwissenschaftliche Methode – nämlich eine historisch-soziologisch akzentuierte – plädiert werden.¹¹² Mit Helen Bridge teile ich die Ansicht, dass es notwendig ist, Literatur zuerst hinsichtlich ihrer Position, ihrer Funktionen und ihrer Leistungen innerhalb ihrer engeren sozialen und politischen Kontexte zu verstehen, bevor man sie ins Verhältnis zu anderen deutschsprachigen Literaturen bzw. Kontexten setzt.¹¹³

110 Christa Wolf: *Auf mir bestehen. Gespräch mit Günter Gaus*. In: Christa Wolf: *Werke*, Bd. 12: *Essays/Gespräche/Reden/Briefe 1987-2000*, hg., kommentiert und mit einem Nachw. vers. v. Sonja Hilzinger. München 1999, S. 442-470, hier S. 445.

111 Vgl. Yvonne Delhey: *Schwarze Orchideen und andere blaue Blumen. Reformsozialismus und Literatur in der DDR*. Würzburg 2004, S. 11.

112 Zur Debatte um die Existenz der ‚DDR-Literatur‘ siehe Bernhard Greiner: *DDR-Literatur als Problem der Literaturwissenschaft*. In: *Jahrbuch zur Literatur in der DDR* 3 (1983), S. 233-254; Rainer Rosenberg: *Was war DDR-Literatur? Die Diskussion um den Gegenstand in der Literaturwissenschaft der Bundesrepublik Deutschland*. In: *Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge* 1 (1995), H. 1, S. 9-21; Wolfgang Emmerich: *Für eine andere Wahrnehmung der DDR-Literatur. Neue Kontexte, neue Paradigmen, ein neuer Kanon*. In: Ders.: *Die andere deutsche Literatur. Aufsätze zur Literatur aus der DDR*. Opladen 1994; Ursula Heukenkamp: *Eine Geschichte oder viele Geschichten der deutschen Literatur seit 1945? Gründe und Gegengründe*. In: *Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge* 1 (1995), H. 1, S. 22-37.

113 Helen Bridge: *Women's Writing and Historiography in the GDR*. Oxford/New York 2002, S. 2.

Im Zuge des deutsch-deutschen Literaturstreits, der sich 1990 anlässlich der Veröffentlichung von Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* entzündete, wurde das Verhältnis von Politik und Ästhetik im Hinblick auf eine rückblickende Neubewertung der DDR-Literatur intensiv diskutiert.¹¹⁴ Es wurde davor gewarnt, die Literatur der DDR lediglich auf ihr Verhältnis zum Staat – also auf die Frage hin, ob sie dem sozialistischen System affirmativ oder kritisch gegenüber stehe – zu analysieren. Mit einer solchen einseitigen Betrachtung laufe man Gefahr, die ästhetische Dimension der literarischen Texte zugunsten ihrer politischen Positionsnahme zu vernachlässigen: „Wahrheit’ und ‚Mut‘“, wie Insa Wilke hervorgehoben hat, „markieren [bei einer solchen Lesart, N.G.] die Messlatte für DDR-Autoren. Der moralische Maßstab verschwistert sich mit dem Widerspiegelungspostulat: ‚Gute DDR-Literatur’ erschüttere durch einzigartige Beschreibung des diktatorischen Unterdrückungsapparates.“¹¹⁵ Eine solche eingeschränkte Betrachtungsweise war in der westdeutschen Literaturkritik wie in der Forschung v.a. vor der Wende häufig zu finden, diese „read literature as a direct consequence of cultural policy and so neglected the aesthetic qualities of literary texts“.¹¹⁶ Inzwischen sind die Diskussionen über das Verhältnis von Politik und Literatur, von Ästhetik und Ideologie sehr viel differenzierter. Es wird z.B. danach gefragt, wie bestimmte ästhetische Qualitäten eines Textes erst dazu beitragen, neue politische Positionen zu formulieren.¹¹⁷

Im Hinblick auf die Frage nach Generationenverhältnissen nach 1945 ist die historisch-politische Dimension der Texte von zentraler Bedeutung. Die Literatur eines Landes, sowohl als „Symbolsystem“ wie als „Handlungs- bzw. Sozialsystem“¹¹⁸, ist eng mit dem kollektiven Gedächtnis des jeweiligen kulturellen Umfeldes verbunden, dies gilt für ‚die geschlossene Gesellschaft’ des Realsozialismus der DDR genauso wie

114 Einen umfassenden Überblick über die verschiedenen Standpunkte innerhalb des Literaturstreits geben die beiden Bände: *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge“*. Analysen und Materialien. Hg. v. Karl Deiritz u. Hannes Krauss. Hamburg/Zürich 1991 und *Es geht nicht um Christa Wolf. Der Literaturstreit im vereinigten Deutschland*. Hg. v. Thomas Anz. Frankf./M. 1995.

115 Insa Wilke: *Die Kritik auf dem Prüfstand*. In: *Frankfurter Rundschau*. 27.03.2009.

116 Helen Bridge: *Women’s Writing and Historiography in the GDR*, S. 3.

117 So z.B. ebd.

118 Zu dieser Unterscheidung vgl. Carsten Gansel: *Gedächtnis und Literatur in den ‚geschlossenen Gesellschaften’ des Real-Sozialismus – Vorbemerkungen*. In: *Gedächtnis und Literatur in den ‚geschlossenen Gesellschaften’ des Real-Sozialismus zwischen 1945 und 1989*. Göttingen 2007, S. 7-12, hier S. 11.

für andere Gesellschaften. Im kollektiven Gedächtnis der DDR war der „antifaschistische Gründungsmythos“¹¹⁹ von besonderer Bedeutung, ihm kam eine zentrale Legitimierungsfunktion für den Staat zu (siehe unten, Kap. 3.1.1). Da die literarische Produktion in der DDR eng mit dem Machtapparat der SED verbunden war und das Literatursystem stets „unter dem Primat des Politischen“¹²⁰ stand, kann die Rolle des Antifaschismuskurses für die Literatur der DDR kaum überschätzt werden. Vielmehr ist „[g]erade für die Literatur als Zeugen des historischen Prozesses [...] kein Muster der Sinnfindung und -deutung so wichtig wie das des (nachgeholten bzw. imaginierten) Antifaschismus.“¹²¹

Bei der Analyse der literarischen Texte vor dem Hintergrund des Antifaschismuskurses wird deutlich, dass die Kategorie ‚Generation‘ sehr wohl neue Blicke eröffnet – allerdings in anderer Weise, als Emmerich vorgeschlagen hat. Es zeigt sich, dass der Antifaschismus als Gründungserzählung der DDR mit einer spezifischen Vorstellung des Generationenverhältnisses – das sich als „new paternal order“¹²² manifestiert – einhergeht. Diese Vorstellung des Generationenverhältnisses steht in den ausgewählten literarischen Texten zur Debatte. Damit ist nicht gemeint, dass die Texte den Antifaschismus- und den darin begründeten Generationendiskurs entweder affirmativ stützen oder kritisch demontieren (so wie die oben skizzierte einseitige Lesart dies implizierte), aufschlussreich ist vielmehr die Frage nach dem komplexen Zusammenspiel zwischen Literatur und hegemonialem Gedächtnis, für das der ‚Antifaschismus‘ zentral war.

Im Generationendiskurs der DDR spielte vor allem die diachrone Perspektive eine zentrale Rolle – es ist das jeweils durch die eigenen Lebenserfahrungen geprägte Verhältnis zum ‚Mythos Antifaschismus‘, das die aufeinander folgenden Generationen unterscheidet und das deren Verhältnis zueinander entscheidend prägt. Thomas Ahbe und Rainer Gries haben eine knappe ‚Geschichte der Generationen in der DDR und in Ostdeutschland‘ entworfen: ein Panorama der aufeinander folgenden Generationen, in

119 Herfried Münkler: *Antifaschismus und antifaschistischer Widerstand als politischer Gründungsmythos der DDR*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 45/1998, S. 16-29, hier S. 21.

120 Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Erweiterte Neuausgabe. Berlin 1996, S. 40.

121 Ebd., S. 39.

122 Julia Hell: *Post-Fascist Fantasies. Psychoanalysis, History, and the Literature of East Germany*. Durham and London 1997, S. 31.

dem die „Generation der Misstrauischen Patriarchen“ – gemeint sind damit die Geburtsjahrgänge 1883 bis 1916, die sich als politische Aktivisten in der Weimarer Republik und im Widerstand gegen den Nationalsozialismus hervorgetan haben – der „Aufbau-Generation“ (diese entspricht den Geburtsjahrgängen 1925 bis 1935, also der Generation Christa Wolfs) gegenübergestellt ist. Dieser wiederum folgen die „Funktionierende Generation“ (durch Kriegsende und Nachkriegszeit geprägt, die Werte der DDR weitgehend internalisiert habend), die „Integrierte Generation“ (in den 1950ern geboren, in der DDR sozialisiert), die „Entgrenzte Generation“ (die zwischen 1960 und 1972 Geborenen, in Distanz zu politischen Werten der DDR) und die „Generation der Wende-Kinder“ (Endphase der DDR liegt in deren Kindheit).¹²³

So problematisch solche verallgemeinernden Schemata sind, so ist doch nicht zu leugnen, dass sich die z.T. angedeuteten Haltungen zur DDR als diskursive Positionen in den literarischen Texten wiederfinden lassen. Im Hinblick auf die ‚Integrierte Generation‘ konstatieren Ahbe und Gries z.B. einen „Strömungsabriß in der partiellen Identifikation mit der DDR“ am Ende der 1970er Jahre, der ein Resultat enttäuschter Hoffnungen auf Wohlstand und „kulturpolitische Liberalisierung“ gewesen sei.¹²⁴ Betrachtet man die Erzählerin in Monika Marons *Stille Zeile Sechs* oder in Pawels *Briefe*, so erscheint sie mit ihrem „Bruch zu den Eltern und damit auch zu bestimmten Grundwerten der bestehenden DDR-Gesellschaft“¹²⁵ durchaus wie ein Prototyp dieses Generationsentwurfs. Doch bevor die ausgewählten literarischen Texte genauer betrachtet werden, ist zunächst eine genauere Analyse des antifaschistischen Geschichtsbildes und des damit einhergehenden Generationendiskurses der DDR nötig.

3.1.1 Zum antifaschistischen Geschichtsbild der DDR

„Wenn wir nicht an unsere Väter glauben, dann sind wir nichts wert.“ An diesem Satz des sowjetischen Schriftstellers Anatoli Rybakow entzündete sich auf dem VII. Schriftstellerkongreß der DDR 1973 die zentrale Debatte innerhalb der Arbeitsgruppe „Literatur und Geschichtsbewußtsein“, an der u.a. Volker Braun, Claus Küchenmeis-

123 Thomas Ahbe/Rainer Gries: *Die Generationen der DDR und Ostdeutschlands*. In: *Berliner Debatte Initial* 17 (2006), H. 4, S. 90-109. Die Merkmale der jeweiligen ‚Generationen‘ sind hier sehr verkürzt dargestellt, Ahbe und Gries führen die Eigenheiten und Unterschiede der verschiedenen Typen sehr viel differenzierter aus.

124 Thomas Ahbe/Rainer Gries: *Die Generationen der DDR und Ostdeutschlands*, S. 99.

125 Ebd.

ter, Horst Beseler, Hermann Kant, Hans Jürgen Geerds, Irmtraud Morgner, Karl Mickel, Peter Edel und Christa Wolf beteiligt waren. Dass Horst Beseler diesen Satz mit durchaus affirmativer Zielrichtung zitierte und zu dem Ergebnis kam, dass er auch auf die DDR übertragbar sei, mag auf den ersten Blick überraschen – forderte er doch eine ungebrochene Kontinuität zur Vätergeneration, die nach 1945 im Westen hochproblematisch geworden war. Der zitierte Satz wie die ganze Debatte auf dem Schriftstellerkongress müssen aber vielmehr im Kontext eines spezifischen Vergangenheitsbezugs in der DDR gelesen werden – eines Vergangenheitsbezugs, in dem gerade der Aspekt der Kontinuität eine zentrale Rolle spielte. Der Rybakowsche Satz mit seiner emphatischen Bezugnahme auf die Väter kann dabei paradigmatisch für den durch die antifaschistische Ideologie propagierten Umgang mit der Vergangenheit verstanden werden: In der öffentlichen Erinnerung der DDR stand das positive Anknüpfen an eine Tradition des kommunistischen Widerstands im Vordergrund und bestimmte v.a. in der Frühphase des Staates das Selbstverständnis der funktionstragenden Gruppen. Der Antifaschismus als „für die DDR identitätsbestimmendem und staatstragendem ideologischen Konstrukt“¹²⁶, so wird in der geschichtswissenschaftlichen Forschung immer wieder gezeigt, erfüllte eine wesentliche legitimatorische Funktion für die Staatsgründung und stets zu erneuernde -begründung der DDR und blieb auch bis zum Ende der DDR deren „primäres Legitimationsfundament.“¹²⁷ Indem der kommunistische Widerstand als kontinuierliche und bedeutendste Form des Widerstands gegen den Nationalsozialismus und als Teil der Antihitlerkoalition gedeutet wurde, musste er nicht

126 Jürgen Danyel: *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR*. In: *Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten*. Hg. v. Jürgen Danyel. Berlin 1995, S. 31-46, hier S. 31.

127 Günther Heydemann: *Die antifaschistische Erinnerung in der DDR*. In: *Woran erinnern? Der Kommunismus in der deutschen Erinnerungskultur*. Hg. v. Peter März u. Hans-Joachim Veen. Köln/Weimar/Wien 2006, S.71-89, hier S. 71. Die Forschung zum DDR-Antifaschismus differenziert sich in den letzten Jahren immer weiter aus. Für einen Überblick über die grundlegenden Positionen siehe: Antonia Grunenberg: *Antifaschismus – Ein deutscher Mythos*. Reinbek 1993; Herfried Münkler: *Antifaschismus und antifaschistischer Widerstand als politischer Gründungsmythos der DDR*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* b 45/1998, S. 16-29; Monika Flacke/Ulrike Schmiegelt: *Aus dem Dunkel zu den Sternen: Ein Staat im Geiste des Antifaschismus*. In: *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Bd. 1. Mainz 2004, S. 174-189; *Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus*. Hg. v. Annette Leo und Peter Reif-Spirek. Berlin 1999; *Vielstimmiges Schweigen. Neue Studien zum DDR-Antifaschismus*. Hg. v. Annette Leo und Peter Reif-Spirek. Berlin 2001; Harald Schmid: „Wir Antifaschisten“. *Zum Spannungsfeld generationeller Erfahrung und politischer Ideologie in der DDR*. In: *Politische Erinnerung. Geschichte und kollektive Identität*. Hg. v. Harald Schmid u. Justyna Krzymińska. Würzburg 2007, S. 150-167.

als eine „Geschichte des Scheiterns“ verstanden, sondern konnte „zu einem historischen Sieg uminterpretiert“ werden.¹²⁸ Die DDR wurde in diesem Verständnis zur Verwirklichung des „Vermächtnisses“ des „Widerstands und der Opfer des NS-Regimes“ stilisiert¹²⁹, als Staat, in dem „die großen Ideen des antifaschistischen Freiheitskampfes [...] Wirklichkeit geworden“¹³⁰ waren.

In der Gründungsphase der DDR war der Antifaschismus eng mit einer Generationserfahrung verknüpft. So war „die Mentalität und der Erfahrungsbestand einer *spezifischen politischen Generation* in der kommunistischen Bewegung“ für „den politischen und ideellen Gehalt des ‚Antifaschismus‘ [...] konstitutiv.“¹³¹ Diese politische Generation teilte bestimmte Sozialisationserfahrungen wie das politische Engagement in der Weimarer Republik und die Verfolgung durch die Nationalsozialisten. Im Hinblick auf die Erfahrungen während der Zeit des Nationalsozialismus können verallgemeinernd die drei Typen „Westemigration, Moskauer Exil und die KZ- und Widerstandsgeneration“¹³² unterschieden werden. In seiner Beschreibung der „politisch-biographischen Prägungen“ der SED-Gründergeneration und späteren SED-Führungsschicht zwischen 1933 und 1945 betont Harald Schmid die Pluralität der Erfahrungen, die bezüglich ihrer Inanspruchnahme für den Antifaschismus in den fünfziger Jahren mit dem Machtaufbau der SED immer stärker verengt wurde, so dass „*machtpolitisch* letztlich nur das Moskauer Exil“ zählte.¹³³ Die „biographisch-politische Erfahrung“ mit ihrem moralischen Kapital war „gleichsam die Zentrallegitimation des Herrschaftsanspruchs der SED-Gründergeneration“.¹³⁴

Indem diese Generationserfahrung „auf die gesamte DDR-Gesellschaft projiziert wurde“¹³⁵, war es den Ostdeutschen möglich, sich von der schuldbehafteten Vergangenheit des Nationalsozialismus zu distanzieren und sich mit der Vorstellung des

128 Jürgen Danyel: *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens?*, S. 37.

129 Ebd.

130 Vgl. Rosa Thälmann: *Rede zur Weihe der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück*. In: Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR (Hg.). Ravensbrück, Berlin o.J., S. S. 19, zitiert nach Jürgen Danyel: *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens?*, S. 37.

131 Jürgen Danyel: *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens?*, S. 32f. [Hervorhebung im Original]

132 Ebd., S. 34.

133 Harald Schmid: „*Wir Antifaschisten*“, S. 157. [Hervorhebung im Original]

134 Ebd., S. 152. Zu dieser Thematik vgl. auch das Buch von Irina Liebmann über ihren Vater: *Wäre es schön? Es wäre schön! Mein Vater Rudolf Herrstadt*. Berlin 2008.

135 Jürgen Danyel: *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens?*, S. 34.

neuen, ‚besseren‘ Deutschlands zu identifizieren. Insofern bekommt der oben zitierte Satz von Anatoli Rybakow in der DDR eine spezifisch politische Bedeutung – die DDR definierte sich gerade über den Glauben an die eigenen Väter, an die Väter des kommunistischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus. Gerade in dieser positiven Bezugnahme auf die ‚Väter‘ ist die Legitimation ihrer selbst begründet.

Mit dieser Legitimationsstrategie gingen allerdings auch weitreichende Ausgrenzungen einher. So wurde, wie Jürgen Danyel hervorhebt, eine „ursprünglich breitgefächerte[] und weitestgehend spontane[] Erinnerungskultur verschiedener Opfer- und Verfolgtengruppen durch die parteipolitischen Sonderinteressen der KPD/SED“ vereinnahmt.¹³⁶ Damit einhergegangen sei sowohl eine Entdifferenzierung der Erinnerung, wie sie sich z.B. in der dominanten Rolle der kommunistischen Opfer zuungunsten anderer Opfergruppen in der öffentlichen Erinnerung zeigt,¹³⁷ als auch eine Entkonkretisierung, d.h. es bildeten sich zunehmend Erinnerungsformen heraus, die sich nicht mehr auf konkrete historische Personen und Ereignisse bezogen, sondern immer weniger individualisiert und stattdessen abstrahiert waren. Dies hatte zur Folge, dass sich auch der Umgang mit Fragen der persönlichen Schuld von ehemaligen NSDAP-Mitgliedern und der großen Masse der sogenannten Mitläufer veränderte. Diese konnten in der entdifferenzierten und teilweise auch stark enthistorisierten Erinnerung im Rahmen des ‚Antifaschismus‘ weitgehend integriert werden – nur eine solchermaßen „politisch stilisierte Erfahrung und Erinnerung“¹³⁸ machte vielen Ostdeutschen die Identifikation mit der Seite des anderen, des ‚besseren Deutschlands‘ möglich.¹³⁹ Stephan Hermlin beschreibt die Anziehungskraft dieser ideologisch angelegten Entlastungsstrategie:

136 Ebd., S. 31.

137 Zur Auseinandersetzung mit dem Holocaust in der DDR siehe Olaf Groehler: *Erblasten. Der Umgang mit dem Holocaust in der DDR*. In: Hanno Loewy (Hg.): *Holocaust. Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Bedeutung der Geschichte*. Reinbek b. Hamburg 1992, S. 110-127 und Dan Diner: *Antifaschistische Weltanschauung. Ein Nachruf*. In: Ders.: *Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis*. Berlin 1995, S. 77-94.

138 Jürgen Danyel: *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens?*, S. 36.

139 Vgl. ebd., S. 42-46. Jeffrey Herf betont, dass es 1945 zunächst durchaus eine Deutung von kommunistischer Seite gab, die die Deutschen als Täter und Schuldige betrachtete. Aber mit der Gründung der DDR, v.a. mit Beginn des Kalten Krieges 1949 wurden die Deutschen „innerhalb von nur drei Jahren aus dem Kreis der Täter ausgenommen und zu einem Volk unschuldiger Opfer des amerikanischen Imperialismus erklärt. Der kommunistische Nationalismus ging Hand in Hand mit der Aufgabe, die Deutschen von ihrer schwierigen Vergangenheit zu entlasten.“ Jeffrey Herf: „Hegelianische Momente“. *Gewinner und Verlierer in der ostdeutschen Erinnerung an Krieg, Diktatur und Holocaust*. In: *Erinnerungskulturen*. Hg. v. Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer u. Wolfgang Schwentker. Frankf./M. 2003, S. 198-209, hier S. 203.

Man ernannte sich selbst zum Sieger der Geschichte. Diese Formel breitete sich sofort aus, wie ein Kreisel in einem Wasser, in das man einen Stein geworfen hat, jeder Bürger der DDR konnte sich nun als Sieger der Geschichte fühlen. Dadurch, daß man dem Volk diese Schmeichelei sagte und es entlastete, war es auch leichter zu regieren. Es ist schwer, auf die Dauer Leute zu regieren, die sich irgendwie schuldig fühlen.¹⁴⁰

Der realsozialistische Antifaschismus als „politisch intendierte, identitätsprägende und ideologisierte Herkunftserzählung“¹⁴¹ war auch ein „Instrument der Verdrängung der deutschen Schuld“.¹⁴²

Eine Externalisierung der Schuld schwang auch in der so genannten „Dimitroff-Doktrin“ mit, die neben der Anknüpfung an die kommunistische Widerstandstradition den realsozialistischen Antifaschismus prägte. Nach dieser 1935 von Georgi Dimitroff vor dem VII. Weltkongress der Kommunistischen Internationale (Komintern) formulierten Theorie war der deutsche Faschismus (der in der offiziellen Sprachverwendung der SED den Nationalsozialismus begrifflich ersetzte) „die offene, terroristische Diktatur der reaktionärsten, chauvinistischsten, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals“¹⁴³ – womit die Ursachen des Faschismus (und damit des Nationalsozialismus) dem ökonomischen System, dem Kapitalismus, zugeschrieben wurden. Die Schuldigen, die den Nationalsozialismus an die Macht brachten, waren nach dieser Theorie unter den Vertretern des Finanzkapitals zu suchen, was die Mehrheit der Bevölkerung entlastete. Gleichzeitig sollte das sozialistische Wirtschaftssystem die Menschen vor der Wiederholung solcher Entwicklungen schützen. Damit wirkte die „Dimitroff-Doktrin“ innerhalb des antifaschistischen Diskurses „sowohl mit Blick auf die Vergangenheit als auch mit Blick auf die Zukunft sozial integrativ als die Schuld externalisierend.“¹⁴⁴ Die Verantwortung des einzelnen Individuums und auch der breiteren Masse wurde so weitgehend ausgeblendet.

140 Stephan Hermlin: *Wo sind wir zu Hause? Gespräch mit Klaus Wagenbach*. In: Ders.: *Äußerungen 1944-1982*. Berlin/Weimar 1986, S. 396-408, hier S. 399.

141 Harald Schmid: „*Wir Antifaschisten*“, S. 151.

142 Ebd., S. 164.

143 Georgi Dimitroff: *Die Offensive des Faschismus und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale im Kampf für die Einheit der Arbeiterklasse gegen den Faschismus*. Bericht auf dem VII. Weltkongress der Kommunistischen Internationale. (2. August 1935). In: Ders.: *Ausgewählte Schriften. 1933-1945*. Verlag Rote Fahne. Köln 1976, S. 95-164, hier S. 97.

144 Thomas Ahbe: *Der DDR-Antifaschismus. Diskurse und Generationen – Kontexte und Identitäten. Ein Rückblick über 60 Jahre*. Leipzig 2007, S. 11.

Die SED-Geschichtspolitik zeichnete sich demnach auf verschiedenen Ebenen durch eine „spezifische Mischung von Kontinuität und Diskontinuität, von Identifikation und Abgrenzung“ aus – Kontinuität im Hinblick auf die kommunistische Widerstandstradition und Diskontinuität bezüglich der „dezidierte[n] Abgrenzung zum nationalsozialistischen Vorgängerstaat“.¹⁴⁵

3.1.2 *Moralisch geprägte Generationenbeziehungen*

In einem Interview mit Günter Gaus im Jahre 1993 wurde Christa Wolf gefragt, was sie „auch über innere Widerstände hinweg“ „zu einer solchen Bindung an eine Sache, an die des Sozialismus, [...] veranlaßt und befähigt“ habe.¹⁴⁶ In ihrer Antwort wird die Deutung der DDR als Gegenentwurf zum faschistischen Deutschland der 1930er und 1940er Jahre besonders anschaulich. Wolf berichtet, dass die Nachkriegszeit für sie „ein Schock“ gewesen sei: „[A]ls ich erfuhr und für wahr halten mußte, was *wir* damals getan hatten, wir Deutschen. Da war ich monate-, jahrelang in einer tiefen Verzweiflung und wußte nicht, wie damit weiterleben.“¹⁴⁷ Auf der Oberschule in Thüringen sei sie später

zum ersten Mal mit marxistischen Schriften in Verbindung gekommen. Und das hat mich überzeugt, das war etwas, was mir einleuchtete. Das war eigentlich der erste Schritt. Und vor allen Dingen war es etwas – dann, als ich in die Partei eintrat –, von dem ich jahrelang fest überzeugt war, das war genau das Gegenteil von dem, was im faschistischen Deutschland geschehen war. Und ich *wollte* genau das Gegenteil. Ich wollte auf keinen Fall mehr etwas, was dem Vergangenen ähnlich sein könnte. Ich glaube, das ist in meiner Generation häufig so gewesen. Das war der Ursprung dieser Bindung; das war auch der Grund, warum wir so lange an ihr festhielten – eigentlich nicht gegen innere Widerstände; ich sah auch später noch keine Alternative dazu. Und dann kam etwas anderes hinzu, was unsere Generation, [...] so spät hat erwachsen werden lassen. Wir erlebten nämlich damals, Anfang der fünfziger Jahre, als ich nach meinem Studium im Schriftstellerverband arbeitete, Genossen, die aus dem KZ kamen, aus den Zuchthäusern, aus der Emigration, beeindruckende Menschen – ich glaube auch heute noch, daß sie zu den interessantesten Leuten gehörten, die einem damals in Deutschland hätten begegnen können –, und das war eine Bindung, die zum großen Teil auch auf schlechtem Gewissen beruhte.¹⁴⁸

In einem Gespräch mit Therese Hörnigk führt Christa Wolf die Beziehung ihrer Generation zu den Älteren noch näher aus: „[...] sie waren die absolut und in jeder Hinsicht

145 Harald Schmid: „*Wir Antifaschisten*“, S. 164f.

146 Christa Wolf: *Auf mir bestehen*, S. 444.

147 Ebd.

148 Ebd., S. 445.

Vorbildlichen, wir diejenigen, die in jeder Hinsicht zu hören und zu lernen hatten.“¹⁴⁹ In ihren Äußerungen zeigt sich, dass die ideologische Legitimierung der DDR eng mit einem Generationendiskurs – und zwar einem moralisch fundierten Generationendiskurs – verknüpft war. Die Vorbildwirkung der politischen ‚Vätergeneration‘ ist für Wolf, wie im angeführten Zitat deutlich wird, eng mit der Bindung an das Projekt des Sozialismus verwoben.

Das „schlechte Gewissen“, das Wolf ihrer Generation attestiert, resultiert aus dem Bewusstsein, dass man sich selbst durch Identifikation mit der nationalsozialistischen Ideologie oder Mitläufertum schuldig gemacht hatte, während die Aktivist:innen des Widerstands Gewalt und Repression erfahren mussten und einem zudem alternative Handlungsmöglichkeiten, die man selbst auch hätte wählen können, vor Augen führten. Dass die daraus resultierenden moralisch geprägten Generationenbeziehungen keineswegs Teil eines als oktroyiert empfundenen ideologischen Antifaschismus waren, sondern aus einem Bedürfnis der Gewissensentlastung anerkannt und bestätigt wurden, beschreibt auch Günter de Bruyn:

Gehemmt wurde der Widerstandswille [gegen die ideologischen Erziehungsprinzipien in der Bibliotheksschule Ende der vierziger Jahre in Ostberlin, N.G.] auch durch den die Macht adelnden Antifaschismus, den einzigen Bestandteil der verordneten Lehre, der der eignen Meinung entsprach. Da aber diese Meinung sich bei den meisten von uns erst durch den Krieg und nach Hitler gebildet hatte, fühlten wir uns mehr oder weniger mit Schuld beladen und glaubten den Emigranten und Widerstandskämpfern gegenüber zu Ehrfurcht verpflichtet zu sein: in diesem Punkt war man moralisch erpreßbar. Die Kritik an Verblendung und Intoleranz war getrübt von schlechtem Gewissen. Denn die eifernde Schulleiterin hatte unter Hitler im Gefängnis gesessen, der dogmatische und gebildetste der Dozenten war ein Emigrant gewesen – man selbst aber hatte Hitler gedient.¹⁵⁰

Das die Bindung an das sozialistische System verstärkende schlechte Gewissen ist besonders bei den zwischen ca. 1915 und 1930 Geborenen ausgeprägt, da es aus der Erfahrung der eigenen Verführbarkeit während des Nationalsozialismus – meist als Wehrmachtangehörige, Flakhelfer, Mitglieder der Hitler-Jugend oder des BDM – resultierte. Aus dem Kreis der Autorinnen und Autoren gehören dazu neben Christa Wolf und Günter de Bruyn auch Franz Fühmann, Heiner Müller, Günter Kunert, Erich Loest

149 Christa Wolf: *Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk* [Juni 1987/Oktober 1988]. In: Christa Wolf: *Werke*, Bd. 12: *Essays/Gespräche/Reden/Briefe 1987-2000*, S. 53-102, hier S. 59.

150 Günter de Bruyn: *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin*. Frankfurt/M. 1992, S. 374.

und Hermann Kant.¹⁵¹ Wolfgang Emmerich weist darauf hin, dass Autorinnen und Autoren der Jahrgänge 1930 bis 1932 dieses schlechte Gewissen als Komponente der Identifikation aufgrund des veränderten Erfahrungshorizontes mit dem sozialistischen Staat fehle. Gleichwohl sei deren Bindung an den Staat nicht weniger stark gewesen, da ein System, „das als Gegenmittel zum ‚Faschismus‘ als dem Bösen schlechthin den ‚Antifaschismus‘ verordnete, und auf dessen Rücken den Sozialismus als das große ‚Humanum‘ gleich mit“, große, auch moralische, Attraktivität ausstrahlte.¹⁵²

Das eigene schlechte Gewissen konnte man loswerden, indem man sich ganz dem Sozialismus verschrieb, wie Christa Wolf in einem Gespräch mit Therese Hörnigk schildert:

Uns wurde dann ein verlockendes Angebot gemacht: Ihr könnt, hieß es, eure mögliche, noch nicht verwirklichte Teilhabe an dieser nationalen Schuld loswerden oder abtragen, indem ihr aktiv am Aufbau der neuen Gesellschaft teilnehmt, die das genaue Gegenteil, die einzig radikale Alternative zum verbrecherischen System des Nationalsozialismus darstellt.¹⁵³

Es bleibt unklar, wie genau eine „mögliche, noch nicht verwirklichte Teilhabe“ an der „nationalen Schuld“ zu verstehen ist – aber diese ist es, auf der das internalisierte schlechte Gewissen gründet. Auch Wolfgang Emmerich hat diesen Mechanismus für die in den 1920er Jahren geborenen Autorinnen und Autoren der DDR beschrieben:

Am Anfang standen Verstörung, Scham, Erschütterung, Schuldbewußtsein auf seiten der ehemaligen Mitläufer des Nationalsozialismus – und ihnen gegenüber eine Sozialistische Einheitspartei (an ihrer Spitze antifaschistische Widerstandskämpfer und Exilierte, legitimiert durch entbehrungsreiche KZ- und Zuchthausaufenthalte oder den Verlust der Heimat), die die versöhnende Hand ausstreckte, Absolution erteilte und die ‚Überläufer‘ gleich noch handstreichartig zu „Siegern der Geschichte“ erklärte. Am (vorläufigen) Ende dieses Prozesses stand die freiwillig-unfreiwillige Selbstbindung des reuigen Sünders an den Anti-Faschismus als das Gegenteil dessen, dem er einst verfallen war: dem Faschismus, der auch Auschwitz hervorgebracht hat. In diesem Kontext ist Franz Fühmanns vielzitiertes Wort „ich bin über Auschwitz in die andere

151 Vgl. Wolfgang Emmerich: *Das Generationsparadigma in der DDR-Literaturgeschichte. Die Jahrgänge 1933-1935*. In: *Die DDR im Spiegel ihrer Literatur. Beiträge zu einer historischen Betrachtung der DDR-Literatur*. Hg. v. Franz Huberth. Berlin 2005, S. 61-80, hier S. 71ff.

152 Vgl. ebd., S. 73. Emmerich greift eine Generationeneinteilung des Soziologen Günter Erbe auf, die er dann aber modifiziert. Erbe unterscheidet vier Autorengenerationen in der DDR, die er aus soziologischer Sicht untersucht. (Siehe Günter Erbe: *Schriftsteller in der DDR. Eine soziologische Untersuchung der Herkunft, der Karrierewege und der Selbsteinschätzung der literarischen Intelligenz im Generationenvergleich*. In: *Deutschland Archiv* 20 (1987), H. 11, S. 1162-1179.) Emmerich interessiert v.a. eine bei Erbe so nicht isolierte „Zwischengeneration“ der Jahrgänge 1933-1935.

153 Christa Wolf: *Unerledigte Widersprüche*, S. 59.

Gesellschaftsordnung gekommen“ zu verstehen – und es gilt für fast alle Autoren dieser Generation.¹⁵⁴

Der DDR-Antifaschismus war, so Emmerich, insofern zwar „verordnet“, „aber im gleichen Atemzuge wurde er freiwillig als Anker der moralischen Selbststrettung und imaginativen Wiedergutmachung ergriffen.“¹⁵⁵ Umgekehrt wurde auf diese Weise die „moralische Reputation des überlebenden Antifaschisten [...] instrumentell zur Machtsicherung eingesetzt.“¹⁵⁶

Die durch den ideologischen Herrschaftsdiskurs gestützte, moralisch fundierte Machtverteilung innerhalb der DDR-Gesellschaft war durch einen „engen Zusammenhang[] zwischen politischer Biographie und Herrschaftspraxis“¹⁵⁷ geprägt und wird nicht nur von Christa Wolf in generationellen Mustern beschrieben.¹⁵⁸ Wolf übernimmt damit die herrschende, ideologisch fundierte Deutung, in der die sozialen Verhältnisse in der DDR im Schema eines familiären Generationenverhältnisses dargestellt werden.¹⁵⁹ Sie akzeptiert eine Deutungskonstruktion, die die Machtstrukturen, in denen die Staatsgründer Definitionshoheit und politische Gestaltungsfreiheit innehaben, als familiäres Gefüge mit quasi natürlicher Rollenverteilung erscheinen lässt.¹⁶⁰

Die aus dem spezifischen Generationenverhältnis resultierende „familiäre DDR-Loyalität und Tiefenbindung“¹⁶¹ beschreibt auch Uwe Johnson in seinem Essay *Versuch, eine Mentalität zu erklären*.¹⁶² Bei vielen Menschen, die die DDR verlassen haben und danach über sie sprachen, sei zu beobachten, dass sie sich nie richtig von der DDR gelöst hätten: „So reden Kinder von ihren Eltern. So reden Erwachsene von jemand, der einst an ihnen Vaterstelle vertrat [sic!].“¹⁶³ Dabei könne die DDR, „so streng und wunderlich sie auftrat, [...] sich lange Zeit fast unbedenklich verlassen auf die

154 Wolfgang Emmerich: *Selektive Erinnerung. Selbstbegründungsmythen der literarischen Intelligenz in Ost und West nach 1945*. In: *Orientierung, Gesellschaft, Erinnerung*. Hg. v. Heiner Hastedt, Helmut Lethen u. Dieter Thomä. Rostock 1997, S. 95-114, hier S. 109.

155 Ebd.

156 Harald Schmid: „*Wir Antifaschisten*“, S. 150f.

157 Ebd., S. 151.

158 Auch Brigitte Reimann, Franz Führmann, Günter de Bruyn u.a. bedienen sich dieser Deutung.

159 Vgl. Julia Hell: *Post-Fascist Fantasies*, S. 61.

160 Ebd.

161 Wolfgang Emmerich: *Das Generationsparadigma in der DDR-Literaturgeschichte*, S. 76.

162 Uwe Johnson: *Versuch, eine Mentalität zu erklären*. In: Ders.: *Berliner Sachen. Aufsätze*. Frankf./M. 1975, S. 52-63.

163 Ebd., S. 52.

beiden moralischen Wurzeln, die antifaschistische und die der sozialen Proportion, an denen sie die Jugendlichen hielt.“¹⁶⁴ Für viele dieser ehemaligen DDR-Bürger

war es mehr als ein Land, mehr als Heimat und biographische Gegend. Der Begriff Vaterland, gereinigt von Pathos und Patriotismus, ist hier nicht fern, gestützt durch die Profiltiefe der Prägung, die ein junger Mensch in der DDR erfuhr. In vielen Aussagen erscheint die DDR als fest umrissene personenähnliche Größe [...]. Auf den beiden moralischen Voraussetzungen des Antifaschismus und Antikapitalismus konnte ein nahezu partnerschaftliches Verhältnis anwachsen.¹⁶⁵

Annette Simon, die Tochter Christa Wolfs, reflektiert nach der Wende ihre eigene „irrationale“ Loyalität gegenüber der DDR, in der sie „jahrzehntelang mit Moral überfrachtet“¹⁶⁶ worden sei:

Erst jetzt wird mir bewußt, daß sich meine Loyalität zur DDR tatsächlich auf die tief gefühlte Solidarität mit den Opfern des Faschismus gegründet hat, auf das Erleben einer Art Erbschuld, die ich wenigstens damit abzutragen hatte, daß ich die Überlebenden nicht verließ. Im Unbewußten hat Erbschuld oft auch etwas mit „Inzest“ zu tun, und so erlebe ich rückblickend manchmal die DDR: als ein amorphes, inzestuös gebundenes Gebilde, das sich einmauern mußte, um in diesem Zustand bleiben zu können.¹⁶⁷

Der familiäre Generationendiskurs schlägt hier um in nahezu pathologische Muster des Inzests, in denen sich die Identifikation mit den antifaschistischen Opfern bis in den Körper fortsetzt – Annette Simon beschreibt, dass die machthabenden Antifaschisten ein „quasi-sadistisches Über-Ich“¹⁶⁸ bildeten und die „eingepflanzten Schuldgefühle[]“¹⁶⁹ so stark waren, dass „[b]is in die Körperfaser[n] [...] eine Art von moralischer Treue und ein Wachsystem darüber installiert“¹⁷⁰ gewesen sei.

Es war die Moral der Antifaschisten, die überlebt hatten, und die Moral der jungen Aufbaugeneration der DDR. Diese Aufbaugeneration, zu der auch meine Eltern gehört hatten, war selbst noch von der faschistischen Erziehung geprägt worden; und sie fühlte sich deswegen und wegen ihres Mitläufertums ihrer Eltern verständlicherweise schuldig. Sie wollte sich von diesem Erbe eindeutig abgrenzen und frei machen.¹⁷¹

164 Ebd., S. 54.

165 Ebd., S. 55.

166 Annette Simon: *Ich und sie. Versuch, mir und anderen meine ostdeutsche Moral zu erklären.* In: *Kursbuch*. Februar 1993, S. 25-34, hier S. 25.

167 Ebd., S. 32.

168 Ebd., S. 28.

169 Ebd., S. 29

170 Ebd., S. 32.

171 Ebd., S. 26.

3.1.3 Die Debatte auf dem Schriftstellerkongress 1973

Die Vorstellung eines durch Generationenverhältnisse strukturierten Gesellschaftsmodells findet sich nicht nur bei Christa Wolf, sondern ist ein wesentlicher Bestandteil eines Diskurses innerhalb der politischen und literarischen Öffentlichkeit in der DDR, wie die oben angeführte Debatte auf dem VII. Schriftstellerkongress 1973 schon angedeutet hat.

In Horst Beselers Wortbeitrag werden die Einbettung des Rybakowschen Zitates und die wesentlichen Punkte seines Generationenkonzepts deutlich:

Jüngere Geschichte [...] ist für den, der den zweiten Weltkrieg noch miterlebte, etwas durchaus anderes als für die Nachgeborenen. Uns Älteren bleiben die rauen Erfahrungen, die uns der Gang des Geschehens damals aufzwang, etwas stetig *Weiterwirkendes*. Narben gehen nicht verloren. Demgegenüber sind unsere Kinder in das Friedensgewohntsein eines unablässig aufstrebenden, erstarkenden, Menschlichkeit sichernden sozialistischen Staats hineingeboren worden. Obschon erwiesenermaßen zu leidenschaftlicher Solidarität mit den um ihre Freiheit kämpfenden Völkern fähig, verfügen sie doch nicht über jenes besondere, uns Älteren buchstäblich eingebrannte Element antiimperialistischer Erbitterung und Unversöhnlichkeit. Naturgemäß können sie das auch gar nicht. Sie müssen vielmehr gedanklich wie gefühlsmäßig nachvollziehen und nachgewinnen, was damals geschah. Sie müssen, jeder auf seine Weise, so innig wie möglich nacherfahren, welche Kämpfe und Opfer erforderlich waren, den Weg in ihr und unser Heute freizubrechen.

Wessen Kämpfe? Wessen Opfer?

Spätestens hier will ein Satz unseres sowjetischen Schreibekollegen und vormaligen Gardemajors der Roten Armee, Anatoli Rybakow, zitiert sein. Thematisches Zentrum der genannten Erzählung, lautet dieser Satz: „Wenn wir nicht an unsere Väter glauben, dann sind wir nichts wert.“¹⁷²

An diesem Zitat zeigt sich, dass Horst Beseler mit den „Vätern“ eben keine „standesamtlich-verwandtschaftlich[e]“¹⁷³ Kategorie meint, sondern auf die „geschichtliche Fortschrittslinie“¹⁷⁴, „das große Kontinuum progressiven Ringens in der deutschen Geschichte“¹⁷⁵ verweist. Gleichzeitig wird deutlich, welches Generationenkonzept hinter Beselers Denken steht: Es wird ein Generationengegensatz aufgebaut zwischen der älteren Generation, die erlebte, erfahrene Geschichte repräsentiert – mit Erfahrun-

172 Schriftstellerverband der Deutschen Demokratischen Republik: *VII. Schriftstellerkongress der Deutschen Demokratischen Republik. 14.-16. Nov. 1973 in Berlin. Protokoll (Arbeitsgruppen)*. Berlin u. Weimar 1974, S. 95f.

173 Schriftstellerverband der Deutschen Demokratischen Republik: *VII. Schriftstellerkongress der Deutschen Demokratischen Republik. Protokoll (Arbeitsgruppen)*, S. 102.

174 Ebd., S. 97.

175 Ebd., S. 102.

gen aus dem kommunistischen Widerstandskampf, die sich bildlich in den Körper eingeschrieben haben – und der Generation der Nachgeborenen, der in die DDR Hineingeborenen, ohne Erfahrung, denen die Aufgabe zukommt, *nachzuvollziehen*, *nachzugewinnen* und *nachzuerfahren*. Diese Nachgeborenen müssen auf das vermittelte Geschichtsbewusstsein zurückgreifen, um sich mit dem Selbstverständnis der DDR identifizieren zu können. In der Diskussion auf dem Schriftstellerkongress zeigt sich wiederholt, dass es von den Älteren daher als Pflicht wahrgenommen wird, die im Widerstand gemachten Erfahrungen an die Jüngeren weiterzugeben. Peter Edel spricht in diesem Zusammenhang von der besonderen „Pflicht, die Stafette an jüngere weiterzugeben.“¹⁷⁶ Das Bild der Stafette macht hier die Vorstellung eines politischen Vermächtnisses, das in einer kontinuierlichen Linie weitergegeben wird, besonders anschaulich und verweist auf die Kontinuitätsvorstellung innerhalb des sozialistischen Weltbildes. Immer wieder wird in der Diskussion der hohe Stellenwert von Fragen wie „Wer bin ich und wo komme ich her?“ bzw. des „Woher wir kamen, wohin wir gehen müssen“, betont und damit die Einbettung des Einzelnen in die Traditionslinie des sozialistischen Antifaschismus, die das Selbstbewusstsein fundamental bestimmt, hervorgehoben. Die Vorstellung der weitergegebenen Stafette verweist wiederum auf das implizite Machtverhältnis – die Älteren geben ihre Deutungshoheit der Realität an die Jüngeren weiter, denen kein Raum zu eigenen politischen oder gesellschaftlichen Entwürfen zugestanden wird. Im teleologischen Geschichtsbild des Sozialismus gab es nach 1945 keinen Bruch zwischen den Generationen, und es darf ihn auch nicht geben, und so scheint es am Ende der Diskussion der Arbeitsgruppe „Literatur und Geschichtsbewusstsein“ auch so wichtig zu sein, festzuhalten, dass es in der DDR zurzeit zwar „Generationsunterschiede“, aber keine „Generationskonflikte“ gebe – letztere wären mit dem Kontinuitätsdenken innerhalb des sozialistischen Weltbildes schwerlich vereinbar. Innerhalb der Diskussion auf dem Schriftstellerkongress wurden aber durchaus auch einzelne Kritikpunkte am antifaschistischen Geschichtsentwurf laut. So entbrannte z.B. eine Debatte über die Definition des Begriffs der „Väter“ und über die Frage, ob damit die leibliche Vätergeneration oder politische Vorbilder gemeint seien und ob der zitierte Satz von Rybakow in der jeweiligen Definition dann auch auf die

176 Ebd., S. 121.

DDR übertragbar sei. Weil es auch dabei implizit wieder um eine kritische Auseinandersetzung mit dem sozialistischen Geschichtsbild ging, griff Rosemarie Schuders Einwurf zu Beginn der Diskussion zu kurz: Sie schlug vor, den „irreführenden“ Begriff der „Väter“ durch den der „Vorbilder“ zu ersetzen. Dieser Vorschlag blieb – zumindest soweit es dem Protokoll zu entnehmen ist – ohne Reaktion. Was nicht verwundert – ist es doch gerade die doppeldeutige Verwendbarkeit der Vokabel „Väter“, die eine Verhandlung des historischen Selbstverständnisses ermöglicht. So nimmt Hermann Kant die Doppeldeutigkeit des Begriffs zum Anlass, explizit Kritik an einem Selbstverständnis zu üben, das in den Vorfahren nur die Widerstandstradition verstanden wissen will. Er wehrt sich gegen eine Übernahme des Rybakowschen Satzes für die DDR und konstatiert, dass das positive Anknüpfen an die „Väter“ ein Punkt sei, „an dem wir herausfinden können, was mit dem Geschichtsbewußtsein bei uns eben nicht stimmt.“:

Es ist eine Sache, ob man sich zu politischer Tradition, zu großen Gestalten der Geschichte der Arbeiterklasse bekennt und sagt, davon wollen wir ausgehen, – und es ist eine andere, ob man sich diese Väter sozusagen adoptiert, also statt des gemeinhin üblichen ein umgekehrtes Verfahren anwendet.¹⁷⁷

Einen genealogischen Rückbezug scheint Kant nur im Rahmen eines biologisch-verwandtschaftlichen Verständnisses des Väterbegriffs legitim zu finden. Dieser Rückbezug sei in Deutschland aber gerade nicht möglich, die „Tragödie“ der Generation der Täterkinder, so Kant, liege darin, „daß ihr dieses Bekenntnis zu den Vätern eben nicht möglich wurde, weil die Väter sie ganz und gar beschissen haben und sie im Stich ließen.“¹⁷⁸ Die Frage nach der Verstrickung und Schuld der leiblichen Vätergeneration wird im Weiteren allerdings durchaus kontrovers diskutiert. Hasso Grabner z.B. argumentiert im Sinne der sozialistischen Faschismusanalyse und besteht auf der Opferrolle der Arbeiterklasse:

Es wird häufig und es wurde hier auch die These vertreten, neunzig Prozent hätten mitgemacht, beziehungsweise wären vom Faschismus verführt gewesen. Ich möchte das bestreiten. Ich bin der sicheren Überzeugung, daß die deutsche Arbeiterklasse in ihrer Mehrheit nicht verführt wurde. Sie wurde vom Faschismus bezwungen. [...] So meine ich, daß wir uns auch auf unsere Väter, auch auf die geschlagenen, stützen können.¹⁷⁹

177 Schriftstellerverband der Deutschen Demokratischen Republik: *VII. Schriftstellerkongreß der Deutschen Demokratischen Republik. Protokoll (Arbeitsgruppen)*, S. 101f.

178 Ebd., S. 102.

179 Ebd., S. 107f.

Auch in solchen Wortbeiträgen, in denen eine schuldhafte Verstrickung der Väter – und damit von lebenden DDR-Bürgern – durchaus eingestanden wird, wird diese in den meisten Fällen mithilfe des Wandlungsmotivs, das in der frühen Literatur der DDR eine wichtige Rolle spielte, relativiert. Die DDR wird dabei als ein Staat verstanden, in dem die innere Wandlung ehemaliger Faschisten erfolgreich stattgefunden hat – im Gegensatz zur BRD, wo die Absage an den Faschismus oft nur ein „Lippenbekenntnis“ gewesen sei, wie Peter Edel in der Diskussion hervorhob und damit einen weiteren wichtigen Bestandteil des Legitimationsrepertoires der DDR aufruft: die Abgrenzung zur BRD.¹⁸⁰

Soweit es dem Protokoll zu entnehmen ist, wurden die auf dem VII. Schriftstellerkongress angeführten Kritikpunkte am antifaschistischen Selbstbild (z.B. von Hermann Kant oder Christa Wolf) in den folgenden Wortbeiträgen nicht aufgenommen, fast als seien sie ungehört verhallt. Stattdessen wurde der grundsätzliche Deutungsrahmen, die vorherrschende Rolle des kommunistischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus und die Überzeugung, der BRD gegenüber moralisch im Vorteil zu sein, immer wieder bekräftigt.

3.1.4 Generationenkonflikte in der DDR?

Im Zusammenhang mit der stellvertretenden Neu-Identifikation mit den antifaschistischen Vorbildern thematisiert Christa Wolf im Interview mit Günter Gaus auch den Abgrenzungsprozess von ihrer Elterngeneration:

Als wir fünfzehn, sechzehn waren, mußten wir uns unter dem niederschmetternden Eindruck der ganzen Wahrheit über den deutschen Faschismus von denen abstoßen, die in diesen zwölf Jahren nach unserer Meinung durch Dabeisein, Mitmachen, Schweigen schuldig geworden waren. Wir mußten diejenigen entdecken, die Opfer geworden waren, diejenigen, die Widerstand geleistet hatten. Wir mußten es lernen, uns in sie einzufühlen. Identifizieren konnten wir uns natürlich auch mit ihnen nicht, dazu hatten wir kein Recht. Das heißt, als wir sechzehn waren, konnten wir uns mit niemandem identifizieren. Dies ist eine wesentliche Aussage für meine Generation. Es ist ein nachwirkendes Defizit für junge Menschen, wenn sie sich mit niemandem identifizieren können.¹⁸¹

180 Schriftstellerverband der Deutschen Demokratischen Republik: *VII. Schriftstellerkongreß der Deutschen Demokratischen Republik. Protokoll (Arbeitsgruppen)*, S. 121.

181 Christa Wolf: *Unerledigte Widersprüche*, S. 58f.

In einem kurzen Satz klingt hier an, dass der Bezug auf den kommunistischen Widerstand als bewusste ideologische Setzung einer Traditionslinie die Abspaltung von einem anderen Teil der Elterngeneration implizierte und es erforderlich war, sich von denen, „die in diesen zwölf Jahren [...] durch Dabeisein, Mitmachen, Schweigen schuldig geworden waren“, „ab[zu]stoßen“. Dass dieser Prozeß des „Abstoßens“ – ganz anders als in der BRD – scheinbar so wenig Konflikte mit sich gebracht hat, zumindest so wenig öffentlich thematisierte Konflikte, und die positive Bezugnahme auf den „guten“, „vorbildlichen“ Teil der Elterngeneration so reibungslos funktioniert zu haben scheint, hat wiederum mit dem spezifischen moralischen Impetus des antifaschistischen Diskurses zu tun. Um die „new paternal order“ zu etablieren, „the SED’s legitimacy discourse of antifascism advocated severing all ties with “fascist“ fathers, but [...] foregrounded the unbreakable bond with the fathers of “antifascism.”“¹⁸²

Wenn es in den Augen Wolfs Spannungen zwischen den Generationen gegeben hat, sind diese in der moralisch geprägten Beziehung zur älteren Generation begründet, die zu kritisieren mit einem Tabu belegt war:

Wir damals Jungen waren zu lange in Vater-Sohn-, Mutter-Tochter-Beziehungen eingebunden, die es uns schwer machten, mündig zu werden. Ich glaube, viele meiner Generation haben sich nie richtig davon erholt. [...] Aus lebendigen Menschen Denkmäler, Standbilder zu machen – dazu gehören ja immer zwei. Die einen haben sich, aus Furcht vor Veränderung, in ihrer Unfehlbarkeitsrolle eingerichtet; die anderen aus innerer Unsicherheit in der Rolle der unselbständig Nachfolgenden. Beide werden für die heute Jungen, die dritte und vierte Generation, keine Orientierungsfiguren sein können.

Für mich ist ein Beweis dafür, daß dieser Zustand weitgehend aus der deutschen Geschichte erwächst, daß Angehörige der gleichen Generation in den anderen sozialistischen Ländern früher kritisch, kühner, weniger brav und zähmbar waren als bei uns. Es lastete nicht die Schuld aus der Zeit des Nationalsozialismus auf ihnen und die Hemmung, sich offen kritisch gegenüber denen zu äußern, die ihre Lehrer und Vorbilder gewesen waren.¹⁸³

In diesem Zitat werden zwei entscheidende Aspekte deutlich: Erstens spielt die Auseinandersetzung mit dem schuldbeladenen Teil der Elterngeneration im hier skizzierten Generationenpanorama keine Rolle und wird nachhaltig ausgeblendet. Zweitens entwirft Christa Wolf ein Generationenverhältnis, das stets auf eine positive Bezugnahme ausgerichtet ist – die Vertreter haben den Anspruch, „Orientierungsfiguren“ zu sein, das Ideal ist ein kritischer und „kühner“ Umgang mit den Älteren, die trotz allem ihre

182 Julia Hell: *Post-Fascist Fantasies*, S. 31.

183 Christa Wolf: *Unerledigte Widersprüche*, S. 59f.

Rolle als Vorbild und Lehrer behalten. Dieses Ideal ist auch in ihrem Roman *Kindheitsmuster* wieder zu finden (vgl. Kap. 3.2).

Die Debatte um die Existenz eines Generationenkonflikts beschränkte sich nicht nur auf den Schriftstellerkongress, sondern war über Jahre Thema in kulturpolitischen Diskussionen und Kommentaren in der DDR. Bei Brigitte Reimann heißt es in einem Tagebucheintrag von 1963: „Am Vormittag ein schönes Gespräch mit Lewerenz. [...] Thema: immer mal wieder das Generationsproblem, das es offiziell nicht gibt.“¹⁸⁴ Auch in einer Äußerung des Lektors und Schriftstellers Günther Deicke von 1972 wird deutlich, dass das Benennen eines Generationenkonflikts tabuisiert war: „Es gibt in unserer Gesellschaft keinen Generationskonflikt, das wird mir bei jedem Gespräch gerade mit Volker Braun immer wieder bewußt, aber jede Generation hat ihre eigenen Probleme, die man nicht einfach vom Tisch wischen darf.“¹⁸⁵ Dieses Benennungsverbot bediente auch Hans Richter in einem Kommentar zu einem Zitat von Franz Fühmann 1986:

Aus dem Gang der Geschichte unvermeidlich folgende Generationsunterschiede können auch im Sozialismus Konfliktstoff liefern, und dafür gibt es Beweise genug. Sie alle zusammen bilden aber noch keinen zureichenden Grund für die absolute These, daß es auch da *den* Generationskonflikt gebe.¹⁸⁶

Ein entscheidendes Kriterium dafür, dass die gesellschaftlichen Konflikte in der DDR nicht im Muster des Generationskonfliktes interpretiert wurden, war, dass „Generation [...] keine Kategorie der marxistisch-leninistischen Gesellschaftstheorie“ war und demnach eine „offizielle Sprachregelung“ gefunden wurde, „die vehement einen möglichen Generationenkonflikt für die DDR ausschloß.“¹⁸⁷ Das mit dem Generationenkonflikt verbundene Tabu bezieht sich auf das Verhältnis der verschiedenen gesell-

184 Brigitte Reimann: *Ich bedaure nichts. Tagebücher 1955-1963*. Hg. v. Angela Drescher. Berlin 1997, Eintrag vom 28.10.1963, S. 357.

185 Günther Deicke: *Auftritt einer neuen Generation*. In: *NDL* 20 (1972), H. 2, S. 18-22, hier S. 18f.

186 Hans Richter: *Generationen Temperamente Schreibweisen. Gedanken und Vorschläge zum Umgang mit unserer Literatur*. In: *Generationen Temperamente Schreibweisen. DDR-Literatur in neuer Sicht*. Hg. v. Hans Richter. Halle/Leipzig 1986, S. 7-37, hier S. 12. [Hervorhebung im Original] Zum anhaltenden Diskurs über den Generationenkonflikt unter DDR-Autorinnen und Autoren siehe auch Withold Bonner: „*Der Vogel mit dem bunteren Gefieder*“. *Redevielfalt als Maskerade in der Prosa Brigitte Reimanns*. Tampere 2001, besonders S. 33-49.

187 Dorothee Wierling: *Opposition und Generation in Nachkriegsdeutschland. Achtundsechziger in der DDR und in der Bundesrepublik*. In: *Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der doppelten Nachkriegsgeschichte*. Hg. V. Christoph Kleßmann, Hans Misselwitz u. Günter Wichert. Berlin 1999, S. 238-252, hier S. 244.

schaftlichen Gruppen innerhalb der DDR, das nach dem Muster eines familiären Generationenzusammenhangs beschrieben wird. Es stellt sich die Frage, wie eigentlich jenseits des ideologischen Konstrukts der Umgang mit der ‚realen‘ Elterngeneration war und ob sich der in der Literatur der BRD so dominante Generationenkonflikt auch in der DDR finden ließ.

Insgesamt scheint dieser – ob in der Literatur oder in der Realität – kein brauchbares Muster der gesellschaftlichen Auseinandersetzung in der DDR geboten zu haben. Dafür gibt es vielfältige Gründe. Zunächst ist davon auszugehen, dass sich in der DDR aufgrund ihrer autoritären Strukturen „eine Front quer zu derjenigen der Generation“ herausbildete – nämlich die „zwischen der Privatsphäre, die von den Generationen gemeinsam geschützt werden musste“ einerseits und der „Sphäre der Politik“ andererseits.¹⁸⁸ Der familiäre Raum, das Private, fungierte nach dieser Sichtweise als Refugium innerhalb eines Staates, der alle anderen Lebensbereiche kontrollierte. Annette Simon spricht in diesem Zusammenhang von einer „Familialisierung“ der DDR-Kultur: Indem der Staat versuchte, den „Antagonismus zwischen Familie und Kultur einzebene[n]“ und die Jugendlichen in ihren entscheidenden Entwicklungsschritten über Initiationsrituale in gesellschaftliche Institutionen einband, wurde die durch den Generationenwandel in vielen Gesellschaften hervorgebrachte gesellschaftliche Dynamik in der DDR unterbunden: „Die in der Adoleszenz liegenden Veränderungspotenziale wurden so in das Bestehende eingebunden und konnten nicht ausformuliert und ausgelebt werden, führten nicht zu Veränderungen, die eine Gesellschaft lebendig erhalten.“¹⁸⁹ Die Jugendlichen in der DDR hatten keine Möglichkeit, sich in einer alternativen Kultur vom Elternhaus zu emanzipieren und

wurden so immer wieder auf ihre Herkunftsfamilien zurückgeworfen, und hier kam es dann auch nicht zu einer Generationenauseinandersetzung wie im Westen. Weder über die Zeit vor 1945, noch über die Art, wie man in der DDR lebte. Dadurch, dass die Eltern der gleichen Repression unterworfen waren wie die Jugendlichen, gab es im Osten mehr Identifikation mit den Eltern und mehr Verständnis für sie. Allen gemeinsam war, dass man sich irgendwie arrangieren musste, wenn man in der DDR bleiben wollte.¹⁹⁰

Dass innerfamiliäre Konflikte in der DDR sehr viel weniger scharf ausgefochten wurden als im Westen, lag aber auch daran, dass im Osten eine zentrale Dimension des

188 Ebd., S. 244.

189 Annette Simon: *Unsere bösen Kinder*. In: *Berliner Zeitung*. Nr. 189. 15. August 2000.

190 Ebd.

westdeutschen Generationenkonflikts fehlte: die Dimension der Schuldfrage hinsichtlich des Nationalsozialismus. Eine mögliche Schuld der Eltern stand im öffentlichen Diskurs nicht zur Debatte. Die „Saga“, wie Annette Simon es formuliert, dass die DDR „gewissermaßen aus dem Antifaschismus geboren worden sei“,

entfaltete eine ungeheuer starke Wirkung – bis in die einzelne Familie hinein –, weil sie umfassende Schuldentlastung von den deutschen Verbrechen bot. Diese Schuldentlastung wurde von den Deutschen Ost, die gar nicht unschuldiger waren als die Deutschen West, gierig ergriffen und nach und nach sogar geglaubt. [...] In den Familien gab es das gleiche Schweigen darüber wie im Westen, was denn die Väter nun wirklich im Krieg getan oder nicht getan hatten.¹⁹¹

Doch ist davon auszugehen, dass das öffentliche Geschichtsbild keineswegs so nahtlos in die private Sphäre übertragen wurde wie das bei Annette Simon anklingt, sondern vielmehr konkurrierende Gedächtnisse miteinander in ein Spannungsverhältnis traten. Dorothee Wierling hat in einer Studie, in der sie Angehörige der ersten Nachkriegsgeneration in der DDR (1949 oder 1950 geboren) interviewte, gezeigt, dass beide Arten der historischen Überlieferung, die offizielle und die privat-familiäre, unverbunden nebeneinander standen.¹⁹² Dennoch seien die Eltern nicht in ihrer schuldhaften Verstrickung in den Nationalsozialismus wahrgenommen worden, sondern die Erzählungen seien stets „von deren Leiden, Enttäuschungen und Verlusten“ geprägt gewesen.¹⁹³ Sie beobachtet einen „generationellen Pakt“¹⁹⁴, den sie als „Schonungs- und Schweigepakt mit den Eltern“¹⁹⁵ charakterisiert. Während dieser Pakt im Westen in den 1960er Jahren gebröckelt sei und die Nachkriegsgeneration begonnen habe, die Eltern kritisch nach der Vergangenheit zu befragen, habe er im Osten, zumindest in den Familien, weiterbestanden bis zum Ende der DDR. Während es in der BRD in den 1960er Jahren zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen den Generationen gekommen sei, war die Situation in der DDR eine andere:

Anders als die wieder erstarkten Eltern im Westen, waren diejenigen in der DDR noch immer die Geschlagenen und Beschämten, selbst wenn sie sich auf die Seite der Macht geschlagen hatten. Eine Rebellion gegen schwache Eltern aber verspricht wenig Gewinn, kann sogar Angst auslösen. In der DDR war unter solchen Bedingungen eine

191 Ebd.

192 Dorothee Wierling: *Nationalsozialismus und Krieg in den Lebens-Geschichten der ersten Nachkriegsgeneration der DDR*. In: *Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*. Hg. v. Elisabeth Domansky u. Harald Welzer. Tübingen 1999, S. 35-56, hier S. 37.

193 Ebd., S. 42.

194 Ebd., S. 51.

195 Ebd., S. 53.

Aufkündigung des Generationenpakts über die Vergangenheit kaum zu erwarten [...].¹⁹⁶

Wierling diagnostiziert „seitenverkehrte Generationsdiskurse“¹⁹⁷ in der DDR und der BRD. Während sich in beiden Staaten eine jugendliche Subkultur entwickelt habe, die v.a. aufgrund ihrer Nonkonformität provokativ wirkte, wurde diese im Osten und Westen je unterschiedlich gedeutet:

Während im Westen die Deutung als Generationskonflikt von seiten der irritierten Gesellschaft dazu diente, die letztlich unbegriffene Auseinandersetzungen [sic] in ein vertrautes Deutungsschema einzuordnen, hatte in der DDR die Abwehr dieser Deutung dieselbe Funktion, aber die jugendlichen Normverletzungen galten als vom Klassegegner gesteuert. Auf der Seite der agierenden Jugend im Westen diente die Selbstdeutung als Generation der offensiven und lustvollen Politisierung, in der DDR dagegen musste die nonkonforme Jugend gegenüber einer bedrohlichen Staatsmacht gerade ihren *unpolitischen* Anspruch auf Autonomie betonen.¹⁹⁸

Vergleicht man die Gruppe der Studenten im Westen, die als Träger der kulturellen Revolution gelten, mit den Studenten im Osten, so lassen sich entscheidende Unterschiede in deren Mentalitäten konstatieren. Während die Weststudenten, „ihre Identität als Generation aus dem Geist des Widerspruchs und der Autonomie schöpften“, waren die ostdeutschen Studenten von der „dankbaren Bindung an die Elterngeneration in Staat und Familie sowie dem Bewußtsein bestimmt [...], deren historischen Auftrag zu erfüllen“ – konnten sie doch als erste Generation nach dem Krieg „in Frieden und Fortschritt“¹⁹⁹ leben und vom gesellschaftlichen Aufstieg profitieren.

3.1.5 Eine ostdeutsche Väterliteratur?

Die Diskussion auf dem VII. Schriftstellerkongress muss als öffentliche Bekräftigung des kollektiven Gedächtnisses verstanden werden, in dem das Verhältnis des Staates zur ‚faschistischen‘ Vergangenheit normativ verankert ist. In der Literatur der DDR dagegen erfuhr die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in den 1970er und 80er Jahren einen grundlegenden Wandel.²⁰⁰ Während das Thema zuvor vor allem über zwei literarische Muster Ausdruck fand – über die Heroisierung

196 Dorothee Wierling: *Opposition und Generation in Nachkriegsdeutschland*, S. 245.

197 Ebd.

198 Ebd., S. 245f.

199 Alle Zitate siehe ebd., S. 247.

200 Vgl. dazu ausführlich Patricia Herminhouse: *Vergangenheit als Problem der Gegenwart: Zur Darstellung des Faschismus in der neueren DDR-Literatur*. In: *Literatur in den siebziger Jahren*. Hg. v. Peter Uwe Hohendahl u. Patricia Herminhouse, Frankf./M. 1983, S.259-294.

des antifaschistischen Widerstands und den Wandlungsroman – rückten nun zunehmend solche Perspektiven in den Mittelpunkt, die auch stärker subjektive Erfahrungen thematisierten.²⁰¹ Wolfgang Emmerich charakterisiert diese „deutliche Akzentverschiebung“²⁰² als „nachholende *Erinnerungsarbeit*“ und als „Versuch, gegen das Verdrängen und Vergessen anzuschreiben und die sedimentierte Geschichte aus ihrer Erstarrung zu lösen“²⁰³. Gerade in den 1970er und 1980er Jahren bewegten sich viele literarische Texte in der DDR jenseits ihrer offiziellen Rolle als ‚Stimme der Staatsideologie‘ – stattdessen wurden sie zu einem Artikulationsforum für plurale, kritische und subversive Standpunkte.²⁰⁴ In der zunehmenden Präferenz subjektiver Perspektiven in der Erzählprosa der siebziger Jahre liegt eine Gemeinsamkeit der literaturgeschichtlichen Entwicklung der BRD und der DDR.²⁰⁵ Auch die sich wandelnde literarische Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ist ein Phänomen beider Literaturen in dieser Zeit. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, warum das Phänomen der ‚Vaterbücher‘ in der DDR nicht in vergleichbarer Weise aufgetreten ist. In zahlreichen Texten in der DDR rückte zwar die „Beschäftigung mit der Kindheit“²⁰⁶ in den Vordergrund, anders als im Westen diente aber das Muster des Generationenkonflikts nicht als Folie für die literarische Auseinandersetzung. Die Gründe dafür sind vor allem im schon skizzierten Mythos des Antifaschismus und dem ihm inhärenten Generationenmodell zu suchen.

Darüber hinaus impliziert die Frage, warum es im Osten kein der Väterliteratur entsprechendes Phänomen gab, das gleiche Dilemma wie die Frage, warum es in der DDR kein ‚68‘ gab: Eine so angelegte Fragestellung erhebt die (Literatur-)Geschichte der BRD zum normativen Maßstab für die DDR.²⁰⁷ Eine vergleichende Betrachtung

201 Dazu gehörte insbesondere die Perspektive von Frauen, sowohl als Autorinnen als auch als Protagonistinnen, wie Helen Bridge betont. Gerade weil nun die Fragen des Alltags während des Nationalsozialismus interessant wurden, erhielt die spezifisch weibliche Erfahrung einen neuen Stellenwert. Vgl. Helen Bridge: *Women's Writing and Historiography in the GDR*, S. 40.

202 Therese Hörnigk: *Das Thema Krieg und Faschismus in der Geschichte der DDR-Literatur*. In: WB 24 (1978), H. 5, S. 73-105, hier S. 100.

203 Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, S. 318 [Hervorhebung im Original, N.G.].

204 Helen Bridge: *Women's Writing and Historiography in the GDR*, S. 10.

205 Dies konstatiert auch Wilfried Barner in seinem Vorwort zur *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. Hg. v. Wilfried Barner. München 1994, S. XV-XXIV, hier S. XVIII.

206 Patricia Herminhouse: *Vergangenheit als Problem der Gegenwart*, S. 271.

207 Zur Frage, warum es in der DDR kein ‚68‘ gab und dem damit einhergehenden Dilemma siehe Dorothee Wierling: *Opposition und Generation in Nachkriegsdeutschland*.

erscheint dennoch vielversprechend, da sie den Zusammenhang literarischer Muster mit gesellschaftspolitischen Konstellationen illustriert und noch einmal deutlich macht, dass auch der vermeintlich anthropologisch bedingte Generationenkonflikt in der BRD Resultat spezifischer historischer Bedingungen war.

Die Analysen der im Folgenden ausgewählten vier Texte zeugen von der Produktivität einer solchen vergleichenden Betrachtungsweise von ost- und westdeutschen literarischen Texten. Dies wird am Beispiel von Christa Wolfs *Kindheitsmuster* (1976), einem kanonischen Text der DDR-Literatur, besonders virulent: Die in der Forschung vieldiskutierte Spaltung der Erzählperspektiven, die die Struktur des Romans so komplex macht, erhält im Untersuchungskontext der vorliegenden Arbeit eine neue Bedeutung. Das für die Texte der westdeutschen Väterliteratur so dominante Motiv des ambivalenten Vaterbildes – die Schwierigkeit, das Wissen um ein schuldhaftes Handeln in der Vergangenheit in das durch familiäre Loyalität geprägte positive Vaterbild zu integrieren – wird in *Kindheitsmuster* ganz in die Person der Erzählerin selbst verschoben. Die Eltern dagegen werden entlastet. Dieser Text steht auch deshalb am Anfang der Analysen, weil Christa Wolf mit dem Geburtsjahr 1929 die älteste der hier behandelten Autorinnen und Autoren ist und aufgrund ihres Jahrgangs einer anderen Erfahrungsgeneration zuzuordnen ist als Klaus Schlesinger (geb. 1937) und Monika Maron (geb. 1941). In der Perspektive Christa Wolfs zeigt sich die oben beschriebene moralische Prägung des Generationenverhältnisses der DDR besonders deutlich.

In Klaus Schlesingers Roman *Michael* (1971) unterscheidet sich die Position des Erzählers im Generationendiskurs erheblich von der der Erzählerin in Christa Wolfs *Kindheitsmuster*, die die Perspektive der so genannten „Aufbau-Generation“ vertritt. Der Erfahrungshintergrund Schlesingers (und seines Erzählers) lässt sich mit dem von Christoph Meckel (geb. 1935) und Sigfrid Gauch (geb. 1945) vergleichen – alle erzählen unbelastet von der Frage, ob man selbst während des Nationalsozialismus konkrete Schuld auf sich geladen hat. Tatsächlich weist Schlesingers Roman auffällige strukturelle Ähnlichkeiten mit den westdeutschen Texten des Genres auf. Er unterscheidet sich aber von diesen an einem zentralen Punkt: der Frage der Schuld des Vaters. An ihm zeigt sich deshalb die Bedeutung der unterschiedlichen Generationendiskurse in Ost und West und deren Verarbeitung in literarischen Texten besonders deutlich.

Mit den beiden Texten von Monika Maron, *Stille Zeile Sechs* (1991) und *Pawels Briefe* (1999), verschiebt sich die Erzählgegenwart der literarischen Texte in der zweiten Hälfte des Kapitels um knapp 20 bzw. 30 Jahre. Beide Texte sind nach der Wende erschienen und erweitern die Perspektive auf einen weiteren, für die DDR spezifischen Generationendiskurs: Hier steht nicht mehr die Auseinandersetzung mit der Schuld, die die Elterngeneration während der Zeit des Nationalsozialismus auf sich geladen hat, im Zentrum; vielmehr ist es das Verhältnis der Nachgeborenen zur so genannten „Gründergeneration“ der DDR, das für die jüngere Generation konfliktreich geworden ist.

3.2 Christa Wolf: Kindheitsmuster (1976)

Christa Wolfs Wortbeitrag auf dem Schriftstellerkongress 1973 ist eine kritische Rekapitulation des Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in der DDR:

Wenn ich es richtig sehe [...], gab es eine erste Phase der ideellen, gedanklichen Verarbeitung der Einflüsse jener faschistischen Zeit – das *mußte* auch am Anfang stehen –, die erschütternd genug war und uns auch veränderte; doch haben wir die Problematik zu früh für „erledigt“ gehalten: Das fiel zusammen mit einer Phase der Vergangenheitsbewältigung in unserer Gesellschaft, in der wir versucht waren, den Faschismus an „die anderen“ zu delegieren als Tradition und als Vergangenheit. Diese Zeit scheint mir vorbei. Wir machen das nicht mehr. Aber es war kein Zufall, daß wir es gemacht haben, und mir kommt es so vor, als ob unsere Diskussion über die „Väter“ noch Spuren dieser Haltung zeigte. Natürlich kann man sich geistige Väter adoptieren; man kann das sogar mehrmals in seinem Leben tun – aber man kann sich keinen biologischen Vater adoptieren, niemals, obwohl vielleicht eine ganze Generation gar nicht so abgeneigt gewesen wäre, das zu tun. Man kann ihn aber auch nicht wegdelegieren, und man kann seine Kindheit, die man nicht nur als Objekt, also passiv erlebt hat und die einen geformt hat, nicht wie niemals gewesen von sich abtun.²⁰⁸

Christa Wolf kritisiert nicht nur die für den frühen DDR-Antifaschismus typische Delegation von Schuld an Verbrechen im Nationalsozialismus an den Westen, sondern kratzt auch am Mythos des DDR-Bürgers als Nachkomme antifaschistischer Widerstandskämpfer. Bemerkenswert an diesem Beitrag ist, dass Wolf den „biologischen Vater“ und die eigene Kindheit in einem Atemzug nennt und die Auseinandersetzung mit dieser Kindheit und ihren Prägungen an die Stelle der Auseinandersetzung mit den Vätern tritt. Anstatt einen Konflikt mit der Elterngeneration zu riskieren und deren Rolle im Nationalsozialismus zu hinterfragen, spricht sich Christa Wolf dafür aus, zu

208 Schriftstellerverband der Deutschen Demokratischen Republik: *VII. Schriftstellerkongreß der Deutschen Demokratischen Republik. Protokoll (Arbeitsgruppen)*, S. 149f.

erforschen, wie die eigene Kindheit „einen geformt“ habe und wie die erworbenen Prägungen in der Gegenwart weiterwirken:

Ich frage mich zum Beispiel, ob das, was unsere Generation in der Gegenwart zu leisten imstande ist – auch wie sie handelt –, und das, was sie schuldig bleiben muß, weil sie es nicht leisten kann, mit in ihrer Kindheit begründet liegt. Es ist nicht so einfach, eine Kindheit abzuschütteln, die einem zum Beispiel einen derartigen Autoritätsglauben eingefressen hat. Es ist nicht so einfach, eine Kindheit loszuwerden, die nicht von Wissen, sondern von bedingungsloser Gläubigkeit geprägt war und durch eine Reihe anderer Faktoren, die hier wahrscheinlich jeder kennt.²⁰⁹

Christa Wolf geht es darum, sich die in der Kindheit erworbene Autoritätsgläubigkeit bewusst zu machen, um die Bedingungen des eigenen Handelns in der Gegenwart verstehen zu können.

Die Frage „Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind?“²¹⁰ ist auch der Motor des Erkenntnisinteresses in Christa Wolfs Roman *Kindheitsmuster*. Die Erzählinstanz ist dort in drei Personen – ich, du und sie – aufgespalten: eine Erzählkonstruktion, die der Unmöglichkeit Rechnung tragen soll, historische und persönliche Kontinuität glaubhaft und authentisch zu beschreiben und zu repräsentieren, und die dem Konzept der „subjektiven Authentizität“ verpflichtet ist.²¹¹ Dem entspricht auch das Nebeneinander von verschiedenen Zeitebenen: Eine Vergangenheitsebene, auf der Anekdoten und Episoden aus der Kindheit der Erzählerin im Zentrum stehen, das Kind wird darin – als Erzählobjekt – in der dritten Person als „Nelly“ bezeichnet; eine zweite Ebene erzählt von einer Reise der Erzählerin an die Orte ihrer Kindheit; auf einer dritten Ebene reflektiert die Erzählinstanz ihre Erinnerungsprozesse, Möglichkeiten der angemessenen Repräsentation der Vergangenheit wie auch ihr Schreiben, und zieht Parallelen zu aktuellen gesellschaftlichen und politischen Ereignissen. Das Kind, das die Erzählerin einmal war, wird in der dritten Person mit „sie“ (nämlich Nelly) bezeichnet, während die sich erinnernde und schreibende Instanz in der zweiten Person mit „Du“ angesprochen wird. Das Ziel des Schreibens wäre erreicht, „wenn zweite und dritte Person wieder in der ersten zusammenträfen, mehr noch: zusammenfielen. Wo nicht

209 Ebd., S. 150.

210 Christa Wolf: *Kindheitsmuster*. In: Dies.: *Werke*. Bd. 5. Hg., komm. u. mit einem Nachw. vers. v. Sonja Hilzinger. München 2000, S. 307. [Zitatangaben daraus werden im Folgenden abgekürzt durch „KM“].

211 Vgl. dazu Christa Wolfs Gespräch mit Hans Kaufmann, in dem sie das Konzept der „subjektiven Authentizität“ erläutert: Christa Wolf: *Subjektive Authentizität*. In: Dies.: *Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1985*. Bd. 2. Frankf./M. 1990, S. 773-805.

mehr „du“ und „sie“ – wo unverhohlen „ich“ gesagt werden müßte.“ (KM 507) Christa Wolf setzt sich damit von traditionellen autobiographischen Schreibweisen ab und will nicht dem „fast unzählbare[n] Hang zum Gebetsmühlengeklapper: in der gleichen Person“ (KM 14) verfallen.

Dieses Verfahren ist nicht nur der Versuch, subjektive Erinnerung, Geschichtsschreibung und zeitgeschichtliche Reflexionen zueinander in eine spannungsreiche Beziehung zu setzen, sondern spitzt die Figur des umgekehrten – Alt befragt Jung – und gleichzeitig in die eigene Person hineinverlagerten Generationenkonflikts, wie sie sich schon in den zitierten Äußerungen auf dem Schriftstellerkongress angedeutet hat, noch weiter zu. Nicht die Eltern werden in diesem Roman von der Tochter nach ihrem Verhalten in der Vergangenheit befragt, sondern die erwachsene Erzählerin befragt das Kind, das sie selbst einmal war. Diese Konstellation erhält durch die Spaltung der Pronomina und der konsequenten Verwendung der dritten Person für das Kind – tatsächlich den Charakter einer kritischen Befragung, die Erzählerin selbst spricht von einem „Kreuzverhör mit [sich] selbst“ (KM 13). Eine solche Verhörsituation erinnert an die Texte der westdeutschen Väterliteratur, in denen es allerdings die Alten sind, die sich den bohrenden Fragen der Jungen stellen müssen. Durch die Umkehrung ist das gesellschaftliche und persönliche Konfliktpotential dieser Konstellation in Wolfs Roman entschärft. Schon durch das Wissen der erfolgten Wandlung, die die schreibende Erwachsene durchlaufen hat, wird, im Gegensatz zum Generationen-Clash in den westdeutschen ‚Vaterbüchern‘, die Brisanz abgemildert.

Die Eltern der Erzählerin spielen in den Kindheitserinnerungen durchaus eine zentrale Rolle. Ihr Verhalten während des Nationalsozialismus bleibt jedoch weitgehend unkritisiert. Der Vater, Bruno Jordan, der im Roman nur blass skizziert wird und im Gegensatz zur Mutter eher schwach erscheint, hat Glück: Während eines Heimaturlaubs – er war als Obergefreiter an der Front in Polen – schlittert er knapp daran vorbei, zum Mörder zu werden. Während er mit der Familie am Tisch sitzt, erhält er einen Anruf seines Kameraden Leo Siegmann, der ihm mitteilt, dass seine Einheit polnische Geiseln ermordet habe. Nelly erinnert sich an die Situation, in der der Vater der Mutter von dem Gespräch berichtet:

Von hier ab verschlägt es die Sprache. Es wird nicht erinnert und soll nicht erfunden werden, in welchen Worten, auf Grund welcher Fragen Bruno Jordan seiner Frau den Inhalt des Gesprächs mit Leo Siegmann mitteilte.
Der Inhalt war: Vorgestern hatte seine Einheit polnische Geiseln exekutiert.

Unverbürgt soll hier stehen: erhängt. Die Zahl Fünf. Und Leo Siegmanns Satz: Schade, daß du nicht hier warst.

Diesen Satz könntest du wieder in wörtlicher Rede auf deine Kappe nehmen: Schade, daß du nicht dabei warst, hat er gesagt. Und daß Charlotte Jordan aufhörte zu essen.

Und daß er noch später, ebenfalls ungefragt, sagte: So etwas ist nichts für mich. (KM 263)

Auffällig an dieser Passage ist, dass die Erinnerung Nellys bzw. der Erzählerin hier zunächst – wie auch sonst im Roman üblich – von Relativierungen und Distanzierungen flankiert ist. Doch an der entscheidenden Stelle, an der es um die Reaktion des Vaters geht, besteht die Erzählerin auf der Authentizität des Erinnerten. Sie behauptet, sie könne „diesen Satz [...] in wörtlicher Rede auf [ihre] Kappe nehmen“ und beansprucht diese Gewissheit auch für seine Reaktion („So etwas ist nichts für mich“) – und macht damit den Vater zur moralisch einwandfreien Figur. Vor dem Hintergrund der nachdrücklichen Beteuerung, sich für diese Erinnerung verbürgen zu können, wäre zu fragen, ob hier nicht auch ein Wunschbild des Vaters der Erinnerung an dieser Stelle solche Gewissheit verleiht. Julia Hell hat in diesem Zusammenhang auf die These von Margarete Mitscherlich-Nielsen hingewiesen, die bei Nelly „eine tiefgründige Sehnsucht nach einem Vater-Ideal, die aber in der Realität keine Erfüllung finden kann“, vermutet.²¹²

Das Verhältnis zur Mutter, Charlotte Jordan, wird zwar als sehr hierarchisch dargestellt und ist „davon geprägt, daß [Nelly] vor ihrer Mutter keine Geheimnisse haben durfte und die Mutter sie unbedingt als glückliches Kind sehen wollte“²¹³, aber auch die Mutter wird bei all ihren Bestrebungen um Anerkennung und gesellschaftlichen Aufstieg doch als moralisch integere Person beschrieben: „Sie war in Nellys Umgebung fast die einzige Person, die die Voraussetzung für ein Gewissen besaß: das Vermögen, sich in Menschen einzufühlen, die nicht zu ihrem eigenen engen Kreis gehörten.“ (KM 475) Auch als die Familie nach Kriegsende auf der Flucht am Lagerfeuer sitzt und sich ein „KZler“ zu ihnen setzt, vermutet die Erzählerin: „Jemand muß ihn eingeladen haben, gewiß die Mutter. Wahrscheinlich hatte sie gesehen, wie er allein zwischen den Wagen und Kochstellen herumging, manchmal stehen blieb, auf die Leute sah, zu keinem gehörte.“ (KM 481) Zwar entgegnet die Mutter dem ehemaligen

212 Margarete Mitscherlich-Nielsen: *Gratwanderung zwischen Anspruch und Verstrickung*. In: Christa Wolf. *Ein Arbeitsbuch. Studien – Dokumente – Bibliographie*. Hg. v. Angela Drescher, S. 114-139, hier S. 118. Vgl. dazu Julia Hell: *Post-Fascist Fantasies*, S. 207.

213 Annette Firsching: *Kontinuität und Wandel im Werk von Christa Wolf*. Würzburg 1996, S. 99.

KZ-Häftling – als dieser sagt, er sei als Kommunist im KZ gewesen –, dass es doch nicht gereicht habe, Kommunist gewesen zu sein, um ins KZ zu kommen (KM 482) – doch ist das kein Anlass für weitere Reflexionen der Erzählinstanz. Die weitgehend unkommentierte Reaktion des Kommunisten – „Wo habt ihr bloß alle gelebt“ (KM 482) – wird lediglich als Verweis auf die Naivität der deutschen Bevölkerung gedeutet. Die Erzählerin in Christa Wolfs *Kindheitsmuster* scheint bei allem kritischen Rückblick auch von der Sehnsucht erfüllt, der Mutter zu gedenken und diese zu rehabilitieren.²¹⁴ Während also das Verhalten der Eltern während des Nationalsozialismus im Roman nicht kritisch in Frage gestellt wird, spürt die Erzählerin radikal und mit unbedingter Schonungslosigkeit ihre eigenen Prägungen und Verhaltensweisen auf, die sie nach 1945 verdrängt hatte. Mit der Analyse des Alltags im Nationalsozialismus und der Entstehung bestimmter Bewusstseinsstrukturen, wie z.B. die Genese ihrer eigenen antisemitischen Empfindungen oder ihrer Begeisterung für die Hitler-Jugend (bzw. den BDM) schert Christa Wolfs Roman aus der gängigen sozialistischen Faschismusanalyse, die der Arbeiterklasse eine Opferrolle zuweist, aus und leistet damit erinnerungspolitische Pionierarbeit. Mit dem Roman bricht sie mehrere erinnerungspolitische Tabus: Sie thematisiert den Holocaust und benennt explizit die jüdischen Opfer – was in der DDR lange unüblich war – und schreibt über die Vergewaltigung deutscher Frauen durch russische Soldaten.²¹⁵

Mit dem antifaschistischen Grundkonsens allerdings, der die Legitimation der DDR ausmacht, bricht der Roman nicht. Dies illustriert die Analyse einer weiteren Generationenkonstellation, die in *Kindheitsmuster* eine wichtige Rolle spielt: Das Verhältnis der Erzählerin zu ihrer Tochter Lenka, die sie auf der Reise an die Orte ihrer Kindheit und Jugend begleitet. Lenka repräsentiert den Idealtypus einer im Sozialismus sozialisierten Generation, die frei von autoritätsgläubigen Prägungen ist. Sie zweifelt zwar durchaus an bestimmten Aspekten der sozialistischen Gesellschaft, nicht aber an der moralischen Integrität der Generation ihrer Eltern. Die Erinnerungen der Mutter verfolgt sie aufmerksam und interessiert und möchte wissen, wie man nach

214 Vgl. Julia Hell: *Post-Fascist Fantasies*, S. 208.

215 Zur Thematisierung der Vergewaltigungen im Jahr 1945 in der Erinnerungskultur der DDR insgesamt, aber auch zu Christa Wolfs *Kindheitsmuster* im Besonderen, vgl. Birgit Dahlke: „Frau komm!“ *Vergewaltigungen 1945 – zur Geschichte eines Diskurses*. In: *LiteraturGesellschaft DDR. Kanonkämpfe und ihre Geschichte(n)*. Stuttgart/Weimar 2000, S. 275-311.

Auschwitz habe weiterleben können: „Daß wir das alles verstehen sollen. Ich jedenfalls, sagte Lenka, ich versteh es nicht.“ Ihre Haltung ist neugierig-interessiert, aber nie moralisch-anklagend. Auf die Frage der Mutter: „Und bei euch, ich meine, in deiner Generation, könnte nichts Ähnliches...“ antwortet Lenka: „Bei uns? Das?“ Am Grad des Erstaunens in Lenkas Reaktion wird deutlich, dass sich die junge sozialistische Generation in ihrer Persönlichkeit und geistig-politischen Sozialisation gegenüber möglichen autoritätshörigen und faschistoiden Tendenzen immun fühlt.

Dass diese Distanz zur Vergangenheit aus Sicht der Erzählerin durchaus ambivalent ist, wird an der Überraschung – wenn nicht Schockiertheit – der Erzählerin deutlich, als ihre Tochter Lenka ihr erzählt, dass sie und ihre Mitschüler die „Karte der faschistischen Konzentrationslager in Europa während des zweiten Weltkrieges“ „ohne tiefe Anteilnahme“ und nicht gründlicher als andere Karten im Geschichtsbuch auch ansehen:

Dein heftiges, mit Mißfallen gemischtes Erstaunen fällt in sich selbst zurück, als ihm in dir die Frage begegnet, ob es denn eigentlich zu tadeln, ob es nicht vielmehr zu wünschen sei, daß diesen Kindern kein Schuldgefühl mehr aufkommt, welches sie zwingen könnte, die Karte genauer anzusehen. (KM 345)

Sie fragt sich: „Was verlangst du von Lenkas Geschichtsbuch? Daß es den Lauf der Zeit aufhält? Unglückliches Bewußtsein auf die kommenden Generationen überträgt?“ (KM 352)

Im Zweifel der Erzählerin an ihrem eigenen Unmut über die emotionale Distanziertheit der jungen Generation zum Nationalsozialismus schwingt die Ahnung mit, dass mit dem fehlenden Schuldgefühl auch die Legitimation bestimmter Machtstrukturen innerhalb der DDR verloren geht und Deutungsmuster, an denen die Generation der Erzählerin ihr Leben ausgerichtet hat, schwinden. In diesen Kontext ist auch ein Kommentar Christa Wolfs einzuordnen, in dem sie das Interesse der Älteren, ihre Ideale an sie – die sogenannte ‚Aufbau-Generation‘ – weiterzugeben, damit erklärt, dass für die Älteren „das eigene Leben gerechtfertigt war, wenn die junge Generation sich als nachfolgende verstand.“²¹⁶ Wenn sich der „Lauf der Zeit“ nicht aufhalten lässt, könnte damit auch die tiefe Sehnsucht, „die Stafette“ an die Jüngeren weiterzugeben, unerfüllt bleiben. Das gleichberechtigte Verhältnis der Erzählerin zu ihrer Tochter ver-

216 Christa Wolf: *Unerledigte Widersprüche*, S. 75.

weist auf den Generationendiskurs, wie er auch in der Debatte auf dem VII. Schriftstellerkongress deutlich wurde: Christa Wolf setzt in ihrem Roman nicht auf einen Konflikt oder gar Bruch zwischen den Generationen, sondern zieht einen produktiven Generationendialog vor, um historische Kontinuität zu ermöglichen.

Dass diese Strategie des Generationendialogs auch in der Rezeption des Romans eine wichtige Rolle spielt, zeigen Kommentare im Rahmen einer Publikumsdiskussion im Anschluss an eine Lesung Wolfs 1975:

Frau Wolf, ich freue mich, daß Sie versuchen, die Vergangenheit so darzustellen, daß man sich damit identifizieren kann, und daß Sie eine Beziehung zu unserer Gegenwart schaffen. Sie schaffen es dadurch, ein Verständnis gerade für die Jüngeren zu erreichen, so als ob die Probleme gegenwärtig wären.²¹⁷

Ähnlich wird in einem weiteren Kommentar der Wunsch nach Verständigung zwischen den Generationen betont:

Ich setze große Erwartungen in Ihren Roman! Es geht um die Erfahrungen meiner Eltern, vor allem um eine Wertung ihrer Erfahrungen in der faschistischen Vergangenheit. Ich hoffe, verschiedene Dinge besser begreifen zu können, auch solche, die meine eigene Kindheit und Jugend betreffen.²¹⁸

Inwieweit solche protokollierten Kommentare bei Publikumsdiskussionen ‚authentisch‘ sind, lässt sich hier nicht beurteilen. In jedem Fall aber zeugen sie von einem öffentlichen Generationendiskurs, in dem nicht Konflikte, sondern Verständigung und Vermittlung im Vordergrund stehen. Wie wichtig dieser produktive Dialog zwischen den Generationen für Christa Wolf ist, zeigt sich auch in ihrem Tagebucheintrag von 1974 in *Ein Tag im Jahr*. Dort legt sie ihrer Tochter Tinka einen Kommentar zum Thema Generation in den Mund, der ganz im Einklang mit dem antifaschistischen Gesellschaftsentwurf steht:

Später verwehrte sie [Tinka] sich noch gegen das Wort „Generationskonflikt“: Das find ich einfach blöd. Ihr seid für mich keine andere Generation. Natürlich seid ihr älter, zum Glück, und habt andere Probleme als ich, das ist sehr gut so, daß ich das sehe und daß wir uns gegenseitig zeigen, wo wir anders sind, und auch, wo wir uns nicht verstehen. Klar wirft jeder dem anderen auch mal was vor, aber nichts Grundsätzliches, find ich. Mir gefällt es so.²¹⁹

217 Christa Wolf: *Erfahrungsmuster. Diskussion zu „Kindheitsmuster“*. In: Dies.: *Werke*. Bd. 8: *Essays/Gespräche/Reden/Briefe 1975-1986*. Hg., kommentiert u. mit einem Nachw. versehen v. Sonja Hilzinger. München 2000, S. 31-72, hier S. 35f.

218 Ebd., S. 46.

219 Christa Wolf: *Ein Tag im Jahr. 1960-2000*. (Eintrag 1974). München 2003, S. 185f.

In Christa Wolfs Roman *Kindheitsmuster* ist die Ambivalenz gegenüber der Elterngeneration nach 1945 nicht offen als Generationenkonflikt inszeniert, sondern wird ganz in die Figur der Erzählerin selbst verlagert. Wo sonst verschiedene Vaterbilder sich widersprechend gegenüberstehen, sind es hier unterschiedliche Facetten bzw. Lebensabschnitte der eigenen Person, die als nicht integrierbar wahrgenommen werden. Die verschiedenen Erzählebenen symbolisieren diese Aufspaltung. Der Bruch mit der (schuldhaften) Vergangenheit ist hier zunächst so radikal vollzogen, dass der Kontakt zum Kindheits-Ich nicht mehr hergestellt werden kann. Diese Kontaktaufnahme soll über das Schreiben ermöglicht werden und wird als Heilungsprozess beschrieben, dessen Erfolgschancen aber unklar bleiben. Wolfs Roman gleicht einem nach innen gerichteten Tribunal. Statt einer Anklage der Eltern, die als Geschäftsleute bzw. der Vater als Soldat durchaus Verantwortung für die Vergangenheit tragen, betreibt die Erzählerin eine schonungslose moralische Selbstzerfleischung, die auch aus dem spezifischen Generationendiskurs der DDR resultiert. Statt einen Generationenkonflikt zu riskieren, entschärft Christa Wolf die Konstellation, indem sie die Anklage gegen sich selbst richtet. Als eine den Idealen des Sozialismus` verpflichtete Vertreterin der so genannten ‚Aufbau-Generation‘ kann Christa Wolf so die verhängnisvollen Verfehlungen des einzelnen ‚Normalbürgers‘ während des Dritten Reiches benennen und analysieren, ohne dabei die für das antifaschistische Weltbild so wichtige historische Kontinuität in Frage stellen zu müssen.

3.3 Klaus Schlesinger: Michael (1971)

Der Erzähler in Klaus Schlesingers erstem Roman *Michael*, 1971 in der DDR erschienen,²²⁰ ist jünger als die Erzählerin in Wolfs *Kindheitsmuster* und nimmt innerhalb des Generationendiskurses der DDR eine andere Perspektive ein. Volker Braun stellte auf dem Schriftstellerkongress die Frage, ob die jüngere Generation wirklich problemlos an die ältere anschließen könne, und verwies auf die möglicherweise schwierige Situation der „Hineingeborenen“, die sich und die Probleme der Gegenwart in den abstrakten Fragen der gegenwärtigen Literatur nicht wiederfinden könnten. Er fragte, ob

220 Klaus Schlesinger: *Michael*. Rostock 1971. Alle folgenden Zitate stammen aus der Lizenzausgabe des Fischer Verlags, Frankfurt/M. 1982 [Zitate aus dieser Ausgabe werden im Folgenden abgekürzt durch „M“].

die Jungen in der Literatur schon „*bei sich selbst*“²²¹ angekommen seien. Diese Frage des ‚bei sich selbst Ankommens‘ der jüngeren Generation in der sozialistischen Gesellschaft ist das zentrale Thema in Schlesingers *Michael*.

Mit diesem Roman hat man es auf den ersten Blick mit einem Vorläufer der Welle der westdeutschen ‚Väterbücher‘ zu tun. Die Handlung ist um die Auseinandersetzung mit dem Vater über dessen Rolle in der nationalsozialistischen Vergangenheit zentriert: Der Protagonist Michael stößt in einem Antiquariat auf einen Bildband mit Fotos von Wehrmachtsverbrechen an der Ostfront und meint auf einem Foto seinen Vater als Täter vor einer Reihe erschossener Zivilisten zu erkennen. Michael konfrontiert seinen Vater mit den Fotos, zieht von zu Hause aus und bricht den Kontakt mit den Eltern zunächst weitgehend ab. Die Ausgangssituation des Romans ähnelt damit stark dem narrativen Muster vieler neuerer ‚Erinnerungsbücher‘, wie z.B. Ulla Hahns *Unschärfe Bilder* (2003) – dort ist es ein Foto im Rahmen der Wehrmachtsausstellung, das die Auseinandersetzung mit der Schuld der Vätergeneration auslöst.²²²

Doch genauso wenig wie das emphatische Plädoyer für Kontinuität im Satz von Rybakow auf dem VII. Schriftstellerkongress ist Klaus Schlesingers Roman mit seinem zunächst vollzogenen Bruch mit der Vätergeneration im Rahmen einer vermeintlich gesamtdeutschen Generationenproblematik zu verstehen. „Auf keinen Fall will ich, daß du denkst, es ginge nur um uns beide“ (M 149), sagt Michael zu seinem Vater und verweist damit auf die öffentliche Dimension des Konflikts, die sich als eine dem Vater-Sohn-Konflikt zugrundeliegende Auseinandersetzung Michaels mit dem Gesellschaftsentwurf der DDR entpuppt.

Die Romanhandlung vollzieht sich in weniger als drei Stunden; drei Stunden, in denen der Protagonist in einem Ostberliner Café sitzt und in einer Rückschau von der realen und emotionalen Auseinandersetzung mit seinem Vater erzählt, wobei sich seine Erinnerungen an verschiedene Episoden seiner Kindheit und Jugend mit solchen der näheren Vergangenheit und einem erneuten Treffen mit dem Vater abwechseln.

Der Text beginnt mit Michaels Gedanken an ein Erlebnis in seiner Jugend: an den Besuch in „Capellos Trommel“ – einer Jahrmarktsattraktion, die als großes begehrtes, nach oben offenes Holzfass beschrieben wird, das über einen Motor in Rotation

221 Schriftstellerverband der Deutschen Demokratischen Republik: *VII. Schriftstellerkongreß der Deutschen Demokratischen Republik. Protokoll (Arbeitsgruppen)*, S. 81 [Kursivierung im Original].

222 Vgl. Ulla Hahn: *Unschärfe Bilder*. München 2003.

versetzt wird, so dass die Menschen im Fass durch die Fliehkraft an die Wand des Fasses gepresst werden und den Kontakt zum Boden verlieren. An diese Situation fühlt sich Michael in seiner aktuellen Lage wieder erinnert:

Es ist wie in Capellos Trommel, und doch ist es anders. Kein lässiger junger Mann legt nach dreißig Sekunden den Hebel um. Kein Elektromotor vermindert die Drehzahl [...], keine Tür öffnet sich, durch die man, taumelnd noch, die feste staubige Erde erreicht. Nur das Gefühl ist das gleiche: die stetig wachsende Beklommenheit, der Boden, der den Füßen unaufhaltsam entgleitet. (M 6)

Der Vergleich mit seinem Jugenderlebnis auf dem Jahrmarkt soll die emotionale Erschütterung Michaels deutlich machen. Er illustriert die Krise eines Sohnes, dem, so wirkt es zunächst, der Boden unter den Füßen weggezogen wird und dem das Weltbild zerbrochen ist, da er feststellen musste, dass der eigene Vater kein Held im Sinne des sozialistisch-antifaschistischen Geschichtsbildes ist. Überraschend aber ist das Ende des zweiten Kapitels. Dort erfährt der Leser, dass die Person auf dem Foto, das Michael im Antiquariat entdeckt hat, gar nicht Michaels Vater, sondern ein wegen Kriegsverbrechen schon 1947 hingerichteter Soldat war. Und überraschenderweise ist es erst diese Nachricht, und nicht etwa die zunächst fälschlich angenommene Täterschaft des Vaters, die Michael in eine tiefe existentielle Krise stürzt und ihm ‚den Boden unter den Füßen entzieht‘. An dieser Stelle wendet sich der Roman: Nicht die Auseinandersetzung mit der Schuld des Vaters steht nun im Mittelpunkt; stattdessen kann der Text als Prozess der De-Idealisierung des antifaschistischen Weltbildes gelesen werden, bei der allerdings die sozialistische Weltanschauung nicht grundsätzlich in Frage gestellt, sondern den Gegebenheiten der Gegenwart in den 1970er Jahren und damit den Bedürfnissen der Generation der Nachgeborenen angepasst wird.

Nachdem Michael das Foto gefunden hat und zunächst davon ausgeht, dass sein Vater an den Verbrechen der Wehrmacht in Osteuropa aktiv beteiligt war, reagiert er zunächst ganz im Zeichen des antifaschistischen Deutungsrahmens, in dem die Maßstäbe für ‚gut‘ und ‚böse‘ klar vorgegeben sind. Der Vater steht von nun an auf der Seite der feindlichen Faschisten: Michael nimmt freundliche Gesten seines Vaters jetzt als „Falle“ (M 23) wahr, er versucht, sich seinem Vater gegenüber möglichst „feindselig“ (M 25) zu verhalten und bemüht sich, jegliche „Erinnerung an die versöhnlichen, Sicherheit strahlenden Bilder“ der Kindheit „zu zerstören“ (M 23). Einer möglichen emotionalen Ambivalenz gegenüber dem Vater beugt Michael auf diese Weise vor. „Versöhnung“ konnte es nicht geben (M 23), erzählt Michael in der Rückschau, „er

[der Vater, N.G.] hätte doch wissen müssen, dass es keinen Zweck mehr hatte mit uns, wir waren fertig miteinander“ (M 25). Michaels Weltbild ist klar strukturiert, deshalb muss er sich auch mit den Erzählungen seiner Vermieterin, deren Sohn in der SS war und im Krieg gestorben ist, nicht auseinandersetzen. Seit er weiß, dass dieser in der SS war, war für Michael „alles [...] wie sonst, nur dass mich seitdem das Schicksal dieses Sohnes [...] in keiner Weise mehr berührt“ (M 19).

Positiv bezieht sich Michael auf alternative Autoritäten, die den ‚Ersatzvätern‘ des offiziellen politischen Deutungsrahmens entsprechen: auf einen älteren Mann namens Kapinski, der während des Nationalsozialismus als Kommunist im KZ war und eine Art väterlicher Freund für Michael ist, und auf Otto Gessener, einen ehemaligen Kameraden des Vaters im Krieg, der wenige Tage vor Kriegsende mit seiner Truppe kapituliert hatte, um die Soldaten vor einem sinnlosen Tod zu retten und dafür hingerichtet wurde. Diese beiden Männer – ein kommunistischer Widerstandskämpfer und ein antifaschistischer Kriegsheld – verkörpern den Maßstab, den der antifaschistische Gesellschaftsentwurf als Bezugspunkt vorgibt, und sie sind für Michael der moralische Maßstab, an dem er seinen Vater misst. Doch der Text führt vor, wie dieses klar umrissene Weltbild zu bröckeln beginnt.

Allein im Wohnzimmer seiner Vermieterin, stellt Michael zufällig fest, dass auf dem Foto ihres Sohnes, der nach dem Krieg so gerne „Brücken habe [...] bauen wollen“ (M 18), die SS-Abzeichen an Mütze und Uniform wegretuschiert wurden. Darin liegt nicht nur eine Anspielung auf die Verdrängung der eigenen Rolle im Nationalsozialismus von Seiten vieler Deutscher, sondern auch eine Kritik am Geschichtsbild der DDR, in dem die Verantwortung für die nationalsozialistischen Verbrechen externalisiert wurde. Auch die wichtige Rolle der kommunistischen ‚Väter‘, deren Lebenserfahrungen wie eine „Stafette“ weitergegeben werden und den Jüngeren die Richtung weisen sollen, wird kritisch hinterfragt. In einem Gespräch mit dem Kommunisten Kapinski erhofft sich Michael Rat für den Umgang mit seinem Vater. In diesem Gespräch erhält Michael allerdings nicht die erwartete Hilfe: Kapinski

setzt [...] an zu einem Exkurs über die Beeinflussbarkeit orientierungsloser Massen, verfehlte Parteitaktiken in den späten zwanziger Jahren und das individuelle, das kleine Unrecht, das man nach Brecht nicht so sehr verfolgen solle, [...] leitet dann, wenn ich ihm entgegenhalte, daß es mir um einfache Fragen des Zusammenlebens ginge und wie ich mit einem Mann am Tisch sitzen könne, bei dem ich starke Zweifel an seiner moralischen Integrität hätte, vorsichtig ausgedrückt, leitet dann über auf das, wie er sagt, große Unrecht, referiert ökonomische Strukturen und deren Folgeerscheinungen für die Verhältnisse zwischen Menschen, spricht auch von der Überbewertung

individueller Konflikte, die bringen uns jetzt nicht weiter, weißt du, senkt dann den Kopf vor den kleinbeschriebenen Zetteln, die über den Tisch verstreut liegen, Erlebnisse im Block I des KZ Sachsenhausen etwa, oder Die Arbeit des illegalen Lagerkomitees, oder Die Organisierung des Widerstandskampfes im Pintsch-Werk, sein Leben, Kapinskis Leben auf engbeschriebenen Zetteln [...]. (M 40f.)

An dieser Stelle wird deutlich, dass die Perspektive der Gründergeneration der DDR mit ihrer ideologisch geprägten Konzentration auf die ökonomischen „Verhältnisse“ zur Beantwortung der Fragen der jungen Generation, der „einfachen Fragen des Zusammenlebens“, nicht mehr ausreicht. Die Ausführungen Kapinskis wirken anachronistisch und seine Fixierung auf die ökonomischen Strukturen ist für Michael, dem es um ein konkretes individuelles Verhältnis zu einem einzelnen Menschen geht, nicht hilfreich. An Kapinskis Erfahrungen im KZ kann Michael nicht anschließen, dessen vergangenheitsbezogene Perspektive liefert für ihn keine Orientierung für die Gegenwart.

Michael fragt sich, ob es überhaupt Zweck hat, sich mit dem Vater auseinander zu setzen und nach der Vergangenheit zu fragen, oder ob mit dieser nicht einfach abzuschließen sei:

Warum nicht: Aus! Strich! Schluß! Die Lösung der Gleichung mit den vielen Unbekannten durch Zurücknahme der Aufgabenstellung, aus, vorbei, das liegt hinter dir; wenn du willst, liegt das hinter dir. Vor dir liegt Neuland, mein Lieber, die Zukunft. [...] Also Augen auf! Sieh dich um! Und nach vorne! Wozu Rückblicke? (M 139f.)

Den positiven, optimistischen Blick in die Zukunft, der fester Bestandteil des sozialistischen Weltbildes ist, kann sich Michael allerdings nicht aneignen, und es hat wiederum mit der Erinnerung an Capellos Trommel zu tun, dass er seine Fragen nach der Vergangenheit und dem Vater eben nicht einfach aufgeben kann. Bei seinem Erlebnis in der Trommel überkam ihn damals plötzlicher Schwindel und Orientierungslosigkeit. Er schloss zunächst die Augen und „glaubte zu schweben, ganz frei und gelöst, [...]. Bis ich die Augen öffnete und alles wie vorher, nichts anders war. Ich schrie, hatte aber keine Aussicht, gehört zu werden“ (M 180). Um seine aufsteigende Panik loszuwerden, befolgte er den Rat seines Freundes Gregor, der mit ihm in der Trommel war: „Du musst einen Punkt suchen, irgendeinen fixen Punkt.“ (M 5) Michaels Blick fiel auf einen Mann, der ihm gegenüber in der Trommel stand und ganz souverän mit der scheinbar aufgehobenen Schwerkraft umging. Er fixierte ihn und „wurde langsam ruhiger, fast sicher“ (M 181). In dieser Episode wird erneut die Bedeutung von Vorbild-

figuren betont – wie der Mann, der souverän in der Trommel steht, sind es die ‚Erfahrenen‘, Älteren, die den Jüngeren in der sozialistischen Gesellschaft Anleitung und Halt geben können.

An das Erlebnis in der Trommel fühlt Michael sich erinnert, als er den Brief mit der Nachricht erhält, dass der Mann auf dem gefundenen Foto gar nicht sein Vater ist. Sein Schock besteht darin, dass er bereit war, dem festen Schwarz-Weiß-Schema innerhalb des antifaschistischen Weltbildes so gläubig zu folgen, ohne einen Moment lang daran zu zweifeln. Nun muss er „korrigieren, wo Korrekturen nötig sind, ob ich will oder nicht.“ (M 30) Er muss das bisher blind übernommene und verinnerlichte Weltbild hinterfragen und den realen Bedingungen anpassen. Und genau wie in seiner Erinnerung wählt er nicht die Option, die Augen zu schließen, den gewohnten sozialistischen Deutungsrahmen unhinterfragt und die Vergangenheit ruhen zu lassen, sondern er öffnet die Augen und stellt sich der Realität. Und wieder sucht er einen Fixpunkt – und zwar zunächst in seinem Vater. Doch dies führt nicht zum Erfolg, da, wie oben ausgeführt, das Generationenverhältnis, die Vorbildfunktion der Älteren für die Jungen nicht mehr die gewünschte Wirkung hat. Auch die Vorbildrolle des Vaters ist für Michael brüchig geworden. Ihm ist das eindeutige Vaterbild verloren gegangen, er steht vielmehr ratlos vor einem „Kaleidoskop der Erinnerungen“ (M 13), vor verschiedenen Bildern des Vaters aus der Kindheit bis hin zu solchen, die durch den aktuellen Konflikt geprägt sind. Deshalb ändert er die Perspektive: Den nötigen Fixpunkt findet Michael nicht in der Person des Vaters, sondern, in einer Bewegung zur Mündigkeit, bei sich selbst:

Weniger als drei Stunden, in denen ich mich gefragt habe, wer mein Vater wirklich sei. Ich habe einen Maßstab gesucht, er hat einen Fall gesetzt, und die Frage *Wer ist mein Vater?* hat als logische Konsequenz eine andere, drängendere Frage nach sich gezogen: *Wer bin ich?* (M 181)

Mit dem „Fall“, den sein Vater gesetzt habe, verweist Michael auf ein Gespräch mit ihm, in dem dieser einen imaginären Fall einer Partisanenerschießung in einer Kriegssituation konstruiert und ihn fragt, wie er gehandelt hätte. Michael räumt ein, dass er nicht weiß, ob er selbst, wäre er als Soldat im Krieg gewesen, sich einer solchen Aufforderung verweigert hätte. Mit der rhetorischen Strategie, die in der Frage „Wie hätte ich selbst gehandelt“ liegt, wird in Schlesingers Text ein weit verbreiteter Topos in der Auseinandersetzung um die nationalsozialistische Vergangenheit in Deutschland aufgerufen. Es ist ein Topos, der insbesondere im Generationskonflikt seine rhetorische

Kraft entfaltet: entweder als rhetorische Frage, als „kommunikatives Signal für den Einsatz des Selbstzweifels“²²³ oder als Versuch der Älteren, den Jüngeren das Recht auf moralische Bewertung vergangener Taten abzusprechen, weil sie historisch in einer privilegierten Position sind.²²⁴

In Schlesingers Roman *Michael* spielt diese Art der Argumentation eine zentrale Rolle, wie in der folgenden Aussage von Michaels Vater deutlich wird:

[D]u kannst mir alles sagen und ich will dir auf alles antworten, aber es hat keinen Zweck, daß du über Dinge urteilst, die du nicht kennst, das ist die Grenze, das ist deine Grenze, sieh sie dir an, genau an, diese Grenze, die sich ergibt aus einem bestimmten Datum in deinem Leben, aus dem bedeutendsten Datum deines Lebens [...]. (M 105)

Mit dem „bedeutendsten Datum [s]eines Lebens“ ist der Tag gemeint, an dem Michael gezeugt wurde. Der Vater betont mit Vehemenz eine Kluft zwischen sich und seinem Sohn, die das Resultat der unterschiedlichen Lebensdaten und der damit verknüpften Erfahrungen ist. In Gesprächen über seine Kriegserlebnisse erzählt der Vater von Todesangst unter ständiger Bedrohung an der Front, wo in einer Kompanie von 154 Mann nur sieben überlebt haben – von denen er selbst einer war. „Verstehst du, hatte mein Vater gesagt. Er hatte gesagt, wer das einmal durchgemacht hat, der sähe das Leben mit anderen Augen“ (M 133). Der Vater benennt die Differenz zwischen Michael und sich als Erfahrungskluft, als „Grenze, die nicht zu überschreiten ist, beim besten Willen nicht“ (M 134). Die moralische Kraft dieser Argumentation bewirkt bei Michael, dass er in seinem moralischen Urteil über die Vergangenheit tatsächlich unsicher wird und Selbstzweifel entwickelt:

Wer bist du denn, Michael Berger, Jungingenieur mit Zukunftschancen, [...]; was eigentlich willst du, und wo liegt die Garantie, daß du nicht in der gleichen Situation wie dein Vater wärst, läge das Datum deiner Geburt nur um fünfzehn Jahre zurück oder hätte es nicht gegeben den zweiten Tag im Monat Mai fünfundvierzig [...]. (M 135)

Ähnlich wie in Christa Wolfs Roman *Kindheitsmuster* führt auch in *Michael* die Frage, ‚wer er selbst sei‘, zur Suche nach den eigenen Prägungen aus der Zeit des Nationalsozialismus. Michael beginnt, seine eigenen Kriegserlebnisse zu reflektieren und erin-

223 Jan Philipp Reemtsma: „Wie hätte ich mich verhalten?“ *Gedanken über eine populäre Frage*. In: Ders.: „Wie hätte ich mich verhalten?“ und andere nicht nur deutsche Fragen. *Reden und Aufsätze*. München 2001, S. 9-29, hier S. 10.

224 Vgl. dazu ebd., S. 17ff.

nert sich an seine Hingabe an Kriegsspiele und seine Hitler-Begeisterung in der Kindheit. Dass Michael am Ende dieser ‚Erinnerungsarbeit‘ darüber nachdenkt, wieder Kontakt zu seinem Vater aufzunehmen, zeigt einerseits, dass er sich von seinem „anfänglichen Rigorismus“²²⁵ gelöst hat. Gleichzeitig ist der Perspektivverschiebung – weg vom Vater, hin zu Michael selbst – auch eine Vermeidung des moralischen Urteils über die nationalsozialistische Vergangenheit inhärent. Diese Tendenz wird noch dadurch verstärkt, dass sich herausstellt, dass der Soldat auf dem von Michael entdeckten Foto gar nicht sein Vater war. Der Vater wird explizit entschuldigt – verbunden mit dem Hinweis, dass der wahre Mörder schon 1947 hingerichtet wurde. Dies impliziert eine Entlastung nicht nur auf individueller Ebene, sondern auch auf kollektiver: Das Bild der DDR als dem „besseren Deutschland“, in dem die Täter konsequent bestraft wurden, wird noch einmal bekräftigt.

Schlesingers Roman kann durchaus als kritische Auseinandersetzung mit dem antifaschistischen Weltbild der SED-Regierung gelesen werden. Er lenkt den Blick auf die noch vorhandenen Prägungen der Menschen aus der Zeit des Nationalsozialismus und ist damit – ganz im Sinne von Christa Wolfs Äußerung auf dem Schriftstellerkongress – ein Gegenentwurf zur herrschenden Auffassung, dass man sich in der DDR erfolgreich und konsequent mit der Vergangenheit auseinandergesetzt habe und diese als abgeschlossen gelten könne. Im Text ist Kritik am offiziellen Geschichtsbild auszumachen, das in seinem einfachen Schwarz-Weiß-Denken der komplexen Realität im Sozialismus mit ihren Widersprüchen nicht gerecht wird. Die Spannung zwischen öffentlicher und privater Erinnerung wird thematisiert, und das Generationenverhältnis, das für den Gesellschaftsentwurf der DDR eine so zentrale Rolle spielt, in seinen Unzulänglichkeiten dargestellt. In Schlesingers Roman hat die als problematisch gekennzeichnete Distanz zwischen den Generationen keineswegs zur Folge, dass die antifaschistische Basiserzählung verabschiedet wird, sondern am Ende steht stattdessen eine Anpassung an die Bedürfnisse der Gegenwart, eine Aneignung der konstruierten politischen Wirklichkeit durch die Jüngeren. Roland Links hebt hervor, dass es Klaus Schlesinger in seinem Roman gelungen sei,

225 Wie es Schlesinger selbst beschreibt, vgl. ders.: *Ein Gespräch mit Klaus Schlesinger und Bettina Wagner-Schlesinger*. 8.6.1978. Von Dick van Stekelenburg. In: *DDR-Schriftsteller sprechen in der Zeit*. Eine Dokumentation. Hg. v. Gerd Labrousse und Ian Wallace. Amsterdam 1991 [= German Monitor 27], S. 39-49, hier S. 44.

die Erlebnisetappen eines typischen Vertreters dieser Generation auf kleinstem Raum zu demonstrieren. Der Ablauf dieses Prozesses ist ein überzeugendes Beispiel dafür, daß die ideelle Aneignung und reale Widerspiegelung der Welt nur in der aktiven Auseinandersetzung mit ihr möglich ist.²²⁶

Aus dieser Perspektive reicht es also nicht, den Text als unterstützendes oder subversives Element des Herrschaftsdiskurses in der DDR zu lesen, also in Form einer Verblendung bzw. Kritik, sondern als Teil der weltanschaulichen Konstruktion und zugleich einer Auseinandersetzung damit, die ihrerseits auf den Diskurs zurückwirkt.

Interessant ist, dass Klaus Schlesinger 1960 einen „Entwurf“ zu seinem Roman *Michael* geschrieben hat, der 1965 in der Zeitschrift *neue deutsche literatur* (*ndl*) veröffentlicht wurde.²²⁷ In diesem *Entwurf zu einer Erzählung* sind zahlreiche Szenen aus dem späteren Roman schon zu finden, teilweise unterscheiden sie sich lediglich sprachlich geringfügig. Auffällig aber ist, dass sich in Schlesingers Entwurf kein Hinweis auf eine Entlastung des Vaters findet. Im Gegenteil: Als Michael den Vater mit dem gefundenen Foto konfrontiert, gibt dieser zu, an den Erschießungen beteiligt gewesen zu sein und verteidigt sich mit dem Hinweis darauf, dass er seiner Pflicht als Befehlsempfänger nicht entgehen konnte, weil er sonst selbst bedroht gewesen wäre. Der Vater greift damit auf einen weiteren Topos der Rechtfertigungsrhetorik im Zusammenhang mit den Verbrechen im Nationalsozialismus auf. Für Michael liegt der Schock an dieser Stelle darin, dass das bislang abstrakte historische Wissen über den Holocaust konkretisiert wird:

Aber wer waren sie? Der organisierte Mord kann von einem befohlen werden, aber es braucht doch Tausende, Zehntausende, um diesen Befehl auszuführen [...]. Die Verantwortlichkeiten liegen fest. Die Namen sind bekannt. Aber wer, zum Teufel, hat geschossen? Wer hat sie gepeitscht und mit Hunden gehetzt, wenn sie nicht vorschriftsmäßig in den Tod gehen wollten? Waren das nicht Unterschütze Müller oder Gefreiter Schulze oder – wenn man wollte – Leutnant Berger? [...] Und wo waren sie jetzt? Hießen also wieder Herr Müller, Herr Schulze, Herr Berger, wohnten im Nachbarhaus vielleicht, saßen uns in der Straßenbahn gegenüber, verkauften uns die Morgenzeitung [...]. (M 164)

Diese Passagen, die die für den Holocaust verantwortlichen Täter explizit innerhalb der DDR-Gesellschaft verorten, fehlen im später veröffentlichten Roman. Dort sind darüber hinaus alle Textstellen, die die Schuldfrage ins Konkrete, Individuelle verlagern, stark abgeschwächt und durch die explizite Entschuldung des Vaters relativiert.

226 Roland Links: *Gebrauchsanweisung für einen Erstling. Zum Roman „Michael“ von Klaus Schlesinger*. In: *Sinn und Form* 24 (1972), H. 3, S. 627-631, hier S. 631.

227 Klaus Schlesinger: *Michael. Entwurf zu einer Erzählung*. In: *ndl* 13 (1965), H. 5, S. 156-181.

Vor dem Hintergrund der früheren Entwurfsfassung scheint die Motivation für Michaels zerbrochenes Weltbild und seine plötzliche Unsicherheit noch stärker konstruiert. Zudem wird im späteren Roman noch eine weitere Deutungsebene für Michaels Auseinandersetzung mit dem Vater augenscheinlich: Im Rückblick bettet Michael den Konflikt immer wieder in den Prozess des Erwachsenwerdens ein, und so erscheinen seine Fragen und seine Distanzierung als logische Fortsetzung seines Abnabelungsprozesses. Der Text wäre so gelesen keine Kritik am Umgang mit dem Nationalsozialismus in der DDR, sondern eine Geschichte der Loslösung aus dem Elternhaus und der Suche nach einem eigenen Standpunkt innerhalb der DDR-Gesellschaft. Ob die Unterschiede in den beiden Textfassungen das Resultat einer möglichen Zensur sind, ist bislang nicht geklärt. In einem Interview antwortet Klaus Schlesinger auf die Frage „Sie empfinden diese spätere Problemverlagerung nicht als eine Brüchigkeit der Gesamtkonzeption?“ mit der Entgegnung: „Ich bekenne mich gern zu diesem Bruch, denn er ist in der Wirklichkeit vorhanden.“²²⁸ und verweist damit auf die Tabuisierung der Schuldfrage in der DDR.

In Klaus Schlesingers *Michael* ist die Ambivalenz gegenüber den Vätern in der Erzählkonstruktion selbst abgebildet und wird in der Publikationsgeschichte gespiegelt: Schlesinger macht zunächst die für die DDR-Literatur untypische anklagende Schuldzuweisung an den Vater, nimmt diese dann aber wieder zurück, wenn sich in der veröffentlichten Fassung innerhalb der Romanhandlung herausstellt, dass der Vater gar nicht der auf dem Foto abgebildete Täter war. Diese Ambivalenz im erzählten Stoff weist schon auf das auch in der DDR problematisch gewordene Generationenverhältnis hin. Auch hier tun sich die Nachkommen mit einer positiven Bezugnahme auf die Eltern schwer – doch eine Anklage des Vaters wird in Schlesingers Text nur abgeschwächt vorgenommen bzw. wieder zurückgenommen.

3.4 Monika Maron: Stille Zeile sechs (1991)

Die Texte Monika Marons machen eine Einordnung in gängige Kategorien des literarischen Feldes schwierig: Marons Großeltern wurden von den Nazis als polnische Juden verfolgt, ihr Vater erhielt das Eiserne Kreuz der deutschen Wehrmacht, ihre Mutter

228 Klaus Schlesinger: *Ein Gespräch mit Klaus Schlesinger und Bettina Wagner-Schlesinger*. 8.6.1978, S. 45.

musste während des Nationalsozialismus als „Halbjüdin“ mit Repressalien und Verfolgung rechnen und wurde danach überzeugte Kommunistin. Ihr Stiefvater, Karl Maron, war hoher Funktionär, zeitweise Innenminister, in der DDR. Marons Texte lassen sich nicht mit den typischen Klassifikationen wie „deutsch-jüdische Literatur der Zweiten Generation“ oder „Literatur von Täterkindern“ erfassen, die Kategorien von Opfern und Tätern bzw. Zuschauern verschwimmen vielmehr innerhalb ihrer eigenen Familiengeschichte.²²⁹

Ähnlich wie Klaus Schlesingers Roman *Michael* ähnelt Monika Marons Roman *Stille Zeile sechs* in seiner Konzentration auf die Auseinandersetzung zwischen einer Vaterfigur und – in diesem Fall – einer Tochter vor dem Hintergrund von Vergangenheit und Täterschaft den Texten der westdeutschen Väterliteratur der 1970er und 1980er Jahre. Anna K. Kuhn bezeichnet ihn gar als „the first East German Tochterroman (daughter book)“, „a subgenre of the Väterromane (father books) so popular in West Germany in the 1970s.“²³⁰ Doch nicht nur die Tatsache, dass Marons *Stille Zeile sechs* 20 Jahre später und nach der Wende erschienen ist (1991 im Fischer Verlag Frankfurt/M.), unterscheidet Marons und Schlesingers Romane; anders als bei Schlesinger und der westdeutschen Väterliteratur steht im Maronschen Vater-Tochter-Konflikt weder die nationalsozialistische Vergangenheit zur Debatte noch stehen die beiden Protagonisten des Konflikts in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander. In Marons *Stille Zeile sechs* ist es die Auseinandersetzung um die Deutung der DDR-Vergangenheit, die im Muster des Generationenkonflikts erzählt wird. Es stehen sich ein Vertreter der DDR-„Gründerväter“ und eine Vertreterin der sogenannten ‚Funktionierenden Generation‘ gegenüber. Gleichzeitig wird diese zunächst politisch motivierte Auseinandersetzung durch den darunterliegenden Konflikt der Protagonistin mit ihrem Vater überdeterminiert.

Im Zentrum des Romans, der in der DDR der 1980er Jahre situiert ist, steht die 42 Jahre alte Historikerin Rosalind Polkowski, die namensgleich mit der Protagonistin in

229 Vgl. Caroline Schaumann: *Memory matters. Generational responses to Germany's Nazi past in recent women's literature*. Berlin 2008, S. 253f.

230 Anna K. Kuhn: *Berlin as Locus of Terror: ‚Gegenwartsbewältigung‘ in Berlin since the ‚Wende‘*. In: *Berlin in Focus. Cultural Transformations in Germany*. Hg. v. Barbara Becker-Cantarino. Westport 1996, S. 159-185, hier S. 170. Auch Sigrun Leonhard betont die Nähe zu den Texten der Väterliteratur und unternimmt einen ersten knappen Vergleich, siehe Sigrun Leonhard: *Rosalind Polkowskis Sehnsucht nach der großen Tat: Monika Marons Romans ‚Stille Zeile Sechs‘* [sic]. In: *German Studies Review* 27 (2004), H. 2, S. 289-305.

Marons Roman *Die Überläuferin* ist.²³¹ Polkowski kündigt in *Stille Zeile Sechs* ihre Stelle an einem geschichtswissenschaftlichen Forschungsinstitut, wo sie über die Geschichte der proletarischen Bewegungen in Sachsen und Thüringen geforscht hatte, weil sie die Arbeit dort als Inbegriff fremdbestimmter Arbeit erlebt:

Jeden Tag sperrte ich mich freiwillig in einem Raum, der seiner Größe nach eher eine Gefängniszelle war und den man mir ebenso zugeteilt hatte wie das Sachgebiet, dem ich acht Stunden am Tag meine Hirntätigkeit widmen mußte. [...] Nicht mir wurde das Sachgebiet zugeteilt, sondern ich dem Sachgebiet und auch dem Zimmer. (SZ 22)

Fortan will sie nicht mehr „für Geld denken“ (SZ 24). In einem Café trifft sie auf Herbert Beerenbaum, einen gealterten ehemaligen SED-Partei-Funktionär und Vertreter der DDR-Gründergeneration, der ihr anträgt, als Schreibkraft für ihn zu arbeiten. Er will ihr seine Memoiren diktieren, die er wegen einer Lähmung in der rechten Hand nicht selbst aufschreiben kann. Polkowski stimmt zu, kann aber ihren Vorsatz, Beerenbaum lediglich als Schreibmaschinenersatz zu dienen und jegliche kritisch-intellektuelle Beteiligung zu unterlassen, nicht lange aufrechterhalten. Beerenbaums Version der Vergangenheit provoziert Rosalind Polkowski so stark, dass sie ihm heftig widerspricht und Beerenbaum schließlich so vehement mit ihrer Sichtweise konfrontiert, dass dieser einen Herzanfall erleidet, an dessen Folgen er stirbt. Die Romanhandlung wird gerahmt von der Beerdigung Beerenbaums. Während der Beerdigung erzählt und reflektiert die Ich-Erzählerin in verschiedenen Rückblicken die Vorgeschichte.

In Beerenbaum begegnet der Protagonistin ein Wiedergänger ihres Vaters, und die Auseinandersetzung mit ihm ist geprägt von Übertragungen aus dem Emanzipationskonflikt mit ihm. Das Ausmaß an Hoffnungslosigkeit auf Seiten der Protagonistin ist auch durch das Verschwimmen der Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem bedingt. Dieses für Diktaturen typische Phänomen²³² spitzt sich für Polkowski extrem zu, da ihr Vater, genau wie Beerenbaum, ein Vertreter der kommunistischen Gründergeneration war und gleichzeitig Direktor der Schule, die Rosalind besucht hat: „Das Schlimmste ist, wenn draußen die gleiche Macht herrscht und das gleiche Gesetz wie im eigenen Haus. Mein Vater herrschte über meine Schule, und er herrschte zu

231 Monika Maron: *Die Überläuferin*. Roman. Frankf./M. 1986.

232 Vgl. z.B. Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. München 1986 [zuerst 1951].

Hause. (SZ 135)

Dass auch Polkowskis Kampf gegen Beerenbaum „schon nicht mehr ein Kampf nur gegen ihn“ (SZ 146) war, wird durch die den Text von Anfang an durchziehenden Hinweise auf die Ähnlichkeiten zwischen Beerenbaum und ihrem Vater deutlich. Diese Ähnlichkeiten liegen in Äußerlichkeiten und im Habitus (Vater trug „ähnliche Strickjacke“ und auch „ähnliche Hausschuhe“ (SZ 46), das Wohnzimmer „ähnelte dem meiner Eltern“ (SZ 45), sein Gesichtsausdruck „war auch das letzte Gesicht meines Vaters“ (SZ 26)); vor allem aber seine Sprache, die sich hauptsächlich aus ideologischen Phrasen zusammensetzt, gleicht der von Rosalinds Vater, alles hatte sie „genau so schon gehört“, sie kannte „jeden Satz, der dem eben gesprochenen folgen würde, auch den Ton, in dem er ihn sprechen würde.“ (SZ 153) Die über die Sprache transportierte Ideologie und der damit einhergehende Herrschaftsanspruch dominierte auch Rosalinds Kindheit, da ihr Vater „überhaupt nur in pädagogischer Absicht mit [ihr] sprach – darüber hinaus hatte er [ihr] nichts mitzuteilen“ (SZ 61f.). Als Dreizehnjährige fand Rosalind heraus, dass sie die Aufmerksamkeit des Vaters damit gewinnen konnte, dass sie Fragen stellte, die das sozialistische Geschichtsbild anfochten. Das Interesse des Vaters war ihr besonders dann sicher, wenn sie fragte, ob denn die Arbeiterklasse aufgrund ihrer herausragenden Position nicht auch den Faschismus hätte verhindern können und warum sie dies nicht getan habe (SZ 111). Diese Anekdote aus der Kindheit zeigt einerseits, dass Reflexionen der Erzählerin über die Vermischung von Täter- und Opferrollen, wie sie den Roman durchziehen, schon lange eine wichtige Rolle in Rosalinds Leben spielen, wirft aber andererseits die Frage nach der Motivation ihrer Geschichts- und Ideologiekritik auf. Im Verhältnis zu ihrem Vater war das Zweifeln an den „heldenhaften Taten der Kommunisten“ (SZ 113) und die Kritik an der sozialistischen Gesellschaft Mittel zum Zweck – ein Mittel, um die ersehnte Aufmerksamkeit des Vaters zu erlangen. Es stellt sich die Frage, ob hinter der Kritik der Protagonistin an dem Altkommunisten Beerenbaum nicht auch der tiefe Wunsch nach Zuwendung steht – letztlich, der klassischen Freudschen Übertragung folgend, nach der Liebe des Vaters. Für eine solche individualpsychologische Lesart des Konflikts finden sich im Text durchaus Anhaltspunkte. So konstatiert die Ich-Erzählerin, dass sie gegen Beerenbaum „einen verlorenen Kampf nachträglich gewinnen“ wollte (SZ 182) und räumt ein, dass ihr Herz, bevor sie das Haus Beerenbaums betritt, schlägt, „als

sollte ich auf einen treffen, den ich liebe.“ (SZ 134) Dieser Satz kann so gelesen werden, dass darin eine Zuneigung zu Beerenbaum mitschwingt. Wenn die Sätze folgen: „Wenn er schlecht aussieht, triumphiere ich, und mir fällt ein, er könnte, während ich danebenstehe, einen plötzlichen Herztod sterben. Er hat mir nichts getan. [...] Er ist das, was ich hasse, aber was hasse ich so.“ (SZ 134) – wird die Ambivalenz von Hass und Liebe aufgerufen, die Polkowski auch selbst reflektiert. Auf die Thesen ihres Freundes Bruno, dass man hasse, „wenn man unterlegen war“, antwortet sie: „Oder wenn man geliebt hat und nicht wiedergeliebt wurde“ (SZ 182). Ihre Abneigung gegen Beerenbaum und ihr unbedingter Wille, ihn zu besiegen, haben ihre psychologischen Wurzeln im persönlichen Konflikt mit dem Vater, wie diese Zitate deutlich machen. Sie will Beerenbaums Tod, wie sie sich schon als Kind manchmal heimlich den Tod des Vaters gewünscht hat (SZ 114). Die auch in der Beziehung zum Vater liegende Ambivalenz drückt sich im Verhältnis zu Beerenbaum in Form des Wunsches nach Verständnis aus:

Trotzdem, würde ich zu ihm sagen, muß ich ihren Tod wünschen, weil Sie jedes Haus, jedes Stück Papier, jede Straße, jeden Gedanken, weil Sie alles, was ich zum Leben brauche, gestohlen haben und nicht wieder rausrücken. Sie zwingen mich, das Abscheulichste zu tun, was ich mir denken kann: jemandes Tod zu wünschen. Wie könnte ich wollen, daß Sie weiterleben. Und dann würde ich ihn fragen: Verstehen Sie mich. (SZ 156)

Dass er verstehen sollte, dass Rosalind seinen Tod, „wie die Dinge lagen, wünschen mußte“ (SZ 156), ist dennoch „unvorstellbar“ (SZ 156), weil, wie Rosalind selbst reflektiert, dahinter die Sehnsucht nach dem abwesenden Vater und die durch die Ablehnung entstandenen Verletzungen liegen – was Beerenbaum gar nicht wissen kann. Wenn Rosalind hinter Beerenbaums Sarg hergeht und dort „zum ersten Mal Mitleid mit [ihrem] Vater“ (SZ 169) fühlt, wird noch einmal deutlich, dass Beerenbaum eine Stellvertreterfunktion zukommt. Gleichzeitig wird durch den Plural in Rosalinds innerem Monolog aber auch betont, dass hier nicht nur Beerenbaum allein gemeint ist, sondern Rosalinds Ablehnung und Wut sich auf die ganze Generation der Machthaber bezieht. Neben der individualpsychologischen Ebene rückt damit die politische Dimension des Konflikts in den Blick.

Dem geht aber der Höhepunkt der Auseinandersetzung zwischen Rosalind und Beerenbaum voraus. Sie konfrontiert den Altkommunisten mit seiner Verantwortung an der Zerstörung einer konkreten individuellen und beruflichen Biographie: Rosalinds Bekannter Karl-Heinz Baron hatte als junger Mann einem Kollegen, der in den

Westen geflohen war, das Manuskript seiner Dissertation nachgeschickt. Dieser Vorfall wurde der Universitätsleitung bekannt und Beerenbaum, der der Leitung angehörte, sorgte für Barons Verhaftung, die für diesen drei Jahre Gefängnis nach sich zog. Rosalind wirft Beerenbaum den „Machtrausch hochgekommener Proletarierkinder“ und deren „Angst vor allem, was sie nicht verstehen konnten und darum verboten“ (SZ 34), vor.

Entscheidend an diesem finalen Zusammentreffen, das letztlich den Tod Beerenbaums zur Folge hat, ist die Aufspaltung der Erzählperspektiven. Während der Roman sonst durchgängig in der Ich-Perspektive geschrieben ist, stehen am Ende zwei Erzählperspektiven und drei Rollen nebeneinander: „als hätte ich diese Minuten zweifach erlebt, als Zuschauerin und als Akteurin. Und eigentlich war ich sogar dreifach dabei, denn auch als Akteurin war ich geteilt, in eine, die etwas tat, und eine andere, die etwas zu tun wünschte.“ (SZ 204f.) Während Beerenbaum seine eigenen Handlungsweisen zu rechtfertigen versucht, steigert sich die Wut Rosalinds zu Vatemordphantasien, die aber nicht ausgelebt werden, sondern auf der Ebene verbaler Attacken verharren. Die imaginierten Gewaltorgien gegen Beerenbaum erkennt die Ich-Erzählerin in den Augen von Rosalind und erst als diese dem zusammengebrochenen Beerenbaum tatsächlich nicht hilft, fallen die Perspektiven wieder zusammen und die Ich-Erzählerin „fand [...] [ihre] Stimme wieder“ (SZ 209).

Diese über die Aufspaltung der Erzählperspektiven vorgeführte „Ich-Dissoziation“²³³ kann als ästhetische Form für die emotionale Ambivalenz der Tochter gegenüber ihrem (Stellvertreter-)Vater gelesen werden. Die Ich-Erzählerin, die zuvor zunehmend Mitleidsgefühle gegenüber Beerenbaum entwickelt hatte, muss nun zusehen, wie der andere, hassgelenkte Teil ihrer selbst, Beerenbaum „wie eine Rachegöttin“ „verhörte“ (SZ 205). In der körperlich brutalen Variante der Attacke, die die handelnde Rosalind während des verbalen Angriffs imaginiert, verschafft sich die seit ihrer Kindheit erfahrene Ohnmacht als archaische Gewaltphantasie Ausdruck. Die darin sich ent-

233 Vgl. Antje Janssen-Zimmermann: *Für Unentschiedenheit. Monika Marons Roman „Stille Zeile sechs“ und der Streit um das Erbe*. In: *ndf* 40 (1992), H.7, S. 165-171, hier S. 169 oder auch Volker Wehdeking: *Verabschiedung der Ankunftsgeneration: Monika Marons ‚Stille Zeile sechs‘*. In: *„Doch das Paradies ist verriegelt...“*. Zum Werk von Monika Maron. Hg. v. Elke Gilson. Frankf./M. 2006, S. 167-183, hier S. 173.

faltende Destruktivität beantwortet gleichsam die von Rosalind immer wieder aufgeworfene Frage (die sie von Ernst Toller aufgegriffen hat), ob der Handelnde schuldig werden müsse, „[o]der, wenn er nicht schuldig werden will, untergehn?“ (SZ 41):

Ja, der Handelnde muß schuldig werden, immer und immer, oder, wenn er nicht schuldig werden will, untergehn. Als hätte ich nur das gesucht: meine Schuld. Alles, nur nicht Opfer sein. Das wußte auch Herbert Beerenbaum, der Arbeiter aus dem Ruhrgebiet: Alles, nur nicht noch einmal Opfer sein. (SZ 210)

In der Überhöhung ihrer verbalen Angriffe auf Herbert Beerenbaum durch die Gewaltphantasien wird ihre eigene Schuld betont, es ist gleichzeitig die Befreiung aus der Position des in seiner Handlungsfähigkeit gehemmten Opfers. In Rosalinds Erkenntnis, dass Handeln immer mit Schuld einhergeht und der Vergleich ihrer selbst mit Beerenbaum, der genau wie sie selbst der Opferposition entkommen wollte, liegt keineswegs eine Abschwächung der individuellen Verantwortung Beerenbaums. Vielmehr ist sich Rosalind bewusst, dass der Kommunismus „nicht besser sein [kann] als die Kommunisten“ (SZ 161), politische Strukturen also von einzelnen Menschen verkörpert werden. Dennoch wirken auch die gesellschaftlichen Verhältnisse und politischen Strukturen, im Fall der DDR die diktatorischen Verhältnisse, auf die Menschen zurück, was bis in die Deformation ihrer Körper reicht. Schon indem Polkowski die Biografie Beerenbaums rein aus seiner äußeren Erscheinung ableitet, wird die enge Verwobenheit von System und Körper und damit die Macht des Staates über das Individuum betont, die Körper hatten „als Symbole der staatlichen Autorität zu dienen“ (SZ 91), und Rosalind beobachtet, dass „unnatürliche Doppelkinne ausschließlich das Produkt unnatürlicher Berufe waren“ (SZ 90).

Dass die Figur Beerenbaums als Typus angelegt ist, wird schon beim ersten Zusammentreffen zwischen ihm und Rosalind Polkowski deutlich:

Darf ich ihre Biografie raten, fragte ich. [...]
Aus kleinen Verhältnissen, sagte ich, wahrscheinlich Kind eines Arbeiters, Mutter Hausfrau. Volksschule. Erlerner Beruf Dreher oder Maurer, vielleicht Zimmermann. Mit achtzehn oder neunzehn in die Kommunistische Partei eingetreten. Nach 33 Emigration oder KZ. [...] Emigration in die Sowjetunion, sagte ich, zeitweilig untergebracht im Hotel Lux. 1945 Rückkehr. Danach wichtige Funktionen, wo immer die Partei Sie brauchte. (SZ 26f.)

Diese Biografie leitet Polkowski allein aus seiner Erscheinung, seiner Mimik und Gestik, ab, ein aus ihrer Sicht erfahrungsgeleitetes Wissen: „Männer mit diesem Ausdruck im Gesicht waren mir in jeder meiner Lebensphasen begegnet.“ (SZ 26) Dass die Bi-

ografie dann tatsächlich weitgehend so zutrifft (Beerenbaum, 1907 geboren, ist „Arbeitersohn aus dem Ruhrgebiet, Autodidakt, Professor ohne Abitur“ (SZ 168)), ist keineswegs nur erzählpragmatischen Erfordernissen geschuldet,²³⁴ sondern verweist schon ironisierend auf den Konstruktcharakter des offiziellen Geschichtsbildes in der DDR. Denn die in diesem Geschichtsbild so wichtigen antifaschistischen Gründerväter haben alle den gleichen, von Rosalind Polkowski oben skizzierten Lebensweg – bzw. haben diesen Lebensweg zu haben, weil er dem offiziellen Narrativ entspricht. Catherine Epstein hat in einer Studie gezeigt, dass das Verfassen und die Publikation von Memoiren der „Old Communists“, der Vertreter der DDR-Gründergeneration, eine von der SED forcierte und unterstützte Praxis in der DDR war, um die ständige Reproduktion dieses Narrativs zu gewährleisten:

In East Germany, official memory was reputedly embodied in Old Communists, those men and women who had joined the German Communist Party (KPD) before Hitler's rise to power in 1933. After 1945, the Socialist Unity Party (SED) [...] exploited the tragic experiences of Old Communists during the Third Reich – exile, resistance, and concentration-camp incarceration – to foster a triumphant official memory of heroic, Communist-led antifascist struggle. Intended to legitimize the SED regime, this official memory was rehearsed in countless “lieux de mémoire”, including films, novels, school textbooks, museum exhibitions, and commemorative rituals. Concurrently, party authorities encouraged Old Communists to share their past lives with younger East Germans; in particular, they urged Old Communists to write memoirs of their participation in the antifascist struggle against Hitler.²³⁵

Das Verfassen von Memoiren wurde seit den 1960er Jahren zu einer verbreiteten Mode unter den Vertretern der kommunistischen Gründergeneration in der DDR. Die verfassten Lebenserinnerungen wurden vom “Sektor Erinnerungen” des Instituts für Marxismus-Leninismus (IML) gesammelt, überprüft und zensiert. Insgesamt zählt Epstein 296 Beiträge in Form von Memoiren oder Fragmenten von Memoiren zum Archiv des IML zwischen 1945 und 1989. Immerhin rund 60 davon wurden in der DDR veröffentlicht.²³⁶ Beim Verfassen der Lebenserinnerungen kam es nicht selten zu Konflikten

234 Wie Iris Radisch schlussfolgert: „Rosalind Polkowski weiß ein bißchen viel, aber das beschleunigt die Geschichte.“ Iris Radisch: *Der Lurch muß sterben. „Stille Zeile sechs“ – Monika Marons Abrechnung mit den Vätern der DDR*. In: *DIE ZEIT*, 11.10.1991, Nr. 42.

235 Catherine Epstein: *The Production of „Official memory“ in East Germany: Old Communists and the Dilemmas of Memoir-Writing*. In: *Central European History* 32 (1999), H. 2, S. 181-201, hier S. 181.

236 Ebd., S. 185. In ihrer Dissertation (*The Last Revolutionaries: The Old Communists of East Germany, 1945-1989*. Harvard 1998) hat Epstein eine Bibliografie der zwischen 1945 und 1989 in der DDR veröffentlichten Memoiren zusammengestellt.

zwischen den Altkommunisten und dem IML, da nicht alle Erinnerungen dem offiziellen ‚master narrative‘ entsprachen:

Only certain recollections, framed in set narratives, served the SED’s ideological goals. Old Communists were not asked to record what they perhaps remembered, or associated with a particular event or set of episodes. Instead, they were told what to remember and how to structure their memories in a predetermined historical narrative.²³⁷

So passten z.B. Erinnerungen an die stalinistischen Säuberungen in den 1930er Jahren und Anfang der 1950er Jahre nicht zum offiziellen Geschichtsbild der SED, genauso wenig wie Konflikte innerhalb der Kommunistischen Partei oder Kritik an der politischen Praxis in den Nachkriegsjahren.²³⁸ Gewünscht war eine Erzählung,

according to which the KPD leadership abroad had directed a united, effective, and heroic resistance movement inside Nazi Germany, while Communists imprisoned in Nazi jails and concentration camps had led and nurtured an exemplary antifascist solidarity among political prisoners.²³⁹

Es wurde ebenfalls nicht gerne gesehen, wie Epstein herausgearbeitet hat, wenn die Verfasser ein stärkeres Gewicht auf den eigenen, individuellen Lebensweg legten als auf den ‚heroic collective struggle for socialism.‘²⁴⁰ Ziel der SED-Funktionäre war es nicht, die in der Revolution vollbrachten Leistungen individueller kommunistischer Veteranen zu erinnern und zu würdigen, ‚to propagate a general Old-Communist biographical ideal that bolstered the SED’s official memory of the Communist-led antifascist struggle.‘²⁴¹

Rosalind Polkowskis zutreffende Vorhersage von Beerenbaums Biografie ist ein Zitat eines solchen propagierten biographischen Ideals, dessen Klischeecharakter und Formelhaftigkeit damit hervorgehoben wird. Die Vorhersagbarkeit und Phrasenhaftigkeit der Vergangenheitserzählung zeigen sich auch in Beerenbaums Schilderungen der Gründerjahre der DDR, die im Einklang mit der antifaschistischen Basiserzählung stehen:

Wohin ich blickte, nur Zerstörung, zerstörte Häuser, zerstörte Menschen, jeder zweite ein Nazi, der Rest Mitläufer. Und wir, eine Handvoll halbverhungertes und zerschlagener Kommunisten und Antifaschisten, hatten den Karren aus dem Dreck zu ziehen. Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt, ja, so war es. (SZ 152)

237 Catherine Epstein: *The Production of „Official memory“ in East Germany*, S. 188.

238 Ebd., S. 189.

239 Ebd., S. 184.

240 Ebd., S. 191 (Hervorhebung im Original, N.G.).

241 Ebd., S. 200.

Beerenbaums an das Zitat aus der Nationalhymne der DDR anschließende Bekräftigung „ja, so war es“ scheint wie eine notwendige Selbstbekräftigung und verweist auf den Zitat- und Phrasencharakter seiner Vergangenheitsinterpretation. Damit wird der ideologische Konstruktcharakter betont. Auffällig ist auch der Wechsel von der ersten Person Singular zum Plural im zweiten Satz und die damit verbundene Betonung des Kollektivs – die Aufgabe des Aufbaus des neuen Staates konstituiert eine Gruppenidentität, die, wie sich an anderen Stellen zeigt, zuallererst generationell belegt ist. Die Passagen seiner Lebenserinnerungen, die Beerenbaum Rosalind Polkowski diktiert, entsprechen der offiziell gewünschten Lesart. Beerenbaum scheint sich damit auch kritiklos zu identifizieren – im Gegensatz z.B. zu Hans Collin, einem der beiden Protagonisten in Stefan Heyms Roman *Collin*, der, ebenfalls ein Vertreter der DDR-Gründergeneration, der seine Memoiren schreiben will, am Konflikt zwischen der eigenen Erinnerung (u.a. an den Stalinismus der 1950er Jahre) und dem offiziell propagierten Narrativ leidet.²⁴²

Polkowski sind die Phrasen Beerenbaums bekannt, viele Formulierungen kann sie antizipieren, bevor er sie ausspricht. Klischeehafte Sätze wie „Schon als kleiner Knirps wußte ich, daß das Herz links saß und der Feind rechts stand“ (SZ 60), verursachen bei der Ich-Erzählerin körperliche Abwehrreaktionen.

Als Beerenbaum ihr seine Erinnerungen an die Zeit des Mauerbaus diktiert, kann Rosalind Polkowski ihre Empörung nicht mehr zurückhalten:

Damals, sagte Beerenbaum, vor dem historischen August 61, habe er, wenn er morgens beim Betreten der Universität die Linden hinunterblickte, oft die Vision gehabt, Ströme des Lebensaftes der jungen Republik, rot und pulsierend, durch das Brandenburger Tor geradewegs in den gierigen Körper des Feindes fließen zu sehen. [...] Da haben Sie das Blut lieber selbst zum Fließen gebracht und eine Mauer gebaut, an der Sie den Leuten die nötigen Öffnungen in die Körper schießen konnten, sagte ich. (SZ 108)

An einem anderen Tag fragt sie Beerenbaum beharrlich nach seinen Erinnerungen an die Zeit im Hotel Lux, jenem Hotel in Moskau, das seit den 1920er Jahren ein Quartier für führende politische Emigranten und Quartier war. Die Zustände dort können, so Hermann Weber, „als symptomatisch für die Verhältnisse der deutschen Kommunisten

242 Stefan Heym: *Collin*. München 1979. Auf diesen Unterschied bei thematischer Ähnlichkeit weist auch Catherine Epstein hin, siehe Epstein: *The Production of „Official memory“ in East Germany*, S. 182.

im sowjetischen Exil zwischen 1933 und 1945 gesehen und beschrieben werden.“²⁴³ Die dort untergebrachten Exilanten waren im Rahmen der stalinistischen Verfolgungen in den 1930er Jahren oftmals Verhören und Verfolgungen ausgesetzt, auch Hinrichtungen fanden statt. Während des Zweiten Weltkrieges beherbergte das Hotel viele deutsche kommunistische Exilanten, u.a. auch die Gruppe Ulbricht, und es herrschte ein Klima der gegenseitigen Denunziation und Bespitzelung, das „Leben war von ständiger Angst geprägt“ und man musste jederzeit damit rechnen, vom NKWD, dem Innenministerium der UdSSR, verhaftet zu werden.²⁴⁴

Beerenbaum aber betont, von den Denunziationen und Verhaftungen dort nichts gewusst zu haben und reagiert auf die bohrenden Nachfragen Rosalinds mit starkem Nasenbluten. Rosalind aber fragt immer weiter:

Wollten Sie nicht wissen, was aus Ihren Genossen geworden ist, nachdem man sie nachts aus den Betten gezerrt hat im Hotel Lux. [...]

Fürchteten Sie nicht, daß man eines Tages auch Sie holen würde? Oder ihre Frau? Wie sie die Frau von Erich Mühsam geholt haben und Alice Abramowitz, die sie zum Holzfällen nach Sibirien geschickt haben, die überlebte und als Krüppel zurückkam. Haben Sie Ihre Genossin Alice Abramowitz seitdem wiedergesehen? [...]

Und was haben Sie zu ihr gesagt? Haben Sie gesagt, was auch ihr Sohn zu ihr gesagt hat, als sie ihn wiedersehen durfte nach fünfzehn Jahren. Kein Wort hat er gesagt, weil er glaubte, was man ihm im Kinderheim erzählt hatte: daß seine Mutter eine Nazispionin war. (SZ 139f.)

Rosalind lässt Beerenbaum nach diesen Sätzen allein, und er empfängt sie beim nächsten Treffen mit den Sätzen: „Meine Frau Grete wurde im Herbst 39 verhaftet.“ [...] „Sie kam in das Konzentrationslager Ravensbrück.“ [...] Und das liegt nicht in Sibirien, schrie er und verließ das Zimmer.“ (SZ 141). Beerenbaums Verweis auf seine eigene Leidens- und Opfererfahrung bzw. die seiner Frau, die seine Position gegenüber den stalinistischen Verbrechen rechtfertigen soll, löst bei Rosalind Frustrationsgefühle aus:

Sie haben immer recht, dachte ich, was ich auch sage, alles Unglück gehört schon ihnen, den glücklichen Besitzern von Biografien. Kaum mach ich das Maul auf, um meine einzuklagen, stoßen sie mir einen Brocken wie Ravensbrück oder Buchenwald zwischen die Zähne. Friß oder stirb. Von Dienstag bis Freitag hat er diese eine Minute vorbereitet, diese drei Sätze, hat er sich vorgestellt, wie ich mit steifen Fingern und sprachlos dasitzen werde, unfähig, meine Frage nach dem Hotel zu wiederholen, weil ich in meinem Leben nichts vorzuweisen hatte, was mich zu dieser Frage berechtigte. (SZ 141f.)

243 Hermann Weber: *Hotel Lux. Die deutsche kommunistische Emigration in Moskau*. In: *Die Politische Meinung*. Nr. 443, Oktober 2006, S. 55-61, hier S. 55.

244 Ebd., S. 60.

In Marons *Stille Zeile sechs* wird ein Generationenverhältnis entworfen, in dem die Opfererfahrung der Älteren von den Jüngeren als moralisch unangreifbares Argument empfunden wird, und die nicht nur das Hinterfragen des offiziellen Geschichtsbildes verhindert. Durch die uneinholbare Position der moralisch Überlegenen entsteht eine Generationenkluft ähnlich der, die dem Protagonisten in Schlesingers Roman *Michael* angesichts der Kriegserfahrung seines Vaters als „Grenze, die nicht zu überschreiten ist“ (M 134), vorkommt. Marons und Schlesingers Texte unterscheiden sich aber darin, dass Rosalind Polkowski diese erfahrungsbedingte Grenze nicht mehr akzeptieren will. Sie hat das mit der Opfererzählung verknüpfte Geschichtsbild als Herrschaftsinstrument erkannt und will sich den daraus resultierenden Deutungszwängen nicht mehr unterwerfen.

Rosalind Polkowski wirft Beerenbaum vor, dass dessen Generation es ihr unmöglich mache, einen eigenen Lebensentwurf zu entwickeln; mehr noch, das Leben ihrer Generation sei zerstört, „weil wir nicht leben durften“ (SZ 207): „Euer eigenes Leben hat euch nicht gereicht, es war euch zu schäbig, ihr habt auch noch unsere Leben verbraucht, Menschenfresser seid ihr, Sklavenhalter mit einem Heer von Folterknechten.“ (SZ 207) Die kommunistischen Väter repräsentieren eine staatliche Macht, die allgegenwärtig ist und keine Freiräume für eine individuelle Entwicklung zulässt: „Alles gehört ihnen, dachte ich, die Pflastersteine, die Häuser, die Bäume, das Licht hinter den Fenstern.“ (SZ 118) Rosalind empfindet einen schmerzlichen Mangel an Erfüllung in ihrer Biografie:

Ich fragte mich manchmal, wie es sein würde, wenn sie alle gestorben und Thekla, Bruno und ich die Alten sein würden; was wir zu verteidigen hätten und als die Vorwärtsdrehung des Geschichtsrades ausgeben würden. Ich war zweiundvierzig Jahre alt und hatte nichts hervorgebracht, was zu verteidigen gelohnt hätte. [...] Ich hatte nichts zu verteidigen als mich, während Beerenbaum einen ganzen Radschwung der Geschichte als sein Werk ansah, das er zu beschützen hatte, wenn nötig, mit der Waffe in der Hand, wie mein Vater oft gesagt hat und vermutlich auch Beerenbaum sagen würde. (SZ 154)

Während Rosalind auf sich selbst und ihre Person zurückgeworfen ist („Ich hatte nichts zu verteidigen als mich“), war es ihr bisher nicht möglich, eigene gesellschaftliche oder politische Entwürfe zu realisieren. Das Generationenverhältnis, das in *Stille Zeile sechs* entworfen wird, ist davon geprägt, dass die Älteren aufgrund ihrer politischen und moralischen Machtposition eine selbstbestimmte Entwicklung der Jüngeren hem-

men und damit die generationelle Sukzession blockieren. Innerhalb des Beziehungsgeflechtes mit der Generation ihres Vaters fühlt sich Rosalind Polkowski deshalb immer wieder in die Position eines Kindes gedrängt. Beim schon zitierten Gespräch über den Mauerbau ist außer Rosalind noch der systemkonforme Schriftsteller Victor Sensmann bei Beerenbaum zu Gast. Nach Rosalinds empörter Attacke gegen Beerenbaums Sicht des Mauerbaus spricht Sensmann zu Beerenbaum „in einem Ton, der klang, als verständigten sich vernünftige Erwachsene hinter dem Rücken eines uneinsichtigen Kindes“ (SZ 108f.). Auch ihr eigenes Verhalten bewertet Rosalind im Nachhinein als das eines „tobende[n] Kind[es]“ (SZ 119). Und auch an anderer Stelle fühlt sie sich in einem Gespräch mit Beerenbaum in einer stark unterlegenen Position: „Ich sah zum Fenster, zur Tür, wie ein Kind, das vor dem Lehrer steht und die Antwort nicht weiß“ (SZ 147).

Maron entwirft in *Stille Zeile sechs* das Portrait einer Generation, der durch die in ihrer Machtposition verharrenden SED-Gründerväter das Nachrücken in gesellschaftlich verantwortliche Positionen, in denen sie Gestaltungsspielraum wahrnehmen könnten, verwehrt bleibt, und deren Vertreter stattdessen in der Position der ewigen Kinder verharren. Die Macht der Älteren ist für Rosalind Polkowski so ubiquitär, dass sie sich Veränderungen innerhalb des Systems nicht vorstellen kann. In ihrer Wahrnehmung kann sich für sie selbst nur dann etwas ändern, wenn die Generation Beerenbaums ausgestorben ist:

In dieser Minute begriff ich, daß alles von Beerenbaums Tod abhing, von seinem und dem seiner Generation. Erst wenn ihr Werk niemandem mehr heilig war, wenn nur noch seine Brauchbarkeit entscheiden würde über seinen Bestand oder Untergang, würde ich herausfinden, was ich im Leben gern getan hätte. (SZ 154f.)

Eine gleichzeitige Existenz, bei der beide Generationen einen selbstbestimmten Lebensentwurf ausgestalten können, ist demnach nicht imaginierbar. Der Konjunktiv, der im letzten Satz des Zitats schon auf die verworfene Möglichkeit einer Selbstentfaltung hinweist, wird im darauffolgenden Satz, „Und dann würde es zu spät sein“ (SZ 155), zur endgültigen Hoffnungslosigkeit und der Negation der Utopie gesteigert. An anderer Stelle klingt zwar doch noch der Hoffnungsschimmer auf ein „übermorgen“ an („Übermorgen war der Tag nach Beerenbaums Tod“ (SZ 155)), wobei am Ende des Romans auch daran gezweifelt wird: „Wann ist übermorgen? Morgen, vorgestern, übermorgen? Ist übermorgen schon gewesen, und ich habe es nicht bemerkt?“ (SZ 216)

Monika Maron reflektiert dieses Problem nicht nur in ihrer Prosa, sondern äußert sich auch in publizistischen Texten dazu:

Eine der nachhaltigsten Hinterlassenschaften der DDR ist wohl, dass sie ihre Bürger in einer Art Dauerpubertät gehalten hat. Ich sage das aus eigener Erfahrung. Wer ein Leben lang gehindert wird, die berechenbaren Folgen seines Tuns zu verantworten und im Dialog mit seiner Umwelt die eigenen Konturen und Grenzen zu erfahren, wird ein Leben lang nicht erwachsen werden, sondern sich, je nach Temperament, in infantilen Trotz, ziellose Rebellion oder andere Ausweichstrategien flüchten; die defensiven Talente werden bis zur Perfektion entwickelt, während die offensiven verkümmern.²⁴⁵

In seiner Prosasammlung *Vor den Vätern sterben die Söhne* macht auch der 1945 geborene Thomas Brasch, dessen Vater wie der Stiefvater Monika Marons führender SED-Funktionär und zeitweise stellvertretender Kulturminister der DDR war, die verhinderte Freiheitsentfaltung der ‚funktionierenden Generation‘ zum Thema. Im Kapitel „Fliegen im Gesicht“ trifft ein Vertreter seiner Generation auf einen Altkommunisten und angeblichen Veteran des Spanischen Bürgerkriegs und wehrt sich dagegen, dessen Erzählungen aus Kriegszeiten wieder anhören zu müssen: „Hör auf, ich kenn das Lied. Ich habe es schon im Kindergarten vorgespielt bekommen“²⁴⁶, und später: „Das gehört doch zu diesem Gesellschaftsspiel. Du hattest deinen Text, jetzt habe ich meinen, und der heißt: Ich kann nicht machen, was du konntest.“²⁴⁷ Die sich emotional steigernde Auseinandersetzung gipfelt im Ausruf des Jüngeren: „Was ich will, schrie er, diese Nabelschnur durchreißen. Die drückt mir die Kehle ab.“²⁴⁸ Das Bild der nicht durchtrennten Nabelschnur illustriert auf eindringliche Weise die Beziehung zwischen den Gründervätern und den nachfolgenden Generationen – die auf Abhängigkeit gegründete Bindung zwischen beiden macht eine eigenständige Entwicklung der Jungen unmöglich und „drückt“ ihnen „die Kehle ab.“ Das Bild beschreibt aber auch noch einmal das ursprünglich gesellschaftliche und politische Verhältnis von den Gründervätern zur ‚funktionierenden Generation‘ als eine familiäre Bindung, wobei die nicht durchtrennte „Nabelschnur“ die intime und gleichzeitig hierarchische Beziehung betont, ähnlich wie im Vorwurf in Marons Roman, die Kriegsgeneration bestünde aus „Sklavenhaltern“, die ihren Nachkommen keine Freiräume ließen.

245 Monika Maron: *Vom Nutzen und Nachteil dunkler Brillen: Wer es sich zu einfach macht beim Rückblick auf seine Geschichte, beraubt sich seiner Biografie*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 13.09.2002.

246 Thomas Brasch: *Vor den Vätern sterben die Söhne*. Berlin 1977, S. 17.

247 Ebd., S. 18.

248 Ebd.

Auch Christa Wolf hat das Phänomen des verhinderten Erwachsenwerdens in Folge des DDR-spezifischen gesellschaftlichen Generationenverhältnisses beschrieben. Für sie liegt die Ursache anders als für Marons Protagonistin allerdings gerade in der starken Identifikation mit den Älteren: „Meine Generation hat früh eine Ideologie gegen eine andere ausgetauscht, sie ist spät, zögernd, teilweise gar nicht erwachsen geworden, will sagen: reif, autonom.“²⁴⁹ Das Verhältnis ihrer Generation zu den Vertretern der DDR-Gründergeneration beschreibt sie als eines, das angesichts deren leidvoller Vergangenheit voller Ehrfurcht und Schuldgefühle war und betont die „starke Hemmung, gegen Menschen Widerstand zu leisten, die in der Nazizeit im KZ gesessen hatten“²⁵⁰.

Erst jetzt, nachdem eine Massenbewegung entstanden ist und sich um die Kirchen oder in kleineren Gruppen junge Leute zusammengefunden haben, die unbelastet sind von diesen Überlegungen und Schuldgefühlen [...], war eine große Opposition möglich.²⁵¹

In dieser Unbelastetheit von der moralischen Befangenheit gegenüber den Gründervätern sieht Christa Wolf eine Voraussetzung für die Wende. In Marons *Stille Zeile sechs* ist zwar von der Wende noch nicht die Rede, aber, liest man den Tod Beerenbaums allegorisch für den Untergang der SED-Staatmacht, ist das politische und gesellschaftliche System an seinem Ende angekommen. Die Generation, die Rosalind Polkowski verkörpert, ist allerdings keineswegs ganz „unbelastet“ von moralischen Überlegungen und Schuldgefühlen gegenüber den Älteren, sondern in starker Opposition zu einem auf diese Weise legitimierten Machtanspruch, der seine Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft verloren hat.

Die Kindheitserfahrungen Rosalinds zeigen, dass die politische Ebene keineswegs durch die individualpsychologische, d.h. die unter dem Konflikt mit Beerenbaum liegende Auseinandersetzung mit dem Vater relativiert wird. So hatte Rosalind schon als Kind das Gefühl, bei nicht gesellschaftskonformem Verhalten nicht nur Druck von offizieller Seite ausgesetzt zu sein, sondern eben auch in der Familie keinen Rückhalt zu haben. In ihrer Ablehnung gegen sie „waren sich [alle] einig.“ (SZ 116) Und diesem, das den Einzelnen in seiner Individualität und Gestaltungsspielräumen unterdrückende System, sieht sie sich als Erwachsene nach wie vor ausgesetzt:

249 Christa Wolf: *Unerledigte Widersprüche*, S. 55 (im Text zitiert als UW).

250 Christa Wolf: *Schreiben im Zeitbezug. Gespräch mit Aafke Steenhuis*. In: Dies.: *Werke*, Bd. 12: *Essays/Gespräche/Reden/Briefe 1987-2000*, S. 196-226, hier S. 201f.

251 Ebd., S. 202.

Eine eiserne Einigkeit, die ich durch etwas, das ich nicht verstand, heraufbeschworen hatte und der ich ratlos und schreiend gegenüberstand.

Diese Einigkeit war es, die ich zwischen Sensmann und Beerenbaum wiedererkannte: das strikte Einhalten der aus Interessen erwachsenen Spielregeln. [...] Und wieder stand ich plötzlich zwischen Schrankwand und Polstermöbeln und schrie. (SZ 117)

Die Verletzungen, die die Abwesenheit des Vaters in der Kindheit, die fehlende emotionale Zuwendung und die autoritären Strukturen in der Familie bei der Erzählerin hinterlassen haben, ähneln den psychischen Deformationen, die die Erzählerinnen und Erzähler der westdeutschen ‚Vaterbücher‘ häufig zum Schreiben veranlasst haben. Indem Monika Maron in ihrem Roman *Stille Zeile sechs* den Konflikt zwischen der Vertreterin der ‚Integrierten Generation‘ und dem der SED-Gründergeneration aber doppelbödig anlegt, d.h. ihn sowohl als individualpsychologischen Vater-Tochter-Konflikt als auch als Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Strukturen lesbar macht, wird die Verwobenheit von Gesellschaft und Individuum und damit die Entgrenzung von Privatheit und Öffentlichkeit im diktatorischen System der DDR besonders anschaulich. Gleichzeitig ist der eingeführte Konflikt de facto ein doppelter, da das Gesellschaftsmodell der DDR auf einem autoritär geprägten Generationenverhältnis gründet und damit auch außerhalb der familiären Strukturen keine oder nur sehr wenige Freiheitsräume denkbar sind. Darauf basiert auch die Resignation Rosalinds, die keinen anderen Ausweg als den Tod Beerenbaums sieht.

Durch den Vergleich Beerenbaums mit dem Vater wird der politische Konflikt eng mit familiären Diskursen verschränkt und ihm so neue Bedeutungsebenen eingeschrieben, wie z.B. die Intensivierung des fundamental gestörten Lebensentwurfs. Auch der der Konstellation anhaftende Geschlechterdiskurs erfährt durch das aufgerufene Vater-Tochter-Paradigma noch einmal neue Deutungsmöglichkeiten. Obwohl Herbert Beerenbaum stirbt, ist die Macht seiner Generation noch nicht aufgehoben. Nach der Beerdigung übergibt der Sohn Beerenbaums Rosalind ein Paket mit den aufgezeichneten Memoiren Beerenbaums:

Ich weiß, was in dem Paket ist. Ich will es nicht haben. Ich will damit nichts mehr zu tun haben. Trotzdem greife ich danach.

[...] Ich werde es nicht öffnen. Ich werde es in die nächste Mülltonne werfen. Ich werde es zwischen den Papierbergen im unteren Fach meines Bücherregals begraben. Ich werde es auf keinen Fall öffnen. (SZ 219)

Auch wenn Frauke Lenckos den Roman aus feministischer Sicht als „Sieg der Tochter über den Vater mit den Mitteln des Schreibens“ deutet („Rosalind nimmt Beerenbaum

seine Biographie aus der Hand“),²⁵² ist fraglich, ob Rosalind am Ende des Romans eine souverän Handelnde geworden ist. Vielmehr weisen die zögerlichen und sich widersprechenden Äußerungen zum zukünftigen Umgang mit den Memoiren darauf hin, dass Beerenbaum seine Macht über sie noch nicht verloren hat. Die emotionalen Ambivalenzen sind weiter vorhanden. Auch wenn Rosalinds Generation Beerenbaum überlebt hat, wirkt das Erbe der Altkommunisten weiter. Sein kritisches Potential entfaltet Marons *Stille Zeile sechs* gleichwohl durch die Offenlegung der den Selbstentwurf der DDR bestimmenden Narrative.

Im Spannungsfeld zwischen Bruch und Kontinuität ist Monika Marons Roman *Stille Zeile sechs* ganz auf der Seite des Bruchs zu verorten. Während eine Anklage der Väter in den Texten von Christa Wolf und Klaus Schlesinger noch mit starken Tabus behaftet ist, hebt Monika Maron die Ambivalenz gegenüber der Elterngeneration zugunsten einer aggressiven Abgrenzung auf. Das Verhältnis zur Elterngeneration ist hier so negativ belastet, dass die Kindergeneration nur durch die radikalste Form des Bruchs – den Vatermord – zu einem selbstbestimmten Leben finden kann. In Monika Marons Biographie sind individueller Generationenkonflikt und die Auseinandersetzung mit den Machtverhältnissen in der DDR aufs Engste verknüpft. Dies spiegelt sich in der Personenkonstellation von *Stille Zeile sechs* und wird in ihrem acht Jahre später erschienenen Erinnerungsbuch *Pawels Briefe* als Thema fortgeführt.

3.5 Monika Maron: Pawels Briefe (1999)²⁵³

In einer Rezension zu Monika Marons autobiographischem Erinnerungstext *Pawels Briefe* kommt der Rezensent zu dem Ergebnis, dass,

[w]er am Ende dieses zwanzigsten Jahrhunderts als bewußter Zeitgenosse lebt, ist Tochter, ist Enkelin mehr, als das wohl in jeder anderen Zeit der Fall war. Dieses – auch politische – Verwobensein der Generationen ist uns noch nie so bohrend, aber auch so bewegend gezeigt worden.²⁵⁴

252 Sigrun Leonhard: *Rosalind Polkowskis Sehnsucht nach der großen Tat*, S. 291. Leonhard rekurriert damit auf eine Interpretation von Frauke E. Lenckos, vgl. Frauke E. Lenckos: *Monika Maron: ‚Stille Zeile Sechs‘*. In: *New German Review* 8 (1992), S. 106-116.

253 Eine gekürzte und leicht veränderte Version dieses Kapitels ist erschienen unter dem Titel ‚*Der einzige Ahne, von dem ich abzustammen bereit war*‘. *Genealogie und Gedächtnis in Monika Marons ‚Pawels Briefe‘*. In: *Zagreber Germanistische Beiträge* 18 (2009), S. 131-142.

254 Tilman Krause: *Der kleine vorstellbare Ausschnitt aus der Geschichte. Ein klassisches Jahrhundert-Buch: Monika Marons vielverschlungene Familiengeschichte ‚Pawels Briefe‘*. In: *„Doch das Paradies ist verriegelt...“: Zum Werk von Monika Maron*. Hg. v. Elke Gilson. Frankfurt/M. 2006, S. 207-210, hier S. 210 [zuerst in: *Die Welt*, 27.02.1999].

Das „Verwobensein der Generationen“ illustriert Maron in Form eines Generationenpanoramas, das sie über fünf Generationen spannt, von ihren Urgroßeltern bis zur Generation ihres Sohnes. Während *Stille Zeile sechs* die Auseinandersetzung mit dem Stiefvater und der Generation der DDR-Gründerväter zum Gegenstand hat, dreht sich die autobiographisch angelegte „Familiengeschichte“ *Pawels Briefe* (1999)²⁵⁵ um die Auseinandersetzung mit der Mutter. In der Rezeption steht meist die Rekonstruktion der Lebensgeschichte von Monika Marons Großvater Pawel, der 1942 als polnischer Jude vermutlich im Konzentrationslager Kulmhof (Chelmo) von den Nationalsozialisten ermordet wurde und ihrer Großmutter, die ebenfalls 1942 starb, im Vordergrund. Hier soll dagegen eine Lesart vorgeschlagen werden, die den Blick auf den Mutter-Tochter-Konflikt richtet, der der eigentliche Fluchtpunkt des Erzählens ist und der für die Erzählerin erst über den Bezug zu den Großeltern, insbesondere den Großvater Pawel, gelöst werden kann. Das „Verwobensein der Generationen“ gewinnt vor diesem Hintergrund neben der historisch-politischen auch eine individualpsychologische Dimension, und der Fokus der Erzählerin auf die generationelle Bindung entpuppt sich zudem als Strategie, den persönlichen Bruch mit der Mutter zu verhindern.

Pawels Briefe hat einen explizit autobiographischen Charakter. Die Autorin selbst charakterisiert den Text als „ganz und gar kontrollierte Montage“²⁵⁶ und er ist voller Verweise auf Lebensdaten und Stationen von Monika Maron und ihrer Familie. Auch wird die Erzählerin wiederholt mit dem Namen der Autorin bezeichnet. Wie Friederike Eigler verwende ich deshalb im Folgenden den Namen der Autorin und der Begriff der ‚Erzählerin‘ parallel, um, wie Eigler es formuliert, „auf beide, zum Teil schwer voneinander trennbare Textdimensionen zu verweisen: die bewusst konstruierte Dimension des Textes, zu der die Erzählerfigur gehört, sowie die autobiographische Dimension mit Bezügen zu Leben und Werk der Autorin“.²⁵⁷

255 Monika Maron: *Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte*. Frankf./M. 1999. [Zitate aus dieser Ausgabe werden im Folgenden durch „PB“ abgekürzt].

256 Monika Maron: *Rollenwechsel. Über einen Text und seine Kritiker*. In: *Neue Rundschau* 111 (2000), H. 2, S. 135-150, hier S. 144.

257 Vgl. Friederike Eigler: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*. Berlin 2005, S. 146, Fußnote 2.

Lothar Bluhm deutet *Pawels Briefe* als „Autofiktion“.²⁵⁸ Wenn man diesen von der französischen Literaturwissenschaft inspirierten Begriff mit Christian Benne für den deutschen Sprachraum als „Bezeichnung einer Gattung [...], die den teilweisen oder vollständigen fiktionalen Status des autobiographischen Schreibens selbstreflexiv in besonderem Maß thematisiert“,²⁵⁹ definiert, so kann er für *Pawels Briefe* und der darin betonten Offenlegung der konstruktivistischen Vorstellung von Erinnerungsprozessen nutzbar gemacht werden.²⁶⁰ Maron reflektiert die Prozesse von Erinnern und Vergessen, betont den Konstruktcharakter jeglicher Erinnerung und weiß um die unumgängliche Verknüpfung von Erinnerung und sinnbesetzten narrativen Mustern. Sie schreibt:

Ich neige dazu, den Zufällen und spontanen Entscheidungen der Vergangenheit zu unterstellen, sie seien insgeheim schon immer einem sich viel später offenbarem Sinn gefolgt, und ich befürchte, es könnte ebenso umgekehrt sein: weil man das Chaos der Vergangenheit nicht erträgt, korrigiert man es ins Sinnhafte, indem man ihm nachträglich ein Ziel schafft, wie jemand, der versehentlich eine Straße ins Leere gepflastert hat und erst dann, weil es die Straße nun einmal gibt, an ihr beliebiges Ende ein Haus baut. (PB 13)

„Erinnern“, so sagt sie im Hinblick auf ihre Großeltern, „ist für das, was ich mit meinen Großeltern vorhatte, eigentlich das falsche Wort, denn in meinem Innern gab es kein versunkenes Wissen über sie, das ich hätte zutage fördern können“ (PB 8). In der Rekonstruktion ihrer Geschichte ist sie deshalb auf externe Informationen angewiesen – auf wenige Fotos (die in den Text integriert sind) und Briefe, v.a. von den Großeltern an deren Kinder, auf die Erzählungen und Notizen ihrer Mutter und anderer Verwandter und auf eine Reise in die Herkunftsorte ihrer Großeltern in Polen. Die Einbeziehung und Deutung dieser Dokumente und Erzählungen verbinden sich mit explizit fiktionalen Passagen, in denen die Erzählerin z.B. konkrete Situationen im Leben der Großeltern imaginiert. Das Besondere dieser Kombination von „Imagination, Interpretation und Reflexion“²⁶¹ liegt darin, dass Maron die Lesenden dabei immer „diskursiv am

258 Lothar Bluhm: *Herkunft, Identität, Realität. Erinnerungsarbeit in der zeitgenössischen deutschen Literatur*. In: *Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bd. 1: *Grenzen der Identität und der Fiktionalität*. Hg. v. Ulrich Breuer und Beatrice Sandberg. München 2006, S. 69-80, hier S. 76.

259 Christian Benne: *Was ist Autofiktion? Paul Nizons ‚erinnerte Gegenwart‘*. In: *Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bd. 2: *Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung*. Hg. v. Christoph Parry u. Edgar Platen. München 2007, S. 293-303, hier S. 294.

260 Vgl. dazu Elke Gilson: „Nur wenige kurze Augenblicke, die sicher sind.“ *Zur konstruktivistisch inspirierten Darstellung des Erinnerns und Vergessens in Monika Marons Familiengeschichte Pawels Briefe*. In: *Colloquia Germanica* 33 (2000), H. 3, S. 275-288.

261 Friederike Eigler: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, S. 146.

Erinnerungsprozess teilhaben“²⁶² lässt. Indem sie nicht nur Erinnerung, sondern auch „Identität, individuell und kollektiv, [...] als kontingente Konstruktion“ entlarvt,²⁶³ legt sie den Konstruktionscharakter auch in Bezug auf die nähere Vergangenheit, in der sie selbst Zeitzeugin war, offen und spielt verschiedene Deutungsmöglichkeiten von Lebensgeschichten – ihrer eigenen wie die ihrer Mutter – durch. Auf diese Weise wird es möglich, die Familiengeschichte, die exemplarisch ist für eine weite Spanne der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, für ihre eigene, auch politische Positionierung in der Gegenwart nutzbar zu machen.

Im Mittelpunkt der autobiographischen Familiengeschichte steht das Motiv des Bruchs, das sowohl auf politischer als auch auf religiöser, auf öffentlicher wie auf privater Ebene zum Thema wird. Zentral ist dabei Monika Marons eigener Bruch mit der DDR, den sie nach vielen Versuchen, sich mit dem sozialistischen System zu arrangieren, schließlich doch vollzogen hat – nach außen sichtbar durch die Publikation ihres ersten Romans *Flugasche* 1981 im Fischer Verlag in Frankfurt am Main, nachdem die Druckgenehmigung in der DDR verweigert worden war, und schließlich mit ihrem Umzug in die BRD 1988. Ihre Mutter Hella, geborene Iglarz, später Maron, nahm ihrer Tochter Monika die Publikation dieses staatskritischen Romans, noch dazu in einem Westverlag, übel und brach den Kontakt zu ihr vorübergehend ab. Mit dieser ein Jahr lang andauernden Kommunikationspause gelangte der lebenslange Konflikt zwischen Mutter und Tochter, der sich v.a. an den differenten politischen Überzeugungen immer wieder entzündet, an einen Höhepunkt.

Die Mutter wuchs im kommunistisch geprägten Milieu von Berlin-Neukölln auf. Nach Kriegsende 1945 „wehte“ sie, so sieht es die Tochter, „der Zufall ins Zentrum der Macht“ (PB 157). Sie wurde Sekretärin im Neuen Stadthaus, dem Sitz des Berliner Magistrats, dessen Mitglieder zur Hälfte Kommunisten und von der Sowjetischen Militäradministration eingesetzt waren. Sie saß im Vorzimmer von Karl Maron, zu der Zeit Erster Stellvertreter des parteilosen Oberbürgermeisters und später Innenminister der DDR, den sie 1955 heiratete. Hella besuchte die Parteihochschule der SED, wurde stellvertretende Leiterin der Pressestelle des Ostberliner Magistrats und arbeitete als Journalistin. Die Unerschütterlichkeit ihrer politischen Ansichten – sie ist überzeugte Kommunistin –, in denen sie sich weder durch die Verbrechen des Stalinismus, die

262 Ebd., S. 145.

263 Elke Gilson: „Nur wenige kurze Augenblicke, die sicher sind.“, S. 278 [zit. Anm. 4].

Repressalien gegen Staatskritiker, die Niederschlagung des Aufstands vom 17. Juni 1953 noch den Prager Frühling 1968 irritieren lässt, sind für die Tochter nicht nachvollziehbar. Diese empört sich vielmehr über Hellas „politische Ignoranz“ (PB 201). Monika Maron trägt einen moralisch-politischen Konflikt mit ihrer Mutter aus, sie hat aber auch einen sehr privaten Konflikt mit ihr, weil sie dafür verantwortlich ist, dass Monika Maron ihre Kindheit und Jugend in der DDR verbringen musste. Monika Marons entschiedene Abneigung gegen die DDR ist in all ihren Texten und Interviews ablesbar. Die erinnerungspolitisch problematische Tendenz, die Verhältnisse in der DDR mit denen während der Nazi Herrschaft gleichzusetzen, ist dabei unübersehbar. So auch in *Pawels Briefe*, wie z.B. im folgenden Zitat deutlich wird, in dem die Erzählerin auf Hellas Versuche, die Zustände während des Nationalsozialismus zu erklären, reagiert:

Ich hätte Hella sagen können, daß ich sie genau verstehe, weil es uns ganz ähnlich ergangen ist, als sie und ihre Genossen die Macht hatten, als unsere Parteien nur deshalb nicht verboten wurden, weil wir sie gar nicht erst hatten gründen dürfen, als man unsere Bücher nicht verbrennen mußte, weil sie nicht gedruckt worden waren; und daß ich auch das Gefühl von Vergeblichkeit kenne, wenn ich einem, der das nicht erlebt hat, zu erzählen versuche, warum wir trotzdem nicht ewig gebeugt und beladen durch unseren empörenden Alltag geschlurft sind. (PB 80)

„Eltern“, so heißt es in *Pawels Briefe*, „sind Schicksal; sie sind unser genetisches Schicksal und, solange wir Kinder sind, auch unser biographisches.“ (PB 83) Die Frage nach den Grenzen der Selbstentfaltungsmöglichkeiten durch genetische Veranlagungen ist ein wiederkehrendes Motiv in Monika Marons Texten, in *Pawels Briefe* spielt darüber hinaus die Frage nach dem „biographischen Schicksal“ eine zentrale Rolle. Dass Monika Marons Biographie nicht nur vom Aufwachsen in der DDR, sondern auch von der ständigen Konfrontation mit überzeugten Systembefürwortern geprägt war, nimmt sie ihrer Mutter Hella lange übel: „Hellas neuer Mann war [...] mein biographisches Schicksal. Es gab Jahre, in denen ich ihr das Recht bestritt, mir dieses Schicksal zugemutet zu haben.“ (PB 83) Ähnlich wie im Roman *Stille Zeile sechs* wird in *Pawels Briefe* die lähmende und einengende Wirkung des Stiefvaters beschrieben, die erst mit seinem Tod beendet war:

Ich weiß bis heute nicht, warum mir, solange Hellas Mann lebte, alles unmöglich erschien, was ich, als er gestorben war, nach und nach einfach tat, wie ein umgeleiteter Fluß, der sein natürliches Bett wiederfindet, nachdem das künstliche Hindernis aus dem Weg geräumt wurde. (PB 194f.)

Den Tod von Karl Maron erlebte die Erzählerin entsprechend als „Befreiung“ (PB 193) und die Jahre danach wie „einen Rausch“: „[a]lles schien möglich“ (PB 194). Um den Konflikt mit der Mutter zu beenden, wählt die Erzählerin verschiedene Strategien – zwei werden im Folgenden näher analysiert.

Eine Strategie ist es, die politischen Stationen im Lebensweg ihrer Mutter als kontingente ‚Wendepunkte‘ zu interpretieren – dies geschieht in Anlehnung an einen Gedanken von Niklas Luhmann, in dem er den Zusammenhang zwischen Biographie und kontingenten Ereignissen, die dem Lebenslauf eine Richtung geben, konstatiert. So bezeichnet sie den Tag im Mai 1945, an dem Hella mit einer Freundin ins Neue Stadthaus in Berlin ging und dort – zufällig – einen Job als Sekretärin bekam, als „folgenreichste[n] Wendepunkt in Hellas Leben“ (PB 154) – was die Mutter allerdings abstreitet:

Sie sei eben immer Kommunistin gewesen mit bestimmten Überzeugungen, die sie auch unter anderen Umständen bewahrt hätte. So sieht es Hella; ich sehe es anders, und ab jetzt bestreite ich ihr die alleinige Interpretationshoheit für ihr Leben, denn ich war Zeugin und bis zur Volljährigkeit unentrinnbar gebunden an Hellas Entscheidungen. (PB 154)

Die Tatsache, dass die Tochter „unentrinnbar“ an die Entscheidungen der Mutter gebunden war und ihr Leben davon maßgeblich mitbestimmt wurde, ist für sie eine Legitimation, der Mutter die „alleinige Interpretationshoheit für ihr Leben“ streitig zu machen – also eine konkurrierende Position in der Deutung und Konstruktion der mütterlichen Biographie einzunehmen. An dieser Stelle treten die durch die jeweiligen generationellen Prägungen bestimmten unterschiedlichen Perspektiven auf die Geschichte deutlich hervor – und zwar in Gestalt einer sich von der Mutter emanzipierenden Tochter, die ein Deutungsrecht nicht nur über die historischen Abläufe, sondern auch über die Lebensgeschichte der Mutter für sich beansprucht. Gerade die Zeitzeugenschaft der Tochter – auch sie war „Zeugin“ dieser Vergangenheit – fungiert für die Erzählerin als Rechtfertigung, die Sichtweise der Mutter zu relativieren und ihre eigene Sicht daneben zu stellen.

Die Beziehung zu Karl Maron macht die Erzählerin wiederholt verantwortlich für die unerschütterliche Loyalität ihrer Mutter zur SED:

Meinen Verdacht, der eher eine nachgetragene Hoffnung ist, Hella hätte ihrer Partei irgendwann zwischen den vielen Jahrestagen die Treue aufgekündigt, wäre sie nicht auch durch die Liebe an sie gebunden gewesen, weist sie natürlich zurück. Ihre politischen Ansichten wären so oder so die gleichen gewesen. (PB 157)

Schon an anderer Stelle hatte sie spekuliert, ob, wenn ihre Mutter sich in den Nachkriegsjahren in einen Sozialdemokraten verliebt und ihn womöglich später geheiratet hätte, sie dann „nicht von Neukölln in den Osten gezogen [wären], und alles, alles wäre anders gewesen.“ (PB 73)

Es ist auffällig, dass die Erzählerin die politische Überzeugung ihrer Mutter als Resultat ihrer Beziehungen zu Männern und die Richtung ihrer politischen Meinungen als von diesen abhängig interpretiert. Darin liegt eine geschlechtsspezifische Deutung von Politisierung, die Frauen rein emotional gesteuertes und von Männern bestimmtes Verhalten zuschreibt. Dieses Deutungsmuster zieht die Erzählerin auch im Falle einer Bekannten ihrer Mutter heran, die in den dreißiger Jahren mit „SA-Horden“ durch die Berliner Straßen gezogen war, sich zehn Jahre später aber von den Nazis abgewandt hatte:

Ein sehr junges Mädchen, wer weiß, aus welchen Verhältnissen, vielleicht war sie in einen der Jungen verliebt, vielleicht waren es die Jungen aus ihrer Straße, mit denen sie aufgewachsen ist und die später zur SA gegangen sind. Und dann hat ihr Liebster sie vielleicht verlassen, oder es ist etwas geschehen, das ihr Mitgefühl und ihren Widersinn geweckt hat undsoweiter undsoweiter undsoweiter. (PB 124f.)

Auch wenn hier nicht klar zu entscheiden ist, ob diese Version der Geschichte den Erzählungen der Mutter zugeschrieben wird, stammt das Erklärungsmuster, das das Movens für das politische Engagement der Frau in einer Beziehung bzw. das Ende des Engagements im Abbruch einer Beziehung zu einem Mann sucht, von der Erzählerin selbst, die es wiederholt anwendet. In Bezug auf die kommunistische Überzeugung der Mutter erreicht die Tochter mit diesem Deutungsmuster, dass der politische Standpunkt Hellas verharmlost wird – er erscheint als nicht eigens zur Mutter gehörig, sondern von außen an sie herangetragen. Damit wird das Engagement Hellas letztlich nicht ernst genommen und die Erzählerin vermeidet eine intensive inhaltliche Auseinandersetzung. So überrascht es auch nicht, wenn die Mutter selbst einen solchen Erklärungsansatz ablehnt. Sie wehrt sich gegen die These, dass ohne die Begegnung mit Karl Maron ihr weiterer Lebensweg und damit der von Monika ganz entscheidend anders verlaufen wäre: „Hella bestreitet diesen Fortgang ihrer Biografie ganz energisch [...]. Viel zu fest hätte sie auf der anderen Seite gestanden, und wenn sie sich wirklich in einen von der SAJ verliebt hätte, dann hätte der eben Kommunist werden müssen, aber umgekehrt? Niemals.“ (PB 73)

So muss Maron dann doch feststellen, dass es „den verpaßten Ausweg aus Hellas und damit [ihrer] Biographie, nach dem ich mit Hilfe aller denkbaren Vielleichts immer wieder fahnde,“ nicht gibt: „Vor alle Auswege hatte Hella den Riegel ihrer Treue zur Partei und ihrer unerschütterlichen Überzeugung geschoben, wobei ihre Überzeugung weniger erkennbar war als deren Unerschütterlichkeit.“ (PB 178f.) Dieser Satz ist wiederum ein Beispiel für die Weigerung der Tochter, sich mit den Inhalten des politischen Standpunktes der Mutter auseinanderzusetzen. Darüber hinaus reflektiert die Erzählerin an dieser Stelle ihre Versuche, einen „Ausweg aus Hellas und damit [ihrer] Biographie“ zu finden, d.h. ihre Versuche, durch verschiedene Deutungsmuster die Vergangenheit jeweils unterschiedlich zu erzählen bzw. wenigstens fiktive Alternativen zu schaffen, die die gegenwärtige Konstellation entlasten könnten. Weil es der Erzählerin aber nicht gelingt, die Geschichte umzuschreiben – die Mutter als Gegenüber widerspricht ihren Deutungen – geht sie eine Generation zurück, zur Generation ihrer Großeltern.

In der Identifikation mit ihrem Großvater Pawel – und der Spurensuche nach seiner Lebensgeschichte und der der Großmutter – liegt die zweite Strategie der Tochter, um den Konflikt mit der Mutter zu entschärfen. Pawel, 1879 als Schloma Iglarz in Polen geboren, konvertierte wie seine Frau Josefa, die als Katholikin erzogen wurde, zum Baptistentum. 1905 wanderten sie gemeinsam nach Deutschland aus, wo sie vier Kinder bekamen, darunter Marons Mutter Hella. 1938 wurden die Großeltern als polnische Juden aus Deutschland ausgewiesen, der Großvater kam 1942 ins Ghetto Belchatow und starb unter unbekanntem Umständen;²⁶⁴ Josefa starb kurz zuvor in Kurow, vermutlich an unbehandeltem Magenkrebs.

Schon in der Kindheit diente der unbekanntes Großvater als Projektionsfläche. Mit ihm als Identifikationsfigur hatte die Erzählerin einen Verbündeten gegen ihr sozialistisches Elternhaus und ihr Umfeld, wobei es gerade sein Anderssein war, das ihn für diese Rolle prädestinierte:

An meinem Großvater interessierte mich vor allem, was ihn von anderen Menschen, die ich kannte, unterschied; nur indem er sich von den anderen unterschied, konnte er mir gegen sie beistehen. Wir, mein Großvater und ich, weil ich nach ihm und nur nach ihm kam, waren eben ein bißchen anders, ein bißchen unpraktisch, dafür verträumt und zu spontanen Einfällen neigend, nervös, ein bißchen verrückt. (PB 63)

264 Zumindest bleiben die Umstände in *Pawels Briefe* im Unklaren. In Monika Marons Roman *Flugasche* spielt der Großvater Pawel der Protagonistin Josefa Nadler auch eine Rolle – der Roman beginnt mit der Schilderung seines Todes. Inwieweit diese Schilderung imaginiert ist oder ob sie auf den Tatsachen beruht, ist unklar.

Schon in Monika Marons erstem Roman *Flugasche* taucht die Figur des Großvaters Pawel auf, obwohl der Roman sehr viel weniger autobiographische Züge trägt als *Pawels Briefe*. Auch dort wird er zum Garanten eines alternativen Lebensmodells neben dem bestehenden, das von den Zwängen und Begrenzungen der sozialistischen Erziehungsdiktatur geprägt ist. Durch ihn eröffnen sich für die Ich-Erzählerin „eine Fülle charakterlicher Möglichkeiten, mit denen sich eine eigene Zukunft denken ließ“²⁶⁵. Auch die jüdische Herkunft Pawels wird in *Flugasche* von der (kindlichen) Erzählerin für sich in Anspruch genommen. In Anlehnung an die nationalsozialistische Rassenlogik fühlt sie sich als „genetische Alleinerbin des Großvaters“, „verdoppelte [...] den Anteil jüdischen Blutes in [ihr] und behauptete, eine Halbjüdin zu sein“²⁶⁶, um zusammen mit dem Verweis auf die polnische Abstammung dem Preußischen Pflichtethos des Vaters etwas entgegensetzen zu können:

Heute scheint mir, meine Abneigung gegen das Preußische gehörte zur Furcht vor dem Erwachsenwerden, das mich den geltenden Normen endgültig unterworfen hätte. Die Berufung auf meine Abstammung war die einfachste Möglichkeit, mich den drohenden Zwängen zu entziehen.²⁶⁷

Es ist die Furcht vor den gesellschaftlichen Normen, die immer auch die Unterwerfung unter die Beschränkungen des Realsozialismus bedeuten, die die Erzählerin sowohl in *Flugasche* als auch in *Pawels Briefe* zur Identifikation mit dem Großvater veranlasst. In *Flugasche* wird auch der Konstruktionscharakter dieses bewusst gewählten genealogischen Bezugs deutlich benannt, die Erzählerin spricht von ihrem „Entschluß, die Verrücktheit des Großvaters geerbt zu haben“ und der Beobachtung, dass sie schon bald danach „die Symptome“ dieser Verrücktheit an ihr selbst erkennen konnte, die sie „aus den Erzählungen [ihrer] Mutter und [ihrer] Tante Ida kannte.“²⁶⁸ Auch wenn diese Äußerungen auf die kindliche Perspektive verweisen, stecken darin doch Referenzen auf das genealogische Projekt der Erzählerin in *Pawels Briefe*. Auch dort ist sich die Erzählerin bewusst, dass ihre Charakterisierung des Großvaters eher ihren eigenen Wünschen entspricht als einem sicheren Wissen über dessen Wesen. Als sie ihre Mutter Hella fragt, ob der Großvater wohl mit dem sozialistischen System einverstanden

265 Monika Maron: *Flugasche*. Frankf./M. 1981, S. 8.

266 Ebd., S. 10.

267 Ebd., S. 11.

268 Ebd., S. 9.

gewesen wäre und diese sich in ihrer Antwort nicht festlegen will, ist die Erzählerin erleichtert, da ihre Mutter den Großvater damit „ganz [ihr] und [ihren] Mutmaßungen über ihn“ (PB 182) überlasse. Während der Großvater für das Kind die Funktion eines Verbündeten gegen die Welt der Eltern eingenommen hatte, dient er der erwachsenen Monika Maron als Vorbild für den vollzogenen Bruch mit der Herkunft und für einen Lebensentwurf, der in Opposition zum gelebten Sozialismus der DDR steht.

Pawel hatte schon in seiner Jugend mit seiner Herkunftsfamilie gebrochen – ob der Bruch mit der Familie Ursache oder Folge für seine Konversion zum Baptistentum war, bleibt unbekannt (vgl. PB 99). Entscheidend aber ist, dass er aufgrund dieses Bruchs zum Vorbild für die Erzählerin wird, die nach eigener Aussage „fast vierzig“ war, als sie „es aufgegeben“ hat, „die Vermeidung des endgültigen Bruchs zum heimlichen Kriterium [ihrer] Entscheidungen zu machen“ (PB 31) und sich vom Realsozialismus abgewandt hat. Mit dem Bruch mit der ideellen Herkunft und dem Wertesystem, in dem sie aufgewachsen ist, tritt die Erzählerin nicht nur in Pawels Fußstapfen, sondern stellt sich in eine fortgesetzte Familientradition:

In unserer Familie ist niemand dem Glauben treu geblieben, in dem er erzogen wurde. Pawel ist nicht Jude geblieben, Josefa nicht Katholikin, Hella, Marta und Paul haben sich nicht von den Baptisten taufen lassen, und ich habe mit der Zeit aufgehört, an den Kommunismus zu glauben. (PB 192)

Für die Konversion vom Judentum zu den Baptisten nahm Pawel den Bruch mit seiner Herkunftsfamilie in Kauf, eine Handlung, für die die Erzählerin große Empathie und Anerkennung zeigt:

Einen Glauben oder eine Weltanschauung abzulegen, in denen man erzogen wurde, verlangt mehr als ein gewisses Maß an Mut und Charakterstärke; es erfordert eine andauernde intellektuelle und emotionale Anstrengung, denn den Relikten seiner Erziehung begegnet der Mensch, der sich einer solchen Umwandlung unterzieht, noch nach Jahren und Jahrzehnten. [...] Wenn diese Metamorphose zudem den vorhersehbaren Bruch mit allem, was das bisherige Leben ausgemacht hat, bedeutet, mit Eltern, Geschwistern, Freunden und Verwandten, mit der geographischen und kulturellen Heimat und wenn sich ein gerade erwachsener Mensch trotzdem dazu entschließt, muß ihm die Welt, mit der er bricht – und ich sage das aus Erfahrung –, etwas angetan haben. (PB 30f.)

Hier wird deutlich, was die Abwendung vom Kommunismus für die Erzählerin bedeutet haben muss und welcher emotionale und geistige Kraftakt damit verbunden war. Ähnlich wie in Christa Wolfs *Kindheitsmuster* versucht auch die Erzählerin in *Pawels Briefe*, in ihrer Kindheit verinnerlichte Denkmuster, die ihre Wurzeln im ideologischen Herrschaftsdiskurs hatten, aufzubrechen: „Die Gewißheit, daß Genossen bessere und

klügere Menschen sind als andere, war Teil meines kindlichen Denkens, das mir später, als ich es längst besser wußte, zuweilen die Reflexe verwirrte und aus den Denkwegen geräumt werden mußte wie lästiges Gestrüpp.“ (PB 165) Auch in *Pawels Briefe* ist der Reflexionsprozess der Erzählerin und die Skepsis gegenüber ihren Kindheitserinnerungen auf diese Weise der Frage „Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind?“ verpflichtet.

Für den Kraftakt der Abwendung von der DDR dient Pawel nicht nur strukturell – indem er das Vorbild für den Bruch ist – als Projektionsfläche für Monika Maron, sondern auch inhaltlich, indem sie ihn zum Verbündeten in ihrer antikommunistischen Haltung macht. Daran hindert sie auch das Wissen darum, dass Pawel selbst Kommunist war, nicht. Sie kann sich ihren Großvater nicht „als einen der Parteidisziplin und Mehrheitsbeschlüssen unterworfenen Genossen [...] vorstellen“ (PB 63) und mutmaßt über seine Einstellung zu den Verhältnissen in Ostberlin nach Kriegsende: „Ich glaube nicht, daß Pawel mit uns in den Osten gezogen wäre; ich glaube, er wäre in Neukölln geblieben bei seinem Sohn Paul und Erika und Sylvia.“ (PB 182)

Im Zuge der Identifikation der Enkelin mit ihrem Großvater tritt Pawel nicht, wie zu vermuten wäre, in Opposition zu anderen Vaterfiguren, sondern er konkurriert vielmehr mit Hella. Indem sich die Erzählerin in der Figur Pawels kritischen Beistand in der Auseinandersetzung mit der Mutter imaginiert, wird es möglich, die Utopie eines alternativen Lebens aufrecht zu erhalten:

Alles, was ich inzwischen über ihn weiß, läßt mich vermuten, daß Hellas fragloses Bekenntnis zu ihrer Partei und zu der neuen Macht in Pawel wenigstens Zwiespalt geweckt hätte. Und selbst wenn in Hellas und meinem Leben alles so geschehen wäre, wie es nun einmal war, hätte es daneben immer auch ein anderes Leben gegeben und eine andere Sprache [...]. (PB 181)

Zwar steckt im letzten Satz dieses Zitats ein Konjunktiv – der Großvater hatte den Krieg eben nicht überlebt und war kein Begleiter in Monika Marons Kindheit –, Pawel büßt deshalb dennoch nichts von seiner Rolle als Garant eines Lebensentwurfs außerhalb der sozialistischen Zwänge ein.

Den imaginären Charakter ihres Großvaterbildes reflektiert Monika Maron zwar durchaus kritisch („Oder will ich nicht? Will ich mir nicht vorstellen, wie er in einer kommunistischen Parteiversammlung redete, [...] weil es ihm das Geheimnis, mit dem ich ihn seit meiner Kindheit umgeben habe, rauben könnte?“ (PB 61)), doch ändert dies nichts an seiner besonderen Rolle. Sie ist tief beeindruckt von einem Brief, den er

seinen Kindern aus dem Ghetto schrieb, in dem er sie mahnte, seiner Enkelin niemals zu zeigen, „daß es Haß, Neid und Rache giebt [sic].“ (PB 112) Damit nimmt Pawel auch moralisch eine herausragende Position ein und steht in der Wahrnehmung Marons als Instanz für Toleranz und Zugewandtheit, für Gerechtigkeit und das Humane schlechthin. Diese Rolle nimmt er auch in der folgenden Passage ein, in der die Erzählerin der Mutter vorwirft, dass deren Identifikation mit dem Kommunismus dem moralischen Erbe der Großeltern widerspreche:

Hella, Marta, Lucie und ihre Genossen haben in mir eine Frage hinterlassen, auf die ich bis jetzt keine Antwort gefunden habe.

Nichts in ihrem Leben vor diesem Mai 1945 – weder ihre Herkunft noch ihre Erziehung, weder ihr Sinn für Gerechtigkeit noch ihre Freiheitsliebe – kann mir erklären, warum sie für die nächsten Jahrzehnte zu denen gehörten, die ihre politischen Gegner in Gefängnisse sperrten, Christen drangsalierten, Bücher verboten, die ein ganzes Volk einmauerten und durch einen kolossalen Geheimdienst bespitzeln ließen. Was hatten Pawels Töchter Hella und Marta unter solchen Leuten zu suchen? (PB 154)

Durch den hier aufgerufenen familialen Abstammungsdiskurs wird die antikommunistische Haltung der Tochter legitimiert. Die moralische Orientierung an den Ahnen ist deshalb so überzeugend, weil diese aufgrund ihrer Lebensgeschichte gleichsam unangreifbar sind und sie gleichzeitig schon immer als Projektionsfläche dienten. Damit entpuppt sich die genealogische Erzählung als Strategie, die eigene politische Position zu stärken und sich gegen die Mutter abzugrenzen. Die imaginative Rekonstruktion der Vergangenheit und der Person des Großvaters hat eine „offensive, primär gegen die Mutter Hella (die in den Augen der Erzählerin metonymisch die DDR repräsentiert) gerichtete“²⁶⁹ Zielsetzung.

Pawels Briefe beginnt mit Überlegungen dazu, was die Autorin zum Schreiben des Textes motiviert haben könnte, Überlegungen zur Frage „warum jetzt, warum erst jetzt, warum jetzt noch“ (PB 7) – warum sie sich erst jetzt mit ihrer Familiengeschichte, insbesondere der Geschichte der Großeltern, beschäftigt. Auffallend ist, dass sie in diesem Zusammenhang sehr bald den Wunsch, „Nachkomme[] anderer Eltern zu sein“ in ihrer Kindheit, thematisiert – anders zu sein, „als meine Abstammung mir zugestand.“ (PB 9) Der Wunsch, andere Eltern zu haben ist vor allem vor dem Hintergrund einer Kindheit in einem Elternhaus, in dem die Grenzen zwischen offizieller Ideologie und privatem Leben weitgehend aufgehoben waren und der Vater zudem die

269 Julian Reidy: ‚(More) problems with postmemory‘: Pervertierte Erinnerung in Monika Marons ‚Pawels Briefe‘ (1999). In: *German Life and Letters* 65 (2012), H. 4, S. 503-517, hier S. 508.

Einhaltung preußischer Tugenden anmahnte, durchaus plausibel. Irritierend an dieser Formulierung aber ist die Koppelung dieser für die Pubertät durchaus nachvollziehbaren und vielleicht typischen Sehnsucht mit dem Motivkomplex der ‚Abstammung‘. Darin klingt ein Genealogiediskurs an, wie er auch in *Flugasche* aufgerufen wird, wenn die Erzählerin sich als „genetische Alleinerbin“ des Großvaters fühlt. In *Pawels Briefe* schreibt Maron, dass ihre Großmutter, die sie von einem Foto kannte, als Elternersatz nicht in Frage kam, da sie ihrer Mutter optisch zu ähnlich war – eine Denkfigur, die die Kongruenz von äußeren, physischen Merkmalen mit Charakterzügen voraussetzt und noch einmal deutlich macht, warum in vielen Texten von ‚Täterkindern‘ die Feststellung von äußeren Ähnlichkeiten mit den Eltern solchen Schrecken auslöst.

Marons Erzählerin schildert, dass sie sich statt der Großmutter ihren Großvater Pawel ausgesucht habe, „als einzigen Ahnen, von dem ich abzustammen bereit war“ (PB 9). Dass die autobiographische Erzählerin in der Konstruktion ihrer Herkunft ihre Eltern überspringen will und den Großvater als einzigen direkten Wunschahnen wählt, begründet sie folgendermaßen:

Aber daß mein Großvater als Jude umgekommen war, daß er dem Leben etwas schuldig bleiben mußte, weil man ihn daran gehindert hatte, es zu Ende zu leben, und daß darum ich ihm etwas schuldete, mag für meine Wahl, wenn auch nicht so bewußt, den Ausschlag gegeben haben. Vielleicht war es auch nur mein erster Versuch, dem eigenen Leben einen Sinn und ein Geheimnis zu erfinden. (PB 9)

Vor allem der letzte – und etwas wage bleibende – Satz dieses Zitats macht deutlich, dass Monika Maron sich über die Gründe ihrer Wahl selbst nicht im Klaren zu sein scheint, die Begründung bleibt merkwürdig diffus. Doch verrät der Text vielleicht mehr, als der Autobiographin an dieser Stelle selbst bewusst ist. Der jüdische Großvater, so spekuliert sie, löst in der Enkelin, etwas wie eine ‚Überlebensschuld‘ aus, zumindest das Gefühl einer moralischen Verpflichtung, die transgenerationell wirksam ist. Und dass die Suche nach Spuren des Lebens der Großeltern – und damit die Rekonstruktion der Familiengeschichte, wie sie sich in *Pawels Briefe* als Erinnerungsprojekt niederschlägt – tatsächlich einem ‚heimlichen‘ Auftrag verpflichtet ist, den der Großvater der Enkelin vererbt hat, verrät einer der Briefe, den Pawel 1942 kurz vor seinem Tod an seine Kinder geschrieben hat. Diesem legt er den letzten Brief seiner todkranken Frau Josefa bei und bittet seine Kinder, sie mögen den Brief ihrer Mutter ins Deutsche übersetzen lassen und Übersetzung und Original zusammen gut aufbewahren: „,[...] Schließt ihn in irgendein Fach ein, daß er nicht verloren geht, und wenn

Monika groß ist zeigt ihr den Brief und erzählt ihr, wie tief unglücklich ihre Großeltern gerade in den alten Tagen geworden sind, vielleicht weint sie dann auch eine Träne.’“ (PB 113) Die Hoffnung des Großvaters, seine Enkelin möge „eine Träne“ weinen, zeugt von seinem Glauben an die Kraft der Erinnerung, die ihm Trost zu geben scheint. Durch die Bitte an seine Kinder will er sich versichern, dass sein Leben und das Leben seiner Frau nicht vergessen werden – die Erinnerung an ihn soll so über mehrere Generationen hinweg gewährleistet sein. Sein Wunsch kann aber auch als Auftrag an die Enkelin verstanden werden, das zu fühlen, was die Großeltern gefühlt haben – ihr tiefes Unglück nachzuempfinden und sich mit ihnen zu identifizieren.

Obwohl Hella vergisst, dass der Brief existiert und Monika ihn erst 1994 liest, wird der darin verborgene Auftrag unbewusst an die Enkelin weitergegeben. Insofern ist es nicht überraschend, dass die Erklärungen Monika Marons für ihre Identifikation mit dem Großvater so diffus bleiben bzw. sich widersprechen: In *Pawels Briefe* wird die Erfüllung des großväterlichen Vermächtnisses als unbewusster, transgenerationell wirksamer Auftrag, den die Erzählerin erfüllt, inszeniert, und weniger als bewusste Wahl.

Vor diesem Hintergrund wird auch der von Maron aufgerufene Abstammungsdiskurs plausibel: Auch Pawel wünschte sich andere Eltern: „Wenn mir die Eltern zur Wahl gestellt worden wären“, schreibt er in einem Brief an seine Kinder, „ich hätte mir womöglich auch andere Eltern gewählt“ (PB 98) – und bei ihm liegen die Gründe dezidiert in seiner jüdischen Abstammung, für die er sich bei seinen Kindern gar entschuldigt, weil sie die Ursache für das Leiden der Mutter sei (PB 98 und 138). Der Wunsch, seine Herkunft zu verleugnen und sich von seinen Eltern loszusagen, ist für Pawel Iglarz trotz aller Bemühungen nicht in Erfüllung gegangen, was in erster Linie der antisemitischen und verbrecherischen Rassenlogik der Nationalsozialisten geschuldet ist: Er wurde trotz seiner Konversion als Jude ermordet. Wenn Monika Maron diesen Genealogiediskurs aufruft, bricht sich die unbewusst wirkende Identifikation mit dem Großvater wiederum Bahn.

Doch die Identifikation mit dem Großvater erfüllt für die Enkelin nicht nur die Funktion der Abgrenzung von der Mutter, sie verhindert letztlich auch den Bruch im persönlichen Verhältnis. Anders als der Großvater bricht die Enkelin zwar mit dem Wertesystem ihrer Herkunft, aber nicht mit ihrer Mutter. Durch die Identifikation mit

dem Großvater begeht sie gerade keinen ‚Muttermord‘ an Hella²⁷⁰. Sie erfüllt damit vielmehr eine weitere Bitte des Großvaters, der seinen Nachkommen neben dem Auftrag zur Identifikation noch eine andere Botschaft mitgegeben hatte: „[...] haltet zusammen“, schrieb er in einem seiner Briefe, „haltet fest zusammen, nützt jede Gelegenheit des Zusammenseins aus, vertragt euch in jeder Weise gut.“ (PB 149) Monika Maron interpretiert diese Bitte Pawels an seine Kinder als „Zeugnis für das Leid, das der Bruch mit seiner jüdischen Familie in Pawel hinterlassen haben muß, gegen das er die eigene Familie gegründet und eingeschworen hat: haltet zusammen.“ (PB 149) In ihrer Sicht ist die Familiengründung eine Maßnahme gegen den Schmerz des Bruches mit seiner Herkunftsfamilie. Damit wird verständlich, warum der Familienzusammenhalt eine so große Bedeutung für sie selbst hat: Auch hier ist eine transgenerationale Übertragung im Unbewussten am Werk – der Auftrag wirkt über die Kinder zur Enkelgeneration weiter. Dieser Auftrag wird angesichts des durch den Holocaust verursachten Bruchs im Familienzusammenhang aber noch potenziert: Der Familienzusammenhalt erhält gegen das durch den – diesmal von außen aufgezwungenen – Bruch und das damit verursachte Leid (der Tod der Großeltern) eine große symbolische Bedeutung. Gegen diesen Bruch arbeitet die Erzählerin an und stellt schreibend die unterbrochene generationelle Kontinuität wieder her. Diese Kontinuität wurde nicht nur aufgrund der Ermordung der Großeltern durch die Nationalsozialisten unterbrochen, sondern darüber hinaus auch durch die nach 1945 verdrängte Erinnerung Hellas an ihre Eltern. Dass Hella den Brief Pawels, den er seiner Enkelin ‚vermachte‘, so lange vergessen hatte, kann Monika Maron nicht nachvollziehen: „Vor diesem Vergessen stehe ich ratlos, so ratlos wie Hella selbst.“ (PB 113). Sie erklärt sich diese Verdrängung mit der speziellen Atmosphäre des Neuanfangs in der Nachkriegszeit: „Das Jahr 1945 sei für sie wie eine Wiedergeburt gewesen, hat Hella gesagt. Eine Wiedergeburt ohne Eltern, ein Neuanfang ohne die Vergangenheit? Mußten nicht nur die Täter, sondern auch die Opfer ihre Trauer verdrängen, um weiterzuleben?“ (PB 113) Das Engagement Hellas für den neuen Staat mitsamt dessen Zukunftsgerichtetheit interpretiert Maron nicht nur als Abwendung von der Vergangenheit, sondern auch als Bruch mit der eigenen Familiengeschichte. Damit vollzieht die Mutter im Privaten, was im öf-

270 Ebd., S. 515.

fentlichen Vergangenheitsdiskurs der DDR bis in die 1980er Jahre üblich war: die Verdrängung des Holocaust aus der Erinnerung an den Nationalsozialismus.²⁷¹ Dieser Konnex zwischen der privaten Verdrängung und dem Leben in der DDR wird besonders an einer Textstelle deutlich, in der Maron ihre Einbürgerung in die BRD und die Heirat ihrer Mutter mit Karl Maron als Ende der „Geschichte von Pawel, Josefa und ihren Kindern“ deutet. (PB 190). Sie waren „aus Polen zu Deutschen geworden“ (PB 190) und der Familienname änderte sich von Iglarz zu Maron – damit zeigt sich im Äußeren, was im Inneren geschehen war: der Bruch mit der Herkunft. Indem die Erzählerin aber schreibend – durch das Aufschreiben der Lebensgeschichte der Großeltern und der Mutter – die unterbrochene Kontinuität wiederherstellt, arbeitet sie gegen die Verdrängung an.

Monika Marons Erzählung der Geschichte ihrer Großeltern kann exemplarisch für das Schicksal polnischer Juden gelesen werden. Damit holt Maron die in der DDR lange ausgegrenzte Erinnerung an den Holocaust wieder in das Familiengedächtnis – und in den öffentlichen Erinnerungsdiskurs – hinein. Die von den Opfern verdrängte Trauer wird so über den Erinnerungsprozess in *Pawels Briefe* nachgeholt – und es ist wiederum genau die Hoffnung auf diese Trauer, die Pawel auf die Enkelin projiziert hatte.

Ich mußte aufgehört haben, meine Eltern zu bekämpfen, um mich über das Maß der eigenen Legitimation hinaus für meine Großeltern und ihre Geschichte zu interessieren. Ich mußte bereit sein, den Fortgang der Geschichte, die Verbindung zu mir, das Leben meiner Mutter, einfach nur verstehen zu wollen, als wäre es mein eigenes Leben gewesen. (PB 13)

Die Erzählerin beschreibt an dieser Stelle ein Programm der verstehenden Einfühlung, sie will das Leben ihrer Mutter „einfach nur verstehen“ und sich nicht mehr in Opposition dazu abarbeiten, die Mutter fungiert dabei als Bindeglied zwischen der Generation der Großeltern und der Enkelin, sie symbolisiert „den Fortgang der Geschichte“. Trotz der vorhandenen generationellen Konflikte wird klar, dass die Erinnerungen der Mutter unverzichtbar für die Rekonstruktion der Geschichte des Großvaters sind.²⁷²

271 Vgl. dazu z.B. Olaf Groehler: *Erblasten. Der Umgang mit dem Holocaust in der DDR*; oder auch Dan Diner: *Antifaschistische Weltanschauung*.

272 Katharina Gerstenberger: *Difficult Stories: Generation, Genealogy, Gender in Zafer Şenocak's 'Gefährliche Verwandtschaft' and Monika Maron's 'Pawels Briefe'*. In: *Recasting German Identity. Culture, Politics, and Literature in the Berlin Republic*. Hg. v. Stuart Taberner und Frank Finlay. Rochester 2002, S. 235-249, hier S. 245.

Durch diese Konstruktion reflektiert der Text gleichzeitig über “memory as an unreliable yet indispensable transmitter between four generations of twentieth-century Germans living under four different political systems.”²⁷³ Indem die Mutter als notwendige Brücke zwischen der Erzählerin selbst und den Großeltern dient, wird die in der Kindheit imaginierte Genealogie, die die Elterngeneration bewusst überspringen wollte und den Großvater als einzigen direkten Ahnen gesetzt hatte, wieder zurückgenommen und die konstruierte Lücke wieder ‚repariert‘. Maron selbst interpretiert die Annäherung an die Eltern als Voraussetzung, um Zugang zum Leben der Großeltern zu finden, doch tatsächlich ist es genau umgekehrt: Erst die Erweiterung des Blicks auf den „Fortgang der Geschichte“ und den größeren generationellen Zusammenhang ermöglicht die Versöhnung mit der Mutter. Über die narrativ hergestellte generationelle Kontinuität wird der Bruch mit der Mutter abgewendet, durch die genealogische Erzählung relativiert sich der Konflikt mit der Elterngeneration. Während Hella und ihre Schwester Marta der Bitte des Großvaters nach Zusammenhalt nicht nachgekommen waren – wegen politischer Streitigkeiten hatten die beiden dreißig Jahre lang keinen Kontakt zu ihrem Bruder Paul, der in den Westen gezogen war (der Streit hielt bis zu dessen Tod an) – erfüllt Monika Maron den großväterlichen Auftrag auch dadurch, dass sie versucht, die politischen Differenzen mit der Mutter nicht zum Auslöser für einen Bruch im Privaten kommen zu lassen.

Die titelgebenden Briefe des Großvaters sind in Monika Marons autobiographischer Erzählung der Auslöser für die Erinnerungsarbeit, deren Ergebnis eine umfassende Generationenerzählung ist. In ihnen werden die Aufträge Pawels an die nachfolgenden Generationen transportiert, gleichzeitig sind sie Zeugnisse des generationellen Zusammenhangs, der durch den Holocaust unterbrochen wurde. Dem genealogischen Kontinuum kommt in Marons Erzählhorizont auch deshalb so viel Bedeutung zu, weil sie auf politisch-gesellschaftlicher Ebene einen Bruch vollzogen hat, durch den zeitweise auch die Verbindung zur Mutter gefährdet war. Während der Lektüre der Briefe Pawels und der Antworten ihrer Mutter wird der Erzählerin klar, dass ihr die „Dialektik familiärer Kontinuität vorenthalten geblieben“ sei (PB 51) und sie ihre Mutter nicht als eigene Mutter und zugleich als Kind ihrer Großmutter wahrgenommen habe, so wie ihr eigener Sohn sie kennt. Der Bruch im generationellen Gefüge wird deutlich.

273 Ebd., S. 242.

Diese Leerstelle füllt Maron durch ihr Schreiben: „Nachträglich schaffe ich mir nun die Bilder, an die ich mich, wären meine Großeltern nicht ums Leben gekommen, erinnern könnte, statt sie zu erfinden.“ (PB 51) Das literarische Narrativ übernimmt damit die Funktion einer stellvertretenden Erinnerung; durch die Fiktion wird die generationelle Kontinuität wiederhergestellt.

Der Bruch mit der eigenen Herkunft hatte bei Pawel große Lücken im Familiengedächtnis hinterlassen:

Es stimmt, daß Pawel mit dem Vergessen angefangen hat. Er hat seinen Kindern nichts erzählen wollen über die orthodoxe Welt, die er verlassen und die ihn totgesagt hatte. [...]
 Darum wissen wir nichts über seine Erziehung, seine Bildung, wir wissen nicht, warum er außer Polnisch und Jiddisch auch Russisch, Deutsch und Hebräisch sprach, ob sein Vater wirklich Analphabet war [...].
 Er hat die Erinnerung an seine Herkunft seinen Kindern nicht hinterlassen wollen. (PB 109f.)

Auch wenn Monika Maron nach dem Vorbild Pawels mit ihrer Herkunft gebrochen hat, zeugt *Pawels Briefe* von ihrem Anliegen, das Wissen um diese Herkunft und die ihrer Mutter an die nachfolgende Generation weiterzugeben. Die Erzählerin will nicht nur die generationelle Kontinuität zwischen ihrer Eltern- und Großelterngeneration wieder ‚herstellen‘, sondern sie holt sogar den Urgroßvater, Juda Leib Sendrowitsch, mit dem Pawel gebrochen hatte, wieder in die Familiengenealogie hinein: über eine Fotografie von ihm. „Maron’s inclusion of the image in her text“, wie J.J. Long ausführt, „reconstructs *post hoc* the succession of generations that Pawel’s conversion had broken.“²⁷⁴ Mit dem Projekt, das lückenhafte Familiengedächtnis zu reparieren und nach Möglichkeiten zu suchen, den „geneological gap“²⁷⁵, die durch die Zäsur des Holocaust entstanden ist, wieder zu füllen, ist Marons Text Teil einer literarischen Strömung der letzten zwanzig Jahre.²⁷⁶ Doch, wie J.J. Long überzeugend darlegt, produziert Maron gleichzeitig einen „gap“, eine Leerstelle, indem sie die väterliche Genealogie bei Pawel enden lässt. Im Text finden sich weder Fotos von ihrem leiblichen Vater Walter noch von ihrem Stiefvater Karl Maron. Stattdessen etabliert sie a

274 J.J. Long: *Monika Maron’s ‘Pawels Briefe’: Photography, Narrative, and the Claims of Postmemory*. In: *German Memory Contests. The Quest for Identity in Literature, Film, and Discourse since 1990*. Hg. v. Anne Fuchs, Mary Cosgrove, and Georg Grote. Rochester 2006, S. 147-165, hier S. 155.

275 J.J. Long: *Monika Maron’s ‘Pawels Briefe’*, S. 155. Von Long übernehme ich hier den Begriff des „geneological gap“ – in der Argumentation zielt sein Aufsatz in eine andere Richtung.-

276 Ebd., S. 147.

„microcosmic matriarchy“²⁷⁷ – auf den Fotos im Text ist sie selbst fast immer ausschließlich zwischen Frauen zu sehen.

By thus erasing Karl and Walter, Maron creates a genealogical gap in the visual record into which she can insert Pawel as the only father she is willing to acknowledge. This is tantamount to a belated symbolic accomplishment of what Pawel acknowledges to be impossible, namely the choosing of one's parentage (PB 98).²⁷⁸

Marons Versuch, die Genealogie wiederherzustellen, zeigt sich in erster Linie als Suche nach einem alternativen Vater. Dieses Ansinnen wird auch dadurch unterstrichen, dass im Text weder ihr biologischer Vater noch ihr Stiefvater besonderen Raum erhalten. Doch ob dieses Projekt der Erzählerin wirklich so erfolgreich ist wie Long behauptet, ist fraglich, denn als Marons erstes Buch erscheint und in einer West-Fernsehsendung vorgestellt wird, bekommt sie Wutanfälle: „[V]or allem schien an mir zu interessieren, was ich mein Leben lang am wenigsten sein wollte: Karl Marons Stieftochter.“ (PB 202) Hier zeigt sich, dass sich auch die Erwachsene Monika Maron trotz aller Bemühungen nicht von ihrer Familiengeschichte – und dem Vater – lossagen kann.

Im Konflikt zwischen Mutter und Tochter wird deutlich, dass Hella selbst auch den Bezug zu ihren Ahnen als Orientierungsmaßstab verinnerlicht hat – wenn auch in Abgrenzung zu deren Handlungen. Nachdem sie nach Erscheinen des Romans *Flugasche* ein Jahr lang nicht mit ihrer Tochter gesprochen hatte, kann sie diesen Bruch nicht mehr länger ertragen:

Später erzählte mir Hella, sie hätte damals, als wir nicht miteinander sprachen, eines Nachts wach gelegen, und plötzlich sei ihr bewußt gewesen, daß sie eigentlich nichts anders tat als Pawels und Josefas Eltern, die den eigenen Kindern das Haus verschlossen, weil sie den falschen Glauben hatten. (PB 203f.)

Hella erkennt, dass sie die Handlungen ihrer Großeltern wiederholt, und ist aufgrund der Situation „unglücklich und [ist] daran sogar krank geworden“ (PB 203).

Die Lösung des Mutter-Tochter-Konflikts liegt indes in der Trennung von Politischem und Privaten: „Seitdem gab Hella es auf, sich für meine politischen Entscheidungen verantwortlich zu fühlen. Ich war ihre Tochter, sonst nichts.“ (PB 204) Trotz dieser Haltung bleibt die Beziehung der Tochter zur Mutter ambivalent: „Ich weiß nicht mehr, wie wir uns wieder versöhnt haben, irgendwie, weil wir eben Mutter und Tochter waren und weil wir uns liebten. Aber ich habe Hella damals auch gehaßt.“ (PB

277 Ebd., S. 155.

278 Ebd.

202) Diese Ambivalenz hält bis in die Erzählgegenwart an. Bei einer Bundestageswahl hatte die PDS, ganz wie Hella gehofft hatte, die Fünf-Prozent-Hürde geschafft:

Am Abend, als mir das Triumphgeschrei von der PDS-Party ins Haus gesendet wurde, breitete sich für Sekunden das alte Gefühl der Ohnmacht in mir aus, und ich dachte grimmig an Hella, die jetzt mit ihren Freundinnen jubelnd vorm Fernsehapparat saß. Meine Großeltern haben ertragen müssen, daß keines ihrer Kinder sich taufen ließ; Hella hat gelernt zu ertragen, daß ich Antikommunistin wurde; und ich muß ertragen, daß Hella Kommunistin bleibt. Morgen werde ich sie anrufen, oder übermorgen, wenn ihre Siegesfreude sich ein bißchen gelegt hat, heute jedenfalls noch nicht. (PB 205)

In dieser Passage, mit der der Text endet, wird noch einmal deutlich, dass die Versöhnungsbereitschaft der Tochter ganz entscheidend durch den Bezug auf den familiären Generationszusammenhang gestiftet wird. Indem sie sich in die familiäre Genealogie einreicht, relativiert sich ihr historischer Standpunkt und sie gewinnt Distanz zum Konflikt mit ihrer Mutter. Dennoch zeigen die Wortwahl (sie muss es „ertragen“) wie der unbestimmte Aufschub des Anrufes bei der Mutter, dass die versöhnliche Haltung der Erzählerin ambivalent bleibt.

Diese Ambivalenz kann erst in der Generation der Enkel, d.h. in der des Sohnes der Erzählerin, überwunden werden. Auf Jonas, den Sohn Monika Marons, wird am Ende des Textes als „unser erster Nicht-Konvertit seit vier Generationen, der gar nicht konvertieren kann, weil er auf keinen Glauben eingeschworen wurde“ (PB 205) verwiesen. Angesichts Hellas PDS-Begeisterung rät er seiner Mutter zu Gelassenheit gegenüber seiner Großmutter Hella („So ist sie eben, nun laß sie doch.“ (PB 205)) und nimmt damit – im klassischen Muster intergenerationeller Familienbeziehungen – im Vergleich mit seiner Mutter eine sehr viel gelassener und uneingeschränkt versöhnliche Haltung gegenüber seiner Großelterngeneration ein. Dass er „auf keinen Glauben eingeschworen wurde“, kann aber auch als Rekurs auf den Topos des ‚Endes der Geschichte‘ verstanden werden, zumindest darauf, dass nach dem Zusammenbruch der DDR die großen Glaubenserzählungen des 20. Jahrhunderts endgültig überholt seien. Bei Monika Maron liegt darin eine optimistische Zukunftsprognose: Die Generation ihres Sohnes, die in einer freieren Gesellschaft aufwächst als frühere Generationen, hat den Bruch mit der vorhergehenden nicht mehr nötig. Sie muss sich nicht den damit verbundenen Kämpfen und Verunsicherungen hinsichtlich der eigenen historischen Positionierung aussetzen.

Maron muss in *Pawels Briefe* keinen ‘literarischen Vätermord’ mehr begehen, da sie diesen schon in *Stille Zeile sechs* exerziert hat. Der Bruch mit den Vätern, der in

Stille Zeile sechs im Vatermord seinen extremen Ausdruck fand, wird in *Pawels Briefe* in der Aussparung der Vätergeneration vielmehr konsequent fortgeführt. Die Ambivalenz von Bruch und Kontinuität ist in Monika Marons autobiographischem Erinnerungstext so in spezifischer Weise mit der Generationenkonstellation verbunden: Während das Verhältnis zur Mutter ambivalent bleibt, richtet sich die große Sehnsucht der Erzählerin auf Kontinuität. Über den Bezug auf den Großvater Pawel wird die familiäre Kontinuität fiktional hergestellt. Pawel fungiert zugleich als Identifikationsfigur für den Bruch als auch als Garant für Kontinuität. Doch die Mutter bleibt als „Störfaktor“ vorhanden, weil sie präsent ist und widerspricht. Ähnlich wie in Christoph Meckels *Suchbild* wird das Schreiben bei Maron damit zu einer Ermächtigungsgeste, bei der die Generationen um die Interpretationshoheit über Geschichte und Biographien ringen.

4. Die neue ‚Väterwelle‘: Paradigmenwechsel in der Erinnerungskultur?

„Dieser Regierungswechsel ist auch ein Generationswechsel im Leben unserer Nation“ – konstatierte der neu gewählte Bundeskanzler Gerhard Schröder in seiner ersten Regierungserklärung im November 1998.²⁷⁹ Er begründete seine Deutung mit dem veränderten Erfahrungshorizont der Mehrzahl der neuen Regierungsmitglieder, die keine eigenen Erinnerungen an die Zeit von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg hatten. In Schröders These klingen die erinnerungspolitischen Debatten an, die seit der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten und verstärkt seit dem ‚Symboljahr‘ 1995, dem 60. Jahrestag des Kriegsendes in Europa, in Deutschland geführt wurden. Die Frage, welche Konsequenzen der durch die verschwindende Zeitgenossenschaft begründete „Übergang[] von der Erfahrung zur Geschichte“²⁸⁰ für die Erinnerung an Holocaust und Zweiten Weltkrieg hat, wurde in dieser Zeit von Historikern wie Feuilletonisten intensiv diskutiert. Dabei war man sich weitgehend einig, dass sich die Erinnerungskultur an einer Epochenschwelle befand. Der Einschnitt war einerseits – strukturell – dadurch gekennzeichnet, dass immer mehr Zeitzeugen starben und das ‚kommunikative‘ Gedächtnis immer stärker durch das ‚kulturelle‘ Gedächtnis abgelöst wurde. Gleichzeitig veränderten sich durch das Ende der DDR aber auch – faktisch – die historisch-politischen Rahmenbedingungen:

Mit dem Ende der DDR wich die Zeit des „Dritten Reiches“, wie Saul Friedländer schon im Moment des Geschehens bemerkte, um eine historische Epochenschwelle zurück. Nicht mehr das Jahr 1945 trennt uns seitdem von einer „jüngsten Vergangenheit“, sondern die Zäsur von 1989/90.²⁸¹

Innerhalb dieses „Gezeitenwechsel[s] der Erinnerung“²⁸² trat, neben der DDR-Vergangenheit, noch eine weitere, spezifisch westdeutsche Vergangenheit in den Fokus des öffentlichen Interesses: die Zeit der Studentenbewegung. Gerhard Schröder interpretierte den Regierungswechsel explizit als Machtgewinn einer Generation, die

279 Gerhard Schröder: *Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder vom 10. November 1998 vor dem Deutschen Bundestag*. In: *Deutscher Bundestag. Stenographischer Bericht. 3. Sitzung*. Plenarprotokoll 14/3, <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/14/14003.pdf> [zuletzt eingesehen am 20.08.2017], hier S. 49.

280 Norbert Frei: *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen*. Erweiterte Taschenbuchausgabe. München 2009, S. 23.

281 Ebd., S. 7f.

ihre politische Sozialisation während der Protestbewegungen der 1960er und 70er Jahre erfahren hat: „Diese Generation steht in der Tradition von Bürgersinn und Zivilcourage. Sie ist aufgewachsen im Aufbegehren gegen autoritäre Strukturen und im Ausprobieren neuer gesellschaftlicher und politischer Modelle.“²⁸³ Mit dem Rückgriff auf das Generationenparadigma macht sich Schröder nicht nur die diesem inhärente Semantik der Erneuerung und des quasi ‚natürlichen‘ gesellschaftlichen Wandels zunutze, sondern integriert darüber hinaus die „68er“ rhetorisch in die Geschichte der Bundesrepublik.²⁸⁴ „Wir haben den kulturellen Aufbruch aus der Zeit der Restauration miterlebt und mitgemacht“, ergänzt Schröder und bezieht sich damit explizit selbst in diese Generationengemeinschaft mit ein.

Die einsetzende Historisierung der Studentenbewegung, wie sie sich in Schröders Regierungserklärung abzeichnet, spielt auch in den drei Familienromanen, die im folgenden Kapitel untersucht werden, eine zentrale Rolle. Die ausgesuchten Texte – Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders* (2003), Stephan Wackwitz’ *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (2003) und Dagmar Leupolds *Nach den Kriegen* (2004) – sind Beispiele aus der Vielzahl der literarischen Neuerscheinungen, die seit Ende der 1990er Jahre im deutschsprachigen Raum erschienen sind und die nationalsozialistische Vergangenheit aus familiengeschichtlicher Perspektive in den Blick nehmen.²⁸⁵ Vor dem Hintergrund der oben skizzierten Umbrüche in der Erinnerungskultur finden die neuen Romane und Erzählungen nicht nur Eingang in ausführliche Feuilletondebatten und sind Gegenstand wissenschaftlicher Analysen, sondern sie dienen auch außerhalb der Literaturwissenschaft als exemplarisches Material für erinnerungspolitische Thesen. So werden sie u.a. als Beispiele des häufig konstatierten „Paradigmen-

282 Edgar Wolfrum: „1968“ in der gegenwärtigen deutschen Geschichtspolitik. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. B 22-23 (2001), S. 28-36, hier S. 36.

283 Gerhard Schröder: *Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder vom 10. November 1998 vor dem Deutschen Bundestag*, S. 4.

284 Vgl. dazu auch Edgar Wolfrum: „1968“ in der gegenwärtigen deutschen Geschichtspolitik, S. 36.

285 So u.a. So z.B. Marcel Beyer: *Spione*. Köln 2000; Günter Grass: *Im Krebsgang*. Göttingen 2002; Ulla Hahn: *Unschärfe Bilder*. München 2003; Reinhard Jirgl: *Die Unvollendeten*. München 2003; Albert Ostermaier: *Vatersprache*. Frankf./M. 2003; Thomas Medicus: *In den Augen meines Großvaters*. München 2004; Martin Pollack: *Der Tote im Bunker*. Wien 2004; Arno Geiger: *Es geht uns gut*. München 2005; Uwe Tellkamp: *Der Turm*. Frankf./M. 2008; Eugen Ruge: *In Zeiten des abnehmenden Lichts*. Reinbek 2011. Gunnar Cynybulk: *Das halbe Haus*. Köln 2014. Per Leo: *Flut und Boden. Roman einer Familie*. Stuttgart 2014.

wechsel[s] in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik“²⁸⁶ herangezogen, in denen statt Anklage eine Versöhnung mit der Tätergeneration propagiert werde.

„Nach Konflikt und Bruch stehen nun wieder Harmonisierung und Kontinuität im Vordergrund“²⁸⁷ – so beschreibt Aleida Assmann die von ihr entschieden vorgenommene Trennung der Gattungen der „Väterliteratur“ (aus den 1970er und 80er Jahren) und der „Familienromane“ (Mitte der 1990er bis ins erste Jahrzehnt des neuen Millenniums):

Während die Väterliteratur im Zeichen des *Bruchs* steht – ihr thematisches Zentrum ist die Konfrontation, die Auseinandersetzung, die Abrechnung mit dem Vater, steht der Familienroman im Zeichen der *Kontinuität* – hier geht es um die Integration des eigenen Ich in einen Familienzusammenhang, der andere Familienmitglieder und Generationen mit einschließt.²⁸⁸

Ob diese Texte, in denen „Geschichte als Familienroman“²⁸⁹ geschrieben wird, sich tatsächlich in einem so beschriebenen klaren Dualismus von ‚Bruch‘ und ‚Kontinuität‘ als Gegensatz zur Väterliteratur verorten lassen, soll im Folgenden analysiert werden. Untersucht werden sollen aber auch die Auswirkungen des zeitlichen Abstands zum Nationalsozialismus und des veränderten Entstehungskontextes auf die Kompositionsmuster der drei ausgewählten Romane und Erzählungen: Alle drei sind vor dem Hintergrund neuerer, konstruktivistisch orientierter Vorstellungen von Geschichtsschreibung entstanden. Darüber hinaus ist allen drei der Rückgriff auf die Generationenkategorie „68er“ möglich, die der Väterliteratur noch gar nicht zur Verfügung stand. Beide Aspekte haben entscheidende Auswirkungen auf den Umgang der Erzählerinnen und Erzähler mit der Ambivalenz von Bruch und Kontinuität infolge des Nationalsozialismus.

286 Harald Welzer: *Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane*, S. 54.

287 Aleida Assmann: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München 2006, S. 194.

288 Aleida Assmann: *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur*, S. 26. [Hervorhebungen im Original]

289 Ulrich Raulff: *Großvater und Gral. Monumentale Intimität: Die NS-Zeit als Familienroman*. In: *Süddeutsche Zeitung*. 08.03.2004.

4.1. Uwe Timm: Am Beispiel meines Bruders (2003)

Der Erzähler Thomas Linde in Uwe Timms Roman *Rot* (2001) verdient sich seinen Lebensunterhalt als Trauerredner, der versucht, die fragmenthaften Informationen über das Leben der Verstorbenen am Grab rückblickend zu einer kohärenten – und damit sinngebenden – Narration zu verbinden. Gleichzeitig ist der Roman selbst nicht selten als „Nekrolog auf die 68er-Bewegung, die Bestandsaufnahme ihrer Hoffnungen und der Gründe ihres Scheiterns“²⁹⁰ interpretiert worden. Doch wer am Ende der Lektüre des Romans *Rot* den Eindruck hatte, es handele sich dabei um den „endgültige[n] Grabgesang“²⁹¹ des Autors Uwe Timm auf die ‚68er‘-Bewegung, den wird Timms Erinnerungstext *Am Beispiel meines Bruders* (2003)²⁹² überraschen – handelt es sich hier doch um eine Wiederauferstehung der so genannten ‚68er-Generation‘, mit der sich zu identifizieren den Nachgeborenen dabei hilft, sich von der belasteten Vergangenheit der Eltern zu befreien. Auch in diesem Text steht der retrospektive Blick auf eine Lebensgeschichte im Mittelpunkt – diesmal auf die von Uwe Timms 16 Jahre älterem Bruder Karl-Heinz, der sich freiwillig zur Waffen-SS-Totenkopfdivision gemeldet hatte und 1943 als 19-Jähriger nach einer schweren Verwundung bei Kursk in der Ukraine starb. Timms Erzählung *Am Beispiel meines Bruders* könnte, genau wie der Roman *Rot*, wiederum als Trauerrede gelesen werden, diesmal als „Trauerrede“, wie Ursula März es formuliert, „eines überzeugten Linken auf einen überzeugten Soldaten der Waffen-SS“²⁹³. Schon in dieser Konstellation liegt eine Spannung, die auch in der Haltung des Erzählers zu spüren ist. Dieser ist skeptisch gegenüber allzu leicht „wunschgelenkte[n] Mutmaßungen“ (AB 79) über die eigene Familiengeschichte und einer sinngebenden Narration, die die Familiengeschichte nicht mehr als Tätergeschichte erzählte. Die Skepsis spiegelt sich auch in der Form der Erzählung: Uwe Timm hinterfragt nicht nur den über Jahrzehnte tradierten ‚Familienroman‘ seiner ei-

290 Manfred Durzak: *Es gibt kein Danach. Der Roman ‚Rot‘ als dritter Teil einer Romantrilogie über die 68er-Bewegung.* In: *Der schöne Überfluß. Texte zu Leben und Werk von Uwe Timm.* Hg. v. Helge Malchow. Köln 2005, S. 66-78, hier S. 74. Als „Nachruf auf die politische Linke der siebziger und achtziger Jahre“ bezeichnet auch Detlef Grumbach den Roman, vgl. Detlef Grumbach: „*Ich verkaufe Licht.*“ *Die Revolte, der subjektive Faktor und die subversive Kraft des Erzählens in den Romanen Uwe Timms.* In: *Der schöne Überfluß*, S. 171-180, hier S. 172.

291 Manfred Durzak: *Es gibt kein Danach*, S. 77.

292 Uwe Timm: *Am Beispiel meines Bruders.* Köln 2003. [Zitatangaben aus dieser Ausgabe werden im Folgenden abgekürzt durch „AB“]

genen Familie, sondern führt gleichzeitig über die Position des autobiographischen Erzählers eine Reflexionsebene ein, die „den subjektiven Vorgang der Geschichtsaueignung selbst zum Thema macht und damit den Rahmen konventioneller Historiographie überschreitet.“²⁹⁴ Dies gelingt, indem der Text „private[] Erinnerungsfragmente[] des Familiengedächtnisses“ – Erzählungen, Feldpostbriefe und das Kriegstagebuch des Bruders, Beschreibungen von Familienfotos usw. – mit „historiographisch manifestiertem Geschichtswissen“²⁹⁵, v.a. mit Ergebnissen aus der Alltagsgeschichte, wie z.B. der Studie *Ganz normale Männer* von Christopher R. Browning, kontrastiert. Durch diese Einbindung historiographischer Wissensbestände in den literarischen Text bemüht sich der Erzähler um ein „kritisches Verstehen“²⁹⁶ des „normale[n] Blick[s] auf den Kriegsalltag“ (AB 95), ohne dabei die Trennung zwischen literarischer Erinnerungsarbeit und wissenschaftlicher Geschichtsschreibung aufzuheben. Vielmehr geht es ihm um die literarische Abbildung des subjektiven historischen Erinnerungs- und Sinngebungsprozesses selbst, bei dem das Material des wissenschaftlichen historiographischen Diskurses zum Bezugspunkt für die eigene moralische und wertende Positionierung hinsichtlich der nationalsozialistischen Vergangenheit wird.²⁹⁷

Timms Text steht deutlich in der Tradition der westdeutschen ‚Vaterbücher‘ der 1970er und 80er Jahre. Ist bei Timm zunächst der ältere Bruder Ausgangspunkt der Vergangenheits- und Erinnerungsrekonstruktion, so rückt im Laufe des Textes die Vaterfigur immer stärker in den Mittelpunkt der literarischen Reflexion. Und – wie schon paradigmatisch für die Texte der früheren Väterliteratur – das Erforschen der familiären Vergangenheit mit literarischen Mitteln erweist sich auch für Uwe Timms Erzähler am Ende als ein Erforschen seiner selbst:

Über den Bruder schreiben, heißt auch über ihn schreiben, den Vater. Die Ähnlichkeit zu ihm, meine, ist zu erkennen über die Ähnlichkeit, meine, zum Bruder. Sich ihnen schreibend anzunähern, ist der Versuch, das bloß Behaltene in Erinnerung aufzulösen, sich neu zu finden. (AB 21)

293 Ursula März: *Gespenservertreibung*. In einer anrührenden autobiographischen Erzählung nimmt Uwe Timm Abschied von seinem Bruder. In: *Die Zeit*. Nr. 39. 18.09.2003, S. 49.

294 Andrea Albrecht: *Thick descriptions*. Zur literarischen Reflexion historiographischen Erinnerens „am Beispiel Uwe Timms“. In: *Erinnern – Vergessen – Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Hg. v. Friedhelm Marx unter Mitarb. v. Stephanie Catani u. Julia Schöll. Göttingen 2007, S. 69–89, hier S. 71.

295 Andrea Albrecht: *Thick descriptions*, S. 78.

296 *„Ich wollte das in aller Härte“*. Ein Interview mit dem Schriftsteller Uwe Timm über sein Buch *„Am Beispiel meines Bruders“* und die Aufarbeitung deutscher Vergangenheit am Beispiel seiner eigenen und überaus normalen Familie. Von Gerrit Bartels. In: *taz*, 13.09.03, S. 17–18.

297 Vgl. dazu Andrea Albrecht: *Thick descriptions*.

Mit der Vorstellung des ‚Sich-neu-Findens‘ ruft der Text explizit das Motiv und die für autobiographisches Schreiben so typische Motivation der eigenen Identitätsfindung auf. Zeichnen sich viele Texte der Väterliteratur durch eine fragile Subjektposition des Erzählers aus, so ist die autobiographische Erzählinstanz bei Uwe Timm gerade durch eine bemerkenswert distanzierte und stabile Position gekennzeichnet. Mit einer souveränen und stark intellektuellen Beherrschung des Erinnerungsmaterials unterscheidet sich *Am Beispiel meines Bruders* – zumindest auf den ersten Blick – grundlegend von der emotionalen Verstrickung, die in den früheren ‚Vaterbüchern‘ zutage tritt. So bleibt der autobiographische Erzähler in Timms Erinnerungstext bei seiner Selbstfindung nicht der emotionalen Ambivalenz zwischen Zuneigung und Anklage gegenüber dem Vater verhaftet, sondern verlagert den Bezugspunkt der biographischen Sinnstiftung aus dem familiären Rahmen hinaus hin zu einem kollektiven Selbstentwurf. Die Selbstverortung des Erzählers innerhalb der ‚68er-Generation‘ wird im Text zur entscheidenden differenzstiftenden Selbstzuschreibung. Dafür bezieht sich Timm auf das Generationenmodell von Karl Mannheim, nach dem ein Generationszusammenhang „primär durch die kollektive Verarbeitung spezifischer Ereignisse“²⁹⁸ entsteht. Als prägende Generationserfahrung führt er die soziale und politische Entmachtung der Eltern an:

Kreisleiter Feigtmaier in brauner Uniform, noch vor zwei Tagen gefürchtet und ehrfurchtsvoll begrüßt, stand in der Gosse und fegte die Straße, während Jeeps knapp an ihm vorbeifuhren und er auf den Bürgersteig springen mußte, dreckbespritzt. Von einem Tag auf den anderen waren die Großen, die Erwachsenen, klein geworden. Eine Erfahrung, die ich mit vielen anderen meiner Generation teilen sollte. Wahrscheinlich gibt es einen Zusammenhang zwischen dieser Erfahrung und der antiautoritären Bewegung der Studentenrevolte, die sich gegen die Vätergeneration richtete. (AB 68f.)

Der Erzähler stellt hier eine direkte Kausalverbindung zwischen der Degradierung der Eltern durch die Alliierten und der Herausbildung der Studentenbewegung als Generationseinheit im Sinne Mannheims her und weist damit seiner individuellen Erfahrung den Status eines gemeinschaftsstiftenden Erlebnisses zu. Er verortet sich selbst in der Generationseinheit der Studentenbewegung und verlagert damit den privaten Konflikt – die Auseinandersetzung mit dem autoritären Vater – auf die öffentliche politische

298 Stefan Hemler: *Der Protest einer generationellen Sozialbewegung. Überlegungen zu Erklärungsansätzen für ‚1968‘*. In: *Die Reformzeit des Erfolgsmodells BRD. Die Nachgeborenen erforschen die Jahre, die ihre Eltern und Lehrer geprägt haben*. Loccumer Protokoll Nr. 19/03. Hg. v. Jörg Calließ. Rehburg-Loccum 2004, S. 235-262, hier S. 247.

Bühne. Die Einbettung der subjektiven Erinnerung des Erzählers in den generationsbezogenen Sinnzusammenhang ermöglicht eine klar umrissene politische und moralische Position. Der Gewinn ist emotionale Distanz.

Auf den zweiten Blick zeigen sich aber der Konstruktionscharakter und die Brüchigkeit dieser generationellen Identität. Dass es sich um eine erst nachträgliche Konstruktion einer Generationserfahrung handelt, wird z.B. durch die folgende Textstelle evident, in der Timm noch einmal auf seine Kindheitserinnerungen verweist:

Die tiefe Empfänglichkeit für die amerikanischen Lebensformen [...] hatte seine Ursache darin, daß die Väter nicht nur militärisch, sondern auch mit ihren Wertvorstellungen, mit ihrer Lebensform bedingungslos kapitulierte hatten. Die Erwachsenen erschienen lächerlich, selbst wenn das Kind noch nicht fähig war, eine begriffliche Begründung dafür zu finden, aber es war spürbar – diese Degradierung der Väter. (AB 69)

Die Verwendung der Formel „das Kind“, mit der der Erzähler auf sich selbst in der dritten Person rekurriert, markiert, ähnlich wie in Christa Wolfs *Kindheitsmuster*, die reflektierte Distanz des Erzählers zu seinen eigenen Kindheitserfahrungen und macht die unhintergehbare Gegenwartsbezogenheit jeglicher Erinnerung bewusst. Der erwachsene Erzähler stellt hier eine zunächst nachvollziehbare Vermutung über sein eigenes Erleben als Kind an: Auch wenn er die Herabsetzung der Eltern, den plötzlichen Bruch mit den gängigen Wertvorstellungen intellektuell noch nicht fassen konnte, hat er die Degradierung emotional sehr wohl wahrgenommen. Doch auffällig ist, dass der Erzähler von der „tiefen Empfänglichkeit für die amerikanischen Lebensformen“ spricht, die sich aus diesem Erlebnis der Abwertung der Eltern speist. Dass der später jugendliche Uwe Timm als Pubertierender diese Affinität zur „amerikanischen Lebensform“ in einem Abgrenzungsbedürfnis zum Klima der Verdrängung und des autoritären Miefs der frühen Bundesrepublik hatte, ist durchaus plausibel. (Er schreibt an anderer Stelle auch vom „Wunsch des Heranwachsenden [...], dort [in den USA, N.G.] eine Zeitlang zu leben, wenn nicht gar auszuwandern.“ (AB 90)) Doch in der oben zitierten Textpassage koppelt der 1940 geborene Timm diesen Wunsch an eine Erfahrung, die er in den Jahren zwischen 1945 und 1947 gemacht haben muss. Er entwirft damit ein Szenario, in dem ein Fünfjähriger die Degradierung der eigenen Eltern zum Anlass der Identifikation mit den Vertretern der Opponenten der Eltern nimmt. Entscheidend daran ist aber nicht die Frage der psychologischen Plausibilität dieser Deutung, sondern vielmehr die Tatsache, dass sich der Erzähler schon als Kind auf der ‚Gegenseite‘ zu den Eltern und in klarer Distanz zu ihnen imaginiert und sich

mit der im Textzitat deutlich werdenden Verallgemeinerung („die Väter“) wiederum im kollektiven Generationszusammenhang der Studentenbewegung verortet.

Die Historiker Andreas Schulz und Gundula Grebner betonen, dass in autobiographischen Selbstentwürfen

nicht die Authentizität des Erinnerten das entscheidende Kriterium der Generationszugehörigkeit [ist], sondern der Akt der Konstruktion selbst, also die Tatsache, daß und warum sich der oder die Erinnernde in bestimmte sachliche und personelle Zusammenhänge integriert sehen möchte.²⁹⁹

Für Uwe Timms Erzähler ermöglicht die Integration seiner Erfahrungen in den Kontext der ‚68er‘-Bewegung als Generationseinheit einen Standpunkt jenseits der privaten Beziehung zwischen Vater und Sohn. Durch die Verlagerung des Konflikts auf die kollektive Ebene tritt die individuelle Konstellation in den Hintergrund – eine Verlagerung, die als Vermeidungsstrategie interpretiert werden könnte: Die für viele ‚Vaterbücher‘ so zentrale Frage – ‚Wie hätte ich selbst damals gehandelt?‘ –, gespeist aus dem verunsichernden Bewusstsein der Nähe und der Ähnlichkeit zum Vater, der genealogischen Abstammung, muss sich Timms Erzähler nicht stellen. Das in vielen anderen Texten des Genres verbreitete Hinterfragen der eigenen charakterlichen und politischen Prägungen durch die Elterngeneration spielt in Uwe Timms Erzählung keine Rolle.

Uwe Timms Erinnerungstext stellt einen Akt des „sinngewende[n] Erinnern[s]“³⁰⁰ dar. Timms Selbstzuordnung zur ‚68er-Generation‘ ist eine Form symbolischen Handelns, mit der er seiner eigenen Geschichte Sinn zuweist und die ihm eine politisch und moralisch eindeutige und stabile Position ermöglicht. Das Generationenkonzept übernimmt in der Erzählung so die Funktion eines kulturellen Deutungsmusters, über das individuelle Erinnerungen auf eine spezifische Weise strukturiert und gedeutet werden können. Indem auf diese Weise „die historisierende, auf Generationseinheiten zielende Form individueller Erinnerung den konkreten Erfahrungsraum transzendiert“³⁰¹, leistet Timms *Am Beispiel meines Bruders* zugleich einen Beitrag zur Etab-

299 Andreas Schulz und Gundula Grebner: *Generation und Geschichte. Zur Renaissance eines umstrittenen Forschungskonzepts*. In: *Generationswechsel und historischer Wandel*. Hg. v. dens. München 2003, S. 1-23, hier S. 22.

300 Andreas Schulz/Gundula Grebner: *Generation und Geschichte*, S. 22.

301 Ebd., S. 12.

lierung einer kollektiven Identität, nämlich „der Vergemeinschaftung“³⁰² der ‚68er-Generation‘.

Wie gut dies funktioniert, zeigt sich daran, dass Joschka Fischer, damals deutscher Außenminister und Vizekanzler, das Buch kurz nach Erscheinen im Oktober 2003 in Elke Heidenreichs Sendung „Lesen!“ im ZDF vorgestellt hat.³⁰³ Das Gespräch zwischen Joschka Fischer und Elke Heidenreich führt überdeutlich vor, wie Timms Erinnerungstext den Vergemeinschaftungsprozess der ‚68er‘ als Generation vorantreibt. Hat man zunächst den Eindruck, Elke Heidenreich verweise auf Fragen des Buches, die von allgemeinmenschlichem Interesse sind,³⁰⁴ werden die Zugehörigkeitsgrenzen dieses „uns“ schnell transparent, wenn Elke Heidenreich Joschka Fischer fragt: „Hat das auch mit Ihrer Biographie, mit 68, mit uns allen, die wir damals auch so rebellisch wurden, zu tun?“ Einige Sätze später kommentiert Fischer: „Vielleicht ist das auch sehr generationsspezifisch. Ich finde, er [Uwe Timm, N.G.] fasst hier sozusagen etwas zusammen oder er stellt etwas dar, an das ich mich sehr gut auch erinnern kann, vom Gefühl her, vom Klima her, dem innerfamiliären Klima.“ Elke Heidenreich entgegnet: „Ist mir genauso gegangen“, um im Folgenden nur noch von „wir“ und „uns“ zu sprechen.

Timms Text macht Identifikationsangebote, die von einer bestimmten Leserschaft angenommen werden, um die eigene generationelle Gruppenzugehörigkeit zu definieren und zu stärken. Die Frage von Elke Heidenreich „Hat das was heute auch für junge Leute, also sollen junge Leute sowas lesen?“ und ihr anschließendes Urteil: „Die Alten sollten es lesen, um sich zu erinnern und die Jungen vielleicht, um gewarnt zu sein“, legt darüber hinaus ein Generationsparadigma zugrunde, bei dem ‚Generation‘ als Gliederungselement des kollektiven Gedächtnisses im Sinne Halbwachs’³⁰⁵ verstanden werden kann: Eine bestimmte generationelle Prägung, bedingt durch spezifische, kollektiv ähnlich verarbeitete Erfahrungen, lenkt und bestimmt die Erinnerung.

302 Ebd., S. 22.

303 Gespräch zwischen Joschka Fischer und Elke Heidenreich in der Sendung „Lesen!“ des ZDF am 06.10.2003.

304 „Das macht das Buch ja auch über das Private und Persönliche hinaus, was aus Uwe Timms Familie nun eine Rolle spielt, für uns alle interessant“ [sic] – und kurz darauf: „Es gibt eine Art von Gehorsam, der sollte eigentlich auf der Strecke bleiben, wenn Menschlichkeit gefragt ist. Das sind ja die Fragen, die wir uns immer wieder stellen“. Vgl. ebd.

305 Vgl. Maurice Halbwachs: *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967, zur Rolle von ‚Generation‘ darin besonders S. 48ff.

Auf die Funktion von Generation als Differenzkategorie greift Uwe Timms Erzähler aber nicht nur im Rahmen seiner Selbstbeschreibung zurück, sie kommt auch bei der Beschreibung des Vaters zum Tragen: Ohne biographische Erklärungsmuster für das Handeln der Täter im Nationalsozialismus zu verabsolutieren, verweist der Erzähler auf generationelle Prägungen der Vätergeneration, um Verhaltensweisen des eigenen Vaters zu kontextualisieren. So konstatiert er, dass der Vater nie einsehen wollte, dass die in Ernst Jüngers Schriften verabsolutierten Werte „*Todesmut, Pflicht, Opfer*“ und Gehorsam „zugleich diejenigen Werte waren, die auch die Todesfabriken hatten länger arbeiten lassen“ (AB 153, Hervorh. im Original) – und bezieht diese Einstellung des Vaters im nächsten Satz sofort wieder auf seine Generation insgesamt: „Es war eine Frage, die sich die Vätergeneration selbst nicht stellte – als fehle ihrem Bewußtsein dafür das Instrumentarium“ (AB 153). Nicht die individuelle Charakterstruktur des Vaters wird dabei hinterfragt, sondern die spezifische Prägung der ganzen Generation als Erklärungsmuster herangezogen. Wiederholt greift Timm auf eine solche Vorstellung der „Verschiedenheit des historischen Geprägtseins“³⁰⁶ der Vätergeneration als Ganzer zurück. Das hat den Vorteil, dass er den Vater als Person weniger stark verurteilen und sich nicht mit ihm als Einzeltäter auseinandersetzen muss. Er verschafft sich damit erneut emotionale und moralische Distanz zu den Taten des eigenen Vaters.

Uwe Timm inszeniert mit seinem Text aber gleichzeitig einen „generationellen Neuanfang“, der, folgt man Ulrike Jureits Thesen, eine typische psychologische Strategie der so genannten ‚68er-Generation‘³⁰⁷ ist:

Um den Identifizierungen mit den als „Tätern“ wahrgenommen Eltern zu entkommen, inszenierte die „zweite“ Generation den genealogischen Bruch. Da man sich selbst nur so als neue und damit unschuldige Generation abgrenzen und konstituieren zu meinen glaubte, bedurfte ein solcher Neuanfang einer ganz besonderen Legitimation.³⁰⁷

Ulrike Jureit interpretiert in Übereinstimmung mit Christian Schneider die von der ‚68er-Generation‘ „dogmatisch vertretene Singularitätsannahme“³⁰⁸, die These der Einzigartigkeit von Auschwitz, als „entscheidende Referenzbedingung“ für die Selbstverortung „der zweiten Generation“ in ihrer „Bedeutung als Gründungskohor-

306 Heinz Bude: *Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus*. Frankf./M. 1992, S. 81 (Fußnote 8).

307 Ulrike Jureit: *Generationen als Erinnerungsgemeinschaften. Das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ als Generationsobjekt*. In: *Generationen. zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hg. v. Ulrike Jureit und Michael Wildt. Hamburg 2005, S. 244-265, hier S. 256.

te³⁰⁹ – weil nur über das Argument der Einzigartigkeit von Auschwitz der „Generationsbruch, oder besser ein genealogisches Ende mit moralischem Neubeginn“³¹⁰ gesichert werden könne.³¹¹ Auch wenn in Uwe Timms Erzählung die Singularitätsthese keine primäre Rolle spielt, inszeniert doch auch sein Erinnerungstext einen solchen Generationenbruch, durch den er einen moralischen Neubeginn markiert und der die Konstruktion des Selbst als unschuldig ermöglicht.

Doch so konstruiert die nachträglich generationell gedeutete Erinnerung des Erzählers ist, so brüchig erweist sich auch die Inszenierung der kollektiven Identität. Bei aller intellektuellen Beherrschung des Materials ist im Text noch eine zweite Ebene auszumachen, die auch durch die aus der generationellen Identität resultierenden Distanz nicht aufhebbar ist: die Ebene der genealogischen Kontinuität, die sich einerseits als Sehnsucht und andererseits als Identifikationszwang des Erzählers manifestiert.

Die Sehnsucht äußert sich in zweifacher Hinsicht: im Symbiosewunsch mit der Mutter einerseits und im Wunsch nach Einschreibung in die männliche familiäre Genealogie in Nachfolge des Vaters andererseits. Wenn der Erzähler über sich selbst als Kind schreibt: „Ich mochte den Duft der Frauen, diesen Geruch nach Seife und Parfum, ich mochte und suchte – eine frühe Empfindung – die Weichheit der Brüste und der Schenkel“ (AB 20) – dann liegt darin nicht nur eine Sexualisierung der Mutterfigur. Der Satz verweist auch auf die Sehnsucht nach frühkindlicher Symbiose und inzestuöser Nähe mit der Mutter. Bezeichnenderweise schildert der Erzähler wenige Seiten später die erste Erinnerung an den Vater im Muster der klassischen ödipalen Konstellation: „Ein fremder Mann in Uniform liegt eines Tages im Bett meiner Mutter. Das ist die erste Erinnerung an den Vater.“ (AB 25)

Gleichzeitig ist im Text auch der Wunsch nach Einschreibung in die männliche Genealogie auszumachen: Die Briefe des Bruders an den Vater fungieren als „Medium der Männerkameradschaft“³¹²: Sie sind z.T. mit „*Dein Kamerad Karl-Heinz*“ (AB 27) unterzeichnet und sollen eine „männerbündische, kameradschaftliche Übereinkunft

308 Ulrike Jureit: *Generationen als Erinnerungsgemeinschaften*, S. 257.

309 Ebd., S. 256f.

310 Ebd., S. 256.

311 Dabei geht es Jureit hier rein um die Funktion der Singularitätsannahme und nicht darum, ihre Geltung in wissenschaftlicher oder moralischer Hinsicht zu diskutieren.

312 Anna Rutka: *Erinnern und Geschlecht in zeitgenössischen deutschen Familien- und Generationenromanen*. Lublin 2011, S. 65.

zwischen Vater und Sohn beweisen³¹³. Auch der Erzähler übt als Kind das Hackenzusammenschlagen und demonstriert damit seinen Wunsch, Teil des familiären Männerbundes zu sein (AB 27). In einer der letzten Passagen des Textes beschreibt der Erzähler ein Foto seines Vaters: „Er steht da und lacht. Eine Ähnlichkeit, die auf eine eigentümliche Weise uns aufhebt, meinen Sohn und mich, zumindest auf diesem kleinen Foto und aus der Distanz der Kamera.“ (AB 158) An dieser Stelle wird die genealogische Reihe noch über den Erzähler selbst auf dessen Sohn erweitert – wenn auch mit der vorsichtigen Einschränkung, die in der Formulierung „zumindest auf diesem kleinen Foto und aus der Distanz der Kamera“ anklingt. Verweist die Erzählerposition des Textes über weite Passagen auf einen radikalen Generationenbruch, artikuliert sich an solchen Stellen deutlich die Sehnsucht nach Identifikation, fast nach der Verschmelzung mit den Eltern. Dies geht so weit, dass der Erzähler den Wunsch der Mutter übernimmt, nach deren Tod an das Grab des Bruders in Russland zu fahren: „Mit dem Tod der Mutter ging der Wunsch, dorthin zu fahren, auf mich über. Sie hatte es nicht nahegelegt und doch blieb das Dringliche. Es kam einer Verpflichtung gleich, obwohl ich ihr das nie versprochen hatte.“ (AB 123)

Solche Textstellen müssen nicht zwangsläufig im Zusammenhang mit Thesen gedeutet werden, die davon ausgehen, dass „hinter der ostentativen Anklagehaltung der 68er gegenüber der Kriegsgeneration [...] ein uneingestandener Identifikationswunsch gestanden [habe]“³¹⁴. Dennoch ist festzuhalten, dass an mehreren Textstellen die Identifikation des sonst so distanzierten Erzählers mit seinen Eltern aufscheint. Dies zeigt nicht nur die zitierte Textstelle, sondern auch das überraschende Eingeständnis des autobiographischen Erzählers, wenn er über ein Foto seines Vaters nachdenkt: „Noch immer arbeite ich – ja, arbeite – an seinen Wünschen“ (AB 158). So gedeutet wäre auch Uwe Timms Erzählung ein Zeugnis der „historisch bedingten Übertragungsverhältnisse“, die Psychoanalytiker als „Ineinanderrücken der Generationen“³¹⁵, „Transposition“³¹⁶ oder „ichsynthone[] Objektmanipulation“³¹⁷ beschrieben haben. Heinz Bude hat dieses Phänomen aus soziologischer Perspektive untersucht und die ‚68er-

313 Ebd.

314 Harald Welzer: *Schön unscharf*, S. 57.

315 Haydée Faimberg: *Die Ineinanderrückung (Telescoping) der Generationen. Zur Genealogie gewisser Identifizierungen*. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 20 (1987), S. 114-142.

316 Judith S. Kestenberg: *Neue Gedanken zur Transposition. Klinische, therapeutische und entwicklungsbedingte Betrachtungen*. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 24 (1989), S. 163-189.

Generation' als „die eigentliche ‚Container-Generation‘ der Bundesrepublik“³¹⁸ bezeichnet, die im Gegensatz zur so genannten ‚skeptische[n] Generation‘ [...] von einer lähmenden Fixierung auf die Geschichte ihrer Eltern befallen“³¹⁹ sei: „Für die Kriegskinder stellt die Geschichte ihrer Eltern [...] eine Last dar, die ihre eigene Geschichte zu erdrücken droht. Sie bilden einen Behälter für Erwartungen, die nicht ihr eigenes, sondern das Leben ihrer Eltern betreffen“³²⁰:

Die Kinder müssen zum Austrag bringen, was die Eltern an Scham, Verzweiflung und Schuld weder zurückweisen noch übernehmen können. [...] Die Geschichte der Achtundsechziger-Generation stellt sich von ihrer Kindheit her betrachtet als eine Geschichte mißlungener Ent-Identifizierungen von ihren Eltern dar. [...] Die Revolte der Jugend [...] war eine stellvertretende Rebellion, die im Grunde von einem schützenden Impuls gegenüber den Eltern beherrscht war, die ihre eigene Geschichte nicht auf sich nehmen konnten.³²¹

Die von Bude konstatierte „unlösbare[] Bindung [der ‚68er‘] an die Elterngeneration“³²² ist auch an einzelnen Stellen von Uwe Timms Erinnerungstext auszumachen und unterläuft die generationelle Identitätskonstruktion.

Unabhängig davon bleibt zu fragen, ob nicht gerade Timms Perspektive auf die deutsche Geschichte, bei der er Geschichtsbewußtsein als Generationenbewußstein entwirft, durch die starke Konzentration auf die politische Deutungsperspektive der ‚68er-Generation‘ auch die Möglichkeiten einschränkt, die in der ästhetischen Form seines Schreibens denkbar gewesen wären.

317 Anita Eckstaedt: *Nationalsozialismus in der „Zweiten Generation“*. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen. Frankf./M. 1989.

318 Heinz Bude: *Der einzelne und seine Generation. Kriegskindheit und Jugendrevolte bei der 68er Generation*. In: *Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*. Hg. v. Elisabeth Domansky u. Harald Welzer. Tübingen 1999, S. 26-34, hier S. 34.

319 Heinz Bude: *Bilanz der Nachfolge*, S. 89. Der Begriff der „skeptischen Generation“ geht auf Helmut Schelsky zurück und bezeichnet grob die Jahrgänge von 1918 bis in die Mitte der 1930er Jahre. Je nach Ausweitung und Forschungsinteresse überschneidet sich der Begriff der „skeptischen Generation“ mit dem der „Flakhelfer-Generation“, der „HJ-Generation“ oder der „45er-Generation“. In der Forschung ist man sich einig, „daß diese Gruppe, in Kindheit und Jugend noch vom Nationalsozialismus geprägt, das Kriegsende 1945 als Desillusionierung und tiefgreifenden Umbruch erlebte.“ Die Haltung zur nationalsozialistischen Vergangenheit wird jedoch sehr unterschiedlich eingeschätzt. Schelsky „betont den Rückzug ins Unpolitische, die Anpassungsbereitschaft und Suche nach Sicherheit sowie die Ablehnung revolutionärer Ideologien.“ Siehe: Christina von Hodenberg: *Politische Generationen und massenmediale Öffentlichkeit. Die „45er“ in der Bundesrepublik*. In: *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hg. v. Ulrike Jureit u. Michael Wildt. Hamburg 2005, S. 266-294, hier S. 270f. bzw. Helmut Schelsky: *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend*. Frankf./M. u.a. 1957 (Neuausgabe 1975).

320 Heinz Bude: *Die Achtundsechziger- Generation im Familienroman der Bundesrepublik*, S. 296.

321 Ebd., S. 300.

In einer Passage über den Bombenkrieg wird Timms Schreibverfahren besonders deutlich:

Der Luftschutzkeller, in den meine Mutter mit meiner Schwester und mir gelaufen war, lag an der Ecke zum Schulweg, in dem Haus des Lederwarengeschäfts *Israel*. [...]

Auch das ist eines der frühen Bilder: die Menschen in dem Luftschutzraum. Ein alter Mann weint. Eine Frau hält auf dem Schoß einen Vogelbauer, in dem ein Vogel aufgeregt hin- und herspringt. Ein anderer Vogel liegt am Boden des Bauers auf dem Rücken, als wäre er eben von der Schaukel gefallen.

Brief des Bruders an den Vater

17.8.43

Heute morgen kam nun der Brief und ich kann es gar nicht fassen, daß 80% von Hamburg hin sein sollen, mir standen trotzdem man hart geworden ist, die Tränen in den Augen. War doch das Heim, zu Hause, das woran man halt Freude und Erinnerung hatte und dieser unersetzliche Schatz soll hin, soll weg, vernichtet sein.

Juden war das Betreten des Luftschutzraums verboten. (AB 40)

Timm kontrastiert die privaten Erinnerungen – Erinnerungen an den Bombenkrieg und das Leid seiner eigenen Familie – mit den Verbrechen des Holocaust und nimmt so eine historische Kontextualisierung der Familienerinnerungen vor. Erinnerungspolitisch ist diese Methode geeignet, um dem Eindruck einer Opferkonkurrenz vorzubeugen, in der das deutsche Leid aus dem gesamthistorischen Kontext isoliert würde. Die besondere Form der literarischen Auseinandersetzung, die Timm hier wählt, wird der Komplexität des Gegenstandes aber kaum gerecht. Mit der sich generationell distanzierenden Erzählinstanz ist eine so starke moralische Deutungsmacht eingeführt, dass die aufeinander prallenden Erinnerungen keineswegs in Spannung geraten, sondern stets sofort hierarchisiert werden. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Erinnerungen – auch die Differenzen der verschiedenen Erinnerungsmodi, um die es Uwe Timm ja auch geht und die er vorführt – können so nicht mehr reflektiert werden: Der Erzähler bleibt trotz der autobiographischen Perspektive in sicherem emotionalen Abstand zum Erzählten.

Timms reflektierter Umgang mit Erinnerungsprozessen und Geschichtsschreibung ermöglicht ihm im Gegensatz etwa zu Ruth Rehmann oder Sigfrid Gauch eine sehr viel souveränere Haltung zu der innerhalb der Familie tradierten Interpretation der Vergangenheit. Auch wenn an einzelnen Stellen die ‚alten‘ Bilder und Sehnsüchte nach

Symbiose wieder aufscheinen, schwindet die Ambivalenz gegenüber dem Vater weitgehend zugunsten eines klaren Bruchs und einer im Gegensatz zur Väterliteratur stabilen Subjektposition. Diese klare Position ist das Resultat der generationellen Selbstverortung innerhalb der ‚68er-Generation‘, durch die der Konflikt mit dem Vater von der individuellen, privaten Ebene ins Kollektive transformiert wird.

4.2. Stephan Wackwitz: Ein unsichtbares Land (2003)

Auch in Stephan Wackwitz' Roman *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (2003)³²³ spielt, wie in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*, die Zugehörigkeit zur Generation der ‚68er‘ eine zentrale Rolle. Im Gegensatz zu Uwe Timms Erzählung ist die Haltung des autobiographischen Ich-Erzählers bei Wackwitz allerdings nicht durch die Identifikation mit seiner politischen Vergangenheit in der Studentenbewegung gekennzeichnet, sondern vielmehr durch eine explizite Distanzierung von dieser und Historisierung der ‚68er‘-Bewegung. Auch wenn der Roman als Rekonstruktion der kollektiven Familiengeschichte konzipiert ist, erweist sich die Thematisierung der individuellen politischen Vergangenheit des Ich-Erzählers als eigentlicher Fluchtpunkt des Textes. In der Erzählung seiner Familiengeschichte bezieht der Erzähler drei Generationen ein – im Zentrum steht der Großvater, ein deutschnationaler protestantischer Pfarrer und Veteran des Ersten Weltkriegs. Diesem Großvater kommt in *Ein unsichtbares Land* eine ähnliche Funktion zu wie z.B. der Vaterfigur in Ruth Rehmanns *Der Mann auf der Kanzel* (vgl. Kap. 2.3): Er wird als Repräsentant einer Zeit und Geisteshaltung eingeführt, die zu den Verbrechen des Nationalsozialismus geführt haben und von denen sich die Nachkriegsgenerationen abzusetzen versuchen. Der Erzähler beschreibt das 20. Jahrhundert als Zeit des radikalen Kontinuitätsbruchs, wobei er nicht das Kriegsende 1945 als den gravierendsten Bruch sieht, sondern das Ende des Ersten Weltkriegs: „Nichts ist nach 1918 gewesen wie vorher“ (UL 86). Die aus dem 19. Jahrhundert stammenden politischen und geistesgeschichtlichen Traditionen (Nationalismus, kolonialistischer Imperialismus und Rassismus) stellt er als Wegbereiter für die Entwicklungen und Verbrechen im 20. Jahrhundert heraus.

323 Stephan Wackwitz: *Ein unsichtbares Land. Familienroman*. Frankf./M. 2003. [Zitatangaben aus dieser Ausgabe werden im Folgenden abgekürzt durch „UL“]

Wackwitz' Roman unterscheidet sich von den Texten der Väterliteratur wie von den meisten anderen neueren Familienromanen vor allem durch seine erweiterte historische und geographische Perspektive. Nationalsozialismus und Holocaust bettet er in große historische Zusammenhänge seit dem 19. Jahrhundert ein und schreibt, motiviert durch die Aufenthalte des Großvaters und Vaters in Namibia (damals Deutsch-Südwestafrika), auch über die europäische Kolonialgeschichte. Der Erzähler thematisiert immer wieder seinen eigenen Schreibprozess, der über längere Zeit in Krakau stattfand (Wackwitz war dort lange Leiter des Goethe-Instituts) und reflektiert in diesem Zusammenhang auch die sich verändernden europäischen Grenzziehungen und die damit verbundenen komplexen Identitätsverschiebungen im 20. Jahrhundert, insbesondere im Hinblick auf das deutsch-polnische Verhältnis.

Wackwitz erzählt die Geschichte seines Großvaters, Andreas Wackwitz, der 1933 seine Stelle als Auslandspfarrer in einer Gemeinde in der Nähe von Auschwitz im galizischen Grenzgebiet zwischen Polen, Österreich-Ungarn und Oberschlesien aufgab und nach Deutsch-Südwestafrika ausgewandert ist. 1939 geriet der Großvater zusammen mit seinem 17-jährigen Sohn Gustav Wackwitz, dem Vater des autobiographischen Erzählers, auf See zwischen Angola und Argentinien in britische Kriegsgefangenschaft. Vater und Sohn waren mit einem Schiff mit Namen „Adolph Woermann“ auf dem Weg von Windhuk nach Bremerhaven, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Das Schiff wurde versenkt, beide haben aber überlebt.

Wackwitz' Rekonstruktion der Familiengeschichte ist eingebettet in zahlreiche theoretische Reflexionen und Anspielungen. So verweist er in postmoderner Manier auf eine ganze Reihe von Theorien und Metaphern, die meist um die Möglichkeiten historiographischer Erkenntnis und Erinnerungstheorien kreisen – von Walter Benjamin über Susan Sontag, Roland Barthes, Freud, Kafka, das Hamlet-Motiv, bis hin zu Habermas und Rorty. Unabhängig von der Frage, wie ertragreich und erkenntnisfördernd eine solche Schreibweise ist und ob die Anspielungen auf die Demonstration postmoderner, artifizieller Verspieltheit zielen oder eher als Ausdruck eines kenntnisreichen Narzissmus gelesen werden können, gelingt es dem Erzähler, durch die Vielfalt der aufgerufenen Theoreme und Diskurse die eigene Position als eine vom Erzählgegenstand souverän distanzierte zu kennzeichnen.

Ausgangspunkt und Anlass der Vergangenheitsrekonstruktion des Enkels, Stephan Wackwitz, ist ein Ereignis, das 54 Jahre nach dem Sinken der „Adolph Woermann“

stattfindet: Der Vater des Erzählers erhält eine Nachricht von der „Dienststelle für Benachrichtigungen der Angehörigen ehemaliger Soldaten der Wehrmacht“, in der ihm mitgeteilt wird, dass sein Photoapparat, der 1939 auf hoher See von der Royal Navy beschlagnahmt worden war, aufgetaucht sei und zusammen mit dem eingelegten, aber noch unentwickelten Films bei der Behörde abgeholt werden könne. Wackwitz greift damit das für die Texte der Väterliteratur wie auch für neuere Generationenromane typische Motiv einer plötzlich aufgetauchten historischen Quelle, die zum Anlass der Vergangenheitsrekonstruktion wird, auf.

Den Erzähler beschäftigt im Hinblick auf die Vergangenheit vor allem die Frage, wie sich die von ihm beobachteten Kontinuitäten zwischen seinem Großvater und ihm selbst hergestellt haben: Sie sind für ihn „erstaunlich und unheimlich“, „vor allem deshalb, weil sich herausstellte, wie ähnlich mein Leben dem eines Mannes inzwischen geworden ist, dem ich, als er noch lebte und ich jung war, so unähnlich werden wollte wie irgend möglich.“ (UL 35) Aufgrund dieser Beobachtung versucht der Enkel, den Großvater und die Zeit, in der dieser gelebt hat, zu verstehen. An die wiedergefundene Kamera knüpfen Vater und Sohn in diesem Zusammenhang große Erwartungen:

Der fast achtzig Jahre alte Mann, dachten mein Vater und ich, könnte den siebzehnjährigen Jungen wiedererkennen, der er einmal war, und vielleicht, hofften wir unbestimmt, einen Sinn finden, der sich in der Dunkelkammer vor den alten Augen abzeichnen könnte [...]. Ohne es uns recht einzugestehen, hofften wir einen Augenblick lang insgeheim auf eine Erleuchtung. Oder zumindest auf eine Geistererscheinung. (UL 16)

Durch die Verbindung des Motivs der Photographie mit dem der Geistererscheinung rekurriert Wackwitz auf theoretische Reflexionen zur Photographie, wie sie Roland Barthes und Susan Sontag entwickelt haben. In seinen *Bemerkungen zur Photographie* mit dem Titel *Die helle Kammer* (1985) vergleicht Roland Barthes die Photographie mit dem Theater in seiner ursprünglichen Form, dem Totenkult. Gemeinsam sei ihnen beiden, so Barthes, die „eigentümliche Vermittlung“ des Todes.³²⁴ Auch wenn man sich bemühe, in der Photographie etwas Lebendiges zu sehen, sei ihr doch immer ein „unheimlicher Beigeschmack“ eigen: nämlich „die Wiederkehr des Toten“.³²⁵ Diese Figur der „Wiederkehr des Toten“ kann im Bild des Geistes oder Gespenstes verdichtet werden, das sich wie kaum ein anderes als „Metapher zur Beschreibung analoger

324 Roland Barthes: *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*. Frankf./M. 1985, S. 41.

325 Ebd., S. 17.

Medien“ eignet, „die in der Projektion der Aufzeichnung das reale Bild eines vergangenen Augenblicks aktualisieren“. ³²⁶ Das Gespenst lässt sich, genau wie die Photographie, als „immaterielle[s] Erscheinungsbild[]“ ³²⁷ einer konkreten – realen, aber in der Vergangenheit liegenden – Situation identifizieren. Auch Susan Sontag verweist in *On Photography* auf die enge Beziehung zwischen Foto und realem Gegenstand, der Materie: „Eine Photographie ist nicht nur ein Bild (wie ein Gemälde ein Bild ist), eine Deutung des Realen; sie ist zugleich eine Spur, eine unmittelbare Schablone des Realen, wie eine Fußspur oder eine Totenmaske“. ³²⁸

Die Vorstellung einer erhofften Geistererscheinung, die als Metapher für die Gegenwart des Vergangenen zu verstehen ist, wird in Wackwitz' Roman mit Johann Peter Hebels berühmter Kalendergeschichte „Unverhofftes Wiedersehen“ verknüpft. Darin wird die Geschichte „über den Bräutigam einer jungen Schwedin“ erzählt, „der am Vorabend der Hochzeit verunglückt und fünfzig Jahre lang mumifiziert im Vitriol der Bergwerke von Falun jung bleibt:

[U]nd der Siebenjährige Krieg ging vorüber und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. [...] Napoleon eroberte Preussen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. (UL 14)

Sie finden dabei den Leichnam des eingegrabenen Jünglings,

der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. (UL 14)

Hebels Erzählung vom leibhaften Einbruch der Vergangenheit in die Gegenwart ist die allegorische Variante der Gespenstermetapher, zu der man auch Roland Barthes' Überlegungen zuspitzen kann. Ob konservierter Leichnam, Gespenst oder Photographie – stets geht es um ein wirklichkeitsgetreues Abbild einer längst vergangenen Wirklichkeit, darum, die ‚tote‘ Vergangenheit lebendig werden zu lassen, kurz: um die

326 Natalie Binczek: Eintrag „Gespenster“. In: *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*. Hg. v. Nicolas Pethes u. Jens Ruchatz. S. 233-235, hier S. 235.

327 Ebd.

328 Susan Sontag: *On Photography*. New York 1979, S. 154.

Möglichkeiten historischer Erkenntnis. Daneben eröffnen diese Metaphern aber auch noch eine zweite Bedeutungsebene, die für den Roman ebenso relevant ist: Sie sind Bilder für die Vorstellung der Überlieferung von Traditionen, Haltungen und geistesgeschichtlichen Inhalten im Unbewussten und damit Illustrationen für den Themenkomplex, der den Erzähler umtreibt – die Kontinuitäten zwischen ihm und seinem Großvater, die sich ohne sein bewusstes Zutun hergestellt haben:

Es gibt mehr und wichtigere Parallelen, als dass wir beide gern Zigarre rauchen und dass Enkel wie Großvater ihrem Beruf im Ausland nachgehen. Die kleinen, scheinbar zufälligen ebenso wie die bedeutenden Ähnlichkeiten, die kein Zufall sein können, haben sich gegen meinen Willen hergestellt. Es wollte mir beim Lesen manchmal scheinen, als hätten sich über die Jahrzehnte mein Leben und das Leben meines Großvaters hinter meinem Rücken miteinander verständigt. (UL 35)

Diese Kontinuitäten überraschen den Enkel auch deshalb so sehr, weil das Verhältnis zu seinem Großvater immer sehr distanziert war. Der Großvater sprach fast nie mit seinen Enkeln („Ich kann mich eigentlich nicht erinnern, dass mein Großvater zu Lebzeiten öfter als zwei Dutzend Mal das Wort an mich gerichtet hat“ (UL 19)) und konnte mit ihnen nichts „anfangen“ (UL 26). Die große Distanz zum Großvater beschreibt der Enkel mit einer geographischen Metapher als Distanz zu einem fremden und unsichtbaren Land:

Aber solange er lebte, war ich von ihm und seinen Abenteuern getrennt durch jene sich ständig verbreiternde Zone der gegenseitigen Irritation, die ich damals so wenig verstand, von der ich heute aber weiß, dass sie der Abstand zwischen den Städten und Landschaften war, in denen wir wohnten und umhergingen (und die er, je älter er wurde, als nur noch zu mir gehörig verachtete), und jenem unsichtbaren Land, als dessen Bürger er sich immer noch verstand. (UL 40)

Das Titel gebende „unsichtbare Land“ steht für ein historisches Selbstverständnis und Weltbild, das seine Wurzeln vor 1918 hat und das, in der Wahrnehmung des Enkels, mit dem Untergang der „Adolph Woermann“ „für immer versunken ist“ (UL 26). Angesichts der tiefgreifenden Veränderungsprozesse im 20. Jahrhundert scheint die Vermittlung zwischen Vergangenheit und Gegenwart unmöglich. So ist es nicht überraschend, dass – anders als das konservierende Eisenvitriol in Hebels Geschichte – der Film in der Kamera von Gustav Wackwitz keinen authentischen Blick auf vergangene Zeiten ermöglicht: Der Film hat sich in der Kamera zersetzt und kann nicht mehr entwickelt werden. Auf die Photographie als eine Quelle historischer Erkenntnis, in der die Beziehung zum Materiellen, zum realen vergangenen Geschehen, enger ist als in anderen, nur mehr deutenden Repräsentationen der Vergangenheit, muss der Erzähler

an dieser Stelle verzichten. Wenn man mit Richard Evans Historiker als Interpreten von Quellen versteht, in denen „reale materielle Spuren der Vergangenheit“ zu finden sind und somit das Motiv des nicht mehr entwickelbaren Films in Stephan Wackwitz' *Ein unsichtbares Land* geschichtstheoretisch deutet, kristallisiert sich in diesem Motiv ein Geschichtsverständnis, das die Vorstellung, historische Quellen ermöglichten mehr oder weniger verifizierbare Erkenntnisse über ein tatsächliches Geschehen, suspendiert. Vielmehr wird damit auf eine Vorstellung von Geschichte rekurriert, wie sie Hayden White in radikal konstruktivistischer Manier vorgeschlagen hat. Nach White können wir „historische Strukturen und Ereignisse nicht auf ihre Authentizität hin untersuchen, wir sind von der Vergangenheit abgeschnitten, wir haben keinen Zutritt zu ihr.“³²⁹ Historische Erzählungen sind für White „sprachliche Fiktionen, deren Inhalt ebenso erfunden wie vorgefunden ist und deren Formen mit ihren Gegenständen in der Literatur mehr gemeinsam haben als mit denen in den Wissenschaften.“³³⁰

In Wackwitz' Roman werden, das ist im Bild des nicht mehr entwickelbaren Films angelegt, historische Quellen mit Skepsis behandelt. Im Gegensatz zu anderen aktuellen Generationenromanen, wie z.B. von Dagmar Leupold oder Uwe Timm, nimmt der Rückgriff auf ‚echte‘ historiographische Quellen, die den dokumentarischen Charakter der Texte bewusst unterstreichen und einen Authentizitätsanspruch signalisieren sollen, bei Wackwitz sehr viel weniger Raum ein. Sein Erzähler stützt sich in der Erforschung der großväterlichen Vergangenheit in erster Linie auf eigene Erinnerungen und die mehrbändigen Memoiren des Großvaters. Dabei wird der fiktionale Charakter beider Quellen stets unterstrichen: Im Hinblick auf seine eigenen Erinnerungen ist der Erzähler oft nicht sicher, ob diese eigentlich auf seinen eigenen Erlebnissen beruhen oder ob es Erinnerungen sind „die ich selbst vielleicht gar nicht gehabt habe, sondern von denen mir mein Vater erzählt hat“ (UL 187). Und die Memoiren des Großvaters, „ein Konvolut von vielen Hunderttausend Wörtern“ (UL 25), werden als „ausgedehnte[s] schriftlich-literarische[s] Unternehmen[.]“ (UL 25) bezeichnet, womit wiederum ihr fiktionaler Gehalt betont wird.

329 Jörg Baberowski: *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault*. München 2005, S. 208.

330 Hayden White: *Der historische Text als literarisches Kunstwerk*. In: Ders.: *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses*. Stuttgart 1991, S. 101-122, hier S. 102.

Während der Film in der Kamera des Großvaters für sein Vorhaben nicht brauchbar ist, erweisen sich die Memoiren demgegenüber als erfolgsversprechender, wenn es darum geht, etwas über den Großvater zu erfahren:

Aber vielleicht ist alles auch ganz anders gewesen. Was weiß ich. Er hat ja weder mir noch sonst jemandem je etwas darüber gesagt. [...] Und so bleibt mir heute nichts, als auf den zahlreichen zwiebelschalendünnen Blättern jener Kladden nachzulesen, wovon es meinem Großvater zu Lebzeiten eigentlich gegangen ist; wovon er geträumt hat und warum er so enttäuscht war. (UL 108f.)

Dass diese Memoiren zusammen mit den anderen Informationen, die der Erzähler über die eigene Familiengeschichte zusammentragen kann, wiederum ein fiktionales Deutungskonstrukt ist, wird durch ein weiteres Gedankengebäude ergänzt, das Wackwitz aus der psychoanalytischen Theorie aufgreift:

Wenn sich in der Folge trotzdem ein Sinn zeigte, dann auf eine viel kompliziertere und fragwürdigere Weise, nicht als die Pointe einer klassischen Anekdote, sondern als unsichtbares Zentrum der verwirrenden, verborgenen und verschlungenen Windungen des Familienromans. (UL 17f.)

Der Begriff des „Familienromans“, den Wackwitz auch als Untertitel seines Romans gewählt hat, wird im Roman immer wieder leitmotivisch aufgenommen. In ihm klingt weit mehr als eine literaturwissenschaftliche Genrebezeichnung an, vielmehr führt er zu Sigmund Freuds Aufsatz „Der Familienroman der Neurotiker“ (1909),³³¹ in dem Freud den Begriff als „eine ganz besondere Tätigkeit der Phantasie“ definiert, bei der das Individuum die eigenen Familienbeziehungen in der Imagination neu entwirft und im eigenen Sinne verändert. Der Verweis auf den Begriff des ‚Familienromans‘ geht in Wackwitz’ Text konform mit der Vorstellung der historischen Erzählung, die notwendigerweise fiktionale Züge trägt. Und analog zu Freuds ‚Familienroman‘, in dem die Wünsche und Bedürfnisse des dort neurotischen Subjekts der Erzählung Gestalt geben, bildet auch in Wackwitz’ Roman die Erzählgegenwart den Fluchtpunkt der Vergangenheitsrekonstruktion.

Der Erzähler konzipiert die Geschichtserzählung als Reise im doppelten Sinn. Einerseits besucht er tatsächlich die Orte, an denen der Großvater gelebt hat (vor allem im heutigen Polen), gleichzeitig ist die Reise metaphorisch zu verstehen als Beschäftigung mit dem Erfahrungshorizont der Großvatergeneration, der als „fremdes Land“ bezeichnet wird. Mit dem Bild der Reise ruft der Roman ein in der Literaturgeschichte

331 Sigmund Freud: *Der Familienroman der Neurotiker* (1909). In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. VII: *Werke* aus den Jahren 1906–1909. Frankf./M. 1999, S. 227-231.

seit dem 18. Jahrhundert virulentes Paradigma der Vergangenheitserzählung auf, mit dem die typische Metaphorik der Verräumlichung verbunden ist. Vor diesem Hintergrund ist *Ein unsichtbares Land* durchaus als postkolonialer Roman zu lesen, da in ihm die Raummetaphorik gerade im Zusammenhang mit der deutschen Kolonialgeschichte eine wichtige Rolle spielt. Wackwitz nutzt zwar das Modell der Reise, erteilt aber der visuellen Weltaneignung eine Absage – es bleibt eben ein *unsichtbares Land* –, was paradigmatisch ist für postkoloniale Ansätze.³³²

Obwohl die durch die historischen Brüche des 20. Jahrhunderts getrennten Erfahrungsräume von Enkel und Großvater zunächst als endgültig voneinander separiert dargestellt werden (das Land des Großvaters sei untergegangen, heißt es), findet der Erzähler schließlich doch noch eine Form der nachträglichen Verständigung und einen Zugang zum Erfahrungshorizont des Großvaters. Während der Lektüre der Stellen in den Memoiren, die beim Enkel das stärkste Gefühl der Fremdheit evozieren – das nationalistische und rassistisch-völkische Denken des Großvaters – stößt der Enkel auf geistesgeschichtliche Traditionen in der Gedankenwelt von Andreas Wackwitz, die sich als „Schlüssel“ (UL 183) zum Verständnis der fremden Erfahrungswelt erweisen: Es sind Johann Gottlieb Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, in denen Fichte seine Konstruktion der Deutschen als „Urvolk“ entwirft und damit einen Grundlagentext der deutschnationalen Bewegung formuliert hat, der von den Nationalsozialisten später in ihrem Sinne funktionalisiert wurde. Wackwitz' Erzähler glaubt in Fichtes *Reden* „den Schlüssel zum Innenleben meines Großvaters (und Adolf Hitlers)“ (UL 183) entdeckt zu haben. Nach der Lektüre von Fichte hat der Enkel das Gefühl, den Großvater zu verstehen:

Je weiter ich mich in die feldherrenartig stipulatorischen, merkwürdig adolphytlerhaften Ursprungsphantasien, Ableitungen, Folgerungen, Forderungen und Aufrufen des idealistischen Philosophen hineinverlor, desto deutlicher hatte ich das Gefühl, jetzt nicht nur den Neger-Unsinn meines Großvaters zu verstehen, sondern auch [...] den Gang durch das Aufstandsgebiet, den Stolz Andreas Wackwitz', seine Dummheit, seinen Mut, seine Angst. (UL 171)

Trotz aller anspielungsreicher Hinweise darauf, dass die Vergangenheit nicht einholbar sei – dass der Film in der wieder aufgetauchten Kamera nicht entwickelt werden kann,

332 Vgl. Doris Bachmann-Medick: *Texte zwischen den Kulturen: ein Ausflug in „postkoloniale Landkarten“*. In: *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*. Hg. v. Hartmut Böhme u. Klaus R. Scherpe. Reinbek b. Hamburg 1996, S. 60-77, hier S. 69.

Erinnerungen nicht zuverlässig und die Erfahrungswelten durch große Distanzen voneinander getrennt sind – findet der Erzähler in Stephan Wackwitz' *Ein unsichtbares Land* letztlich doch einen Zugang zur Geisteswelt des Großvaters. Der entscheidende Schritt in diesem Verstehensprozess scheint allerdings nicht nur das ‚Sich-Hineinverlieren‘, also die auch emotional nachvollziehende Aneignung, zu sein. Erst die Übertragung der fremden Lebenswelt auf die eigenen Erfahrungen lässt den Enkel die vorherige geschichts- und erinnerungstheoretische Skepsis vergessen: Er nimmt die Reden Fichtes zum Anlass, sich in die Gedankenwelt seines Großvaters einzufühlen und entdeckt in diesem Prozess Parallelen zu seiner eigenen Gedankenwelt während seines Engagements im kommunistischen Studentenbund MSB Spartakus in den 1970er Jahren. Dabei spielt die Person Rudi Dutschkes eine zentrale Rolle. Nicht nur arbeitet der Erzähler in den Reden und im Duktus Rudi Dutschkes und anderer Protagonisten der deutschen Linken die „Fichte-Tradition der Flammenrede“ (UL 248), „die Monologe Hamlets und das Alte Testament“ – Spuren also der weit zurückreichenden geistesgeschichtlichen Tradition, die auch in der Zeit des Großvaters wirksam waren – heraus, sondern er kommt zu dem Schluss, dass er seinem Großvater „vielleicht nie im Leben so nah gewesen [ist] wie [...] während der Jahre, als ich mich so weit von ihm und seinen Ansichten entfernen wollte wie möglich; zur Zeit meines Flirts mit dem anderen Totalitarismus“ (UL 223). Hier und an weiteren Textstellen wird deutlich, dass Wackwitz nationalistisches und rechtskonservatives Denken mit sozialistischen Überzeugungen strukturell gleichsetzt – beides geht für ihn mit vergleichbaren totalitären Strukturen einher. Er erzählt, dass der Großvater ihn zu Beginn seines Studiums davon zu überzeugen versuchte, einer schlagenden Studentenverbindung beizutreten, was er aber ablehnte:

Übrigens würde ich, so wenig ich es an jenem Oktobermorgen schon wusste, vergeblich alles ganz anders zu machen versuchen. Ich würde einen Großteil meiner kostbaren Studienjahre durch die Mitgliedschaft in einem jener karnevalistisch-kommunistischen Kampfverbände versauen, eine freiwillige Sklaverei, die ich auf mich nahm, Weltläufigkeit und Freiheit in den Wind schlagend. (UL 58)

Rückblickend setzt er seine Mitarbeit in der kommunistischen Studentenvereinigung mit einer Mitgliedschaft in einer schlagenden nationalistisch ausgerichteten Verbindung gleich – in beiden sieht er totalitäre Strukturen, die den Einzelnen entmündigen und ihn in seiner Freiheit einschränken. Wackwitz spielt damit implizit auf die Diskussion über den ‚Linksfaschismus‘ an – ein Begriff, den Habermas Ende der sechzi-

ger Jahre gebraucht hatte, um seine Kritik an antiliberalen und antidemokratischen Tendenzen der APO provokativ zu formulieren und vor der drohenden Eskalation der Gewalt zu warnen. Die Diskussion über faschistische Strukturen innerhalb linker Ideologien hat eine lange Tradition und wurde z.B. von Hannah Arendt schon in den 1950er Jahren in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* geführt und war auch später im Historikerstreit ein zentrales Thema. Wackwitz' Rekurs auf dieses Thema ist nicht als geschichtsrevisionistische Tendenz zu interpretieren, sondern ist Teil einer bewusst inszenierten rückblickenden Selbstkritik, in der die Studentenbewegung als Wiederkehr gleich mehrerer unbewusst sich artikulierender Traditionen gedeutet wird.

Die Tatsache, dass sein Großvater, Andreas Wackwitz, in den 1940er Jahren mit seiner Familie nach Luckenwalde, in den Geburtsort Rudi Dutschkes, gezogen ist, wertet der Erzähler nicht als Zufall, sondern veranlasst ihn, darin einen Umstand zu sehen, der den Großvater „in das geisterhaft-bedeutungsvolle Licht“ rückt, „das nicht im wirklichen Leben herrschen sollte, sondern eigentlich und legitimerweise nur in den Gegenden und Zeiträumen des Romans“ (UL 49):

Das unterirdische Zusammentreffen meines Großvaters mit dem größten Charismatiker meiner Generation [...] kommt vielleicht nicht nur mir, in dessen Leben Rudi Dutschke [...] keine kleine Rolle gespielt hat, gespenstisch vor. (UL 50)

Mit seinem Großvater und Rudi Dutschke, so der Erzähler, seien

zwei Menschen nach Luckenwalde gekommen, deren gemeinsame Anwesenheit [...] mein eigenes Leben bestimmt hat und mit deren unsichtbarer Verbindung ich mir weit über meinen Familienroman hinaus die Geschichte meiner Lebenszeit und Generation ein wenig verständlicher machen und in einem tröstlicheren Licht erscheinen lassen will. Indem ich mir (mit gottweiß welchem Recht) einbilde, über meinen Großvater in Luckenwalde das eine oder andere zu wissen, kann ich mir zugleich einbilden, etwas Genaueres und sogar Neues über den [...] Mann in Erfahrung gebracht zu haben, der eine Zeit lang der unbestrittene Führer meiner Altersgenossen war. (UL 224f.)

Wackwitz konstruiert eine Verbindung zwischen seinem Großvater und Rudi Dutschke, in der das nationalistische ‚Erbe‘, wie es sich in der „Fichte-Tradition der Flammenrede“ (UL 248) artikuliert, tradiert wird und Ähnlichkeiten zwischen scheinbar entgegengesetzten ideologischen Positionen hergestellt werden.

Gleichzeitig wird die Studentenbewegung aber auch als Erfüllung eines heimlichen Auftrags der ermordeten jüdischen Opfer des Nationalsozialismus gedeutet. Wackwitz bezeichnet die Studentenbewegung als „politischen Familienroman der Bundesrepublik“, in dem sich die Akteure „in Hamletbesessenheit durch Gespenster jüdischer Vätergestalten“ (UL 249) als „Erben“ der Ermordeten verstanden hätten.

Wackwitz rekurriert damit auf eine verbreitete psychohistorische Deutung der Studentenbewegung, wie sie u.a. der Kulturwissenschaftler und Psychoanalytiker Christian Schneider vorgeschlagen hat.³³³ Die „(Gegen-)Identifizierung“ der ‚68-Generation‘ mit den Opfern ihrer Vätergeneration war nach Schneider „eine sozialpsychologisch notwendige Passage“, „um nicht von der gefürchteten Last einer mörderischen Erbschaft erstickt zu werden.“³³⁴

In Wackwitz' Roman illustriert der Erzähler seine Deutung der deutschen Nachkriegsgeschichte am Beispiel Rudi Dutschkes, den er als Sprachrohr der zerstörten jüdischen Philosophien und Denkgebäuden wahrnimmt. Seine Stimme, die er auf Tonbandaufnahmen hört, schien „nicht vom Ende der sechziger, sondern aus den zwanziger Jahren zu kommen [...]“. Dutschkes Stimme wirkt, als sei sie auf einer spiritistischen Sitzung aufgenommen. Schon als er noch lebte, klang Rudi Dutschke, als rede er in der Sprache der Toten.“ (UL 256) Mit dem Toten sind hier die Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen gemeint, mit denen sich die ‚68er‘, so Wackwitz' implizite These, identifiziert haben:

Es ist, als habe sich dieser damals ja noch sehr junge Mann in einem ganz körperlichen Sinn als *Medium* vergessener Theorien verstanden, deren Schöpfer und ursprüngliche Sprecher zu der Zeit, als er in Luckenwalde ein Kind war, in den Konzentrationslagern ermordet wurde oder im Exil überlebte. Er ist ihr Erbe. Er ist ein Bote, vielleicht ein Engel. Er ist nicht von hier. Rudi Dutschkes Stimme verrät etwas über den politischen Familienroman, von dem nicht nur sein spärliches, verstreutes [...] schriftliches Lebenswerk bestimmt war, sondern vor allem sein charismatisches Leben und politisches Prophezeien. (UL 257)

Dass Rudi Dutschke sich einbildete, selbst Jude zu sein, wie der Erzähler den Erinnerungen von Gretchen Dutschke entnimmt, spitzt die These von der unbewussten Identifikation mit der Opferseite noch weiter zu. Auch sein eigenes Engagement im kommunistischen Studentenbund deutet Wackwitz als Abwendung von der familiären Herkunft und „Suche nach neuen Solidaritäten“, „denen ich meinen Ursprung stattdessen verdanken wollte“ (UL 91) – als Versuch also, sich von der Tätergenealogie zu befreien und sich mit den Opfern zu identifizieren.

Auffallend ist, wie Wackwitz seine Interpretation der Studentenbewegung mit seiner eigenen Familiengeschichte koppelt. In Luckenwalde treffen mit seinem Großva-

333 Vgl. z.B. Christian Schneider: *Der Holocaust als Generationsobjekt*. Zur besonderen Rolle Adornos und der Kritischen Theorie als Identifikationsobjekte siehe: Christian Schneider/Cordelia Stillke/Bernd Leineweber: *Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der Kritischen Theorie*. Münster 2000.

334 Christian Schneider: *Der Holocaust als Generationsobjekt*, S. 68.

ter und Rudi Dutschke zwei Repräsentanten zentraler historischer Prozesse im 20. Jahrhundert zusammen. So konstatiert der Erzähler, dass es ihm „heute, nach Abfassung dieses Berichts über meinen Großvater, scheint [...], dass die Hamletprophetie von 1968, unser aller Verwandlung ins Personal dieser Tragödie, irgendwann zwischen 1940 und 1945 in Luckenwalde begonnen haben muss.“ (UL 266) Hier wird deutlich, dass Wackwitz den Nationalsozialismus und Holocaust in seiner Bedeutung für das 20. Jahrhundert nicht relativiert, wie man es z.B. angesichts seiner Thematisierung anderer Völkermorde im Rahmen des Kolonialismus und der Evokation der Debatte um den ‚Linkfaschismus‘ vermuten könnte. Er bettet ihn vielmehr in den Kontext der Entstehungsbedingungen (für die der Großvater steht) und den Folgen (für die Dutschke steht) ein. Luckenwalde nimmt in dieser Konzeptualisierung deshalb eine so bedeutungsvolle Rolle ein, weil sich an diesem Ort die individuelle Familiengeschichte mit der ‚großen‘ Geschichte treffe. Auf diesem Weg gelingt es dem Erzähler, „ein familiäres Verhältnis zu einigen zentralen Ereignissen des letzten Jahrhunderts“ (UL 47) zu gewinnen.

Der individuelle Erinnerungsvorgang und der subjektive Zugang zur Geschichte, die dieses ‚familiarisierte Verhältnis‘ zur Geschichte hervorbringen, scheinen in *Ein unsichtbares Land* ausschlaggebend zu sein für eine ‚Entwicklung‘ des Bildes von der Vergangenheit:

Es ist, als hätten sich die Bilder eines fremden Lands und eines toten Mannes, die ein halbes Jahrhundert lang in einem Pappkarton in Tegel vergessen worden waren, untermessen in meinen Vorstellungen und Erinnerungen entwickelt, „also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit.“ (UL 35f.)

Nicht nur der Gedanke des im Erinnerungsvorgang implizierten kreativen Akts steht bei dieser Konzeption historischer Erkenntnis im Zentrum, sondern auch die Vorstellung einer notwendigen Latenzphase, so z.B., wenn der Erzähler feststellt, dass es dem „Enkel vorbehalten sei“, die Gespenster zu sehen, die den Weg des Großvaters kreuzen (UL 100). Noch deutlicher wird dies im folgenden Zitat:

Als hätte, nach Jahrzehnten des Schweigens und der nervösen Gleichgültigkeit, eine 1939 im Südatlantik für mich ausgesetzte Flaschenpost wider alle Wahrscheinlichkeit jetzt doch noch ihr Ziel erreicht. (UL 34f.)

Das Motiv der Flaschenpost und das damit aufgerufene Konzept der Latenz erinnern an Walter Benjamins geschichtstheoretisches Modell der nachträglichen Lesbarkeit,

jenem „historischen Index“, der nicht nur sagt, dass die Bilder „einer bestimmten Zeit angehören, sondern vor allem, daß sie erst in einer bestimmten Zeit zur Lesbarkeit kommen.“³³⁵ In seiner Übertragung der Gedächtnismetaphorik auf die Photographie schreibt Benjamin:

Geschichte ist wie ein Text, in den die Vergangenheit wie auf einer lichtempfindlichen Platte Bilder eingelagert hat. Erst die Zukunft besitzt die Chemikalien, die nötig sind, um dieses Bild in aller Schärfe zu entwickeln.³³⁶

Stephan Wackwitz' Roman greift dieses Benjaminsche „Jetzt der Erkennbarkeit“ auf und verknüpft es mit unterschiedlichen generationellen Erfahrungsräumen. Der Text zielt damit auf eine Veranschaulichung der von berühmten „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“³³⁷, die das Paradigma der historischen Generationen prägt – oder, wie Reinhart Koselleck es in seiner Darstellung der Beschleunigungsindikatoren für die Zeit seit dem 18. Jahrhundert beschrieben hat: „Die Generationen lebten zwar in einem gemeinsamen Erfahrungsraum, der aber wurde [...] nach politischer Generation und sozialem Standpunkt perspektivisch gebrochen.“³³⁸ Die Metapher der fremden Länder für die unterschiedlichen generationellen Lebenswelten illustriert die Kosellecksche Beschreibung der Mehrschichtigkeit „zur gleichen Zeit“. Zugespitzt wird diese Multiperspektivität am Ende des Romans, an dem eine Erzählung des Vaters des Erzählers – also der Zwischengeneration – steht, in der er in einem literarischen Versuch den Untergang der „Adolph Woermann“ beschreibt – und damit dem Erzähler „als eine viel schönere Botschaft aus dem Land der Toten“ erscheint, „als wenn sich auf dem belichteten Film jener durch das Jahrhundert gekommenen Kamera noch ein Bild meines Großvaters [...] erhalten hätte.“ (UL 275f.)

Um die gleichzeitig vorhandenen, aber unterschiedlichen Perspektiven auf die Vergangenheit zu markieren, nutzt der Erzähler das Konzept der Generation als strukturierendes Element. Doch auch wenn der autobiographische Erzähler seine eigene Perspektive ebenso als „Land“ bezeichnet wie die Lebenswelt des Großvaters, und sie damit als erkenntnistheoretischen Standpunkt zu relativieren scheint – fällt seine

335 Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg v. R. Tiedemann u. H. Schweppenhäuser. Bd. V. Frankf./M. 1982, S. 577.

336 Walter Benjamin: *Abhandlungen*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg v. R. Tiedemann u. H. Schweppenhäuser. Bd. 1. Frankf./M. 1974, S. 1238.

337 Vgl. dazu Wilhelm Pinder: *Das Problem der Generationen in der Kunstgeschichte Europas*. Berlin 1928.

338 Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankf./M. 1979, S. 367.

scheinbar posthistorische Positionierung auf. Nicht nur ordnet er die Ereignisse im Leben seines Großvaters in große historische Zusammenhänge ein – er spannt immer wieder Bögen vom Mittelalter bis zum Ende der alten Bundesrepublik 1989 – er historisiert auch sein eigenes Leben, insbesondere sein politisches Engagement während der Studentenbewegung.

Das Ende der DDR markiert für Wackwitz neben dem Jahr 1918 die zweite große Zäsur in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Erst mit 1989 ist für ihn das Ende der Nachkriegsgeschichte gekommen, in der die Folgen der beiden Weltkriege an Gewicht verlieren: „Der Erste Weltkrieg ist 1918 überhaupt nicht zu Ende gegangen; er ging weiter bis 1989, und in gewisser Weise hat nicht nur mein Vater, sondern auch ich in ihm weitergekämpft und erst in den letzten fünfzehn Jahren des Jahrhunderts aus ihm herausgefunden.“ (UL 133) Erst aus dieser scheinbar posthistorischen Perspektive heraus ist es dem Erzähler möglich, die untergründigen geistesgeschichtlichen Kontinuitäten zu erkennen, die er mit dem Gefühl, dass „der Spuk im Pfarrhaus von Anhalt [also im Haus des Großvaters. N.G.] in meinem Leben weitergegangen ist“ (UL 11) benennt.

Es wollte mir beim Lesen manchmal scheinen, als hätten sich über die Jahrzehnte mein Leben und das Leben meines Großvaters hinter meinem Rücken miteinander verständigt. Fast ein halbes Jahrhundert, sage ich mir manchmal und sehe kopfschüttelnd von dem vergilbten Durchschlagpapier auf, habe ich gebraucht, um ihnen auf die Schliche zu kommen. Es war ein rührendes Wiedersehen. (UL 35)

Die Vorstellung der beiden ‚Leben‘, die sich „hinter [s]einem Rücken miteinander verständigt“ haben, führt der Erzähler an anderer Stelle noch weiter aus:

Dass man sich – in verlassenem Zimmern, beim Wandern durch unendliche Parks – schon in diesem Leben erlösen kann von der Person, in die man eingesperrt ist: Das habe ich (auf welchen verschlungenen psychologischen Umwegen, weiß ich nicht) von meinem Vater und von meinem Großvater gelernt oder vielleicht eher: geerbt. Und ich habe das Gefühl, dass dieses Bild verknüpft ist [...] mit Erinnerungen, die ich selbst vielleicht gar nicht gehabt habe, sondern von denen mir mein Vater erzählt hat oder die auf einem anderen Weg aus den Erinnerungen meines Vaters und Großvaters in meine gelangt sind, in einer so tiefen Schicht vielleicht, dass alle Erinnerung und alles Bewusstsein dort drunten in Wirklichkeit eins und nicht mehr unterscheidbar sind. (UL 187)

Mit dem Konzept der Erinnerungen, die im Unbewussten von Generation zu Generation weitergegeben werden, rekurriert der Erzähler auf die psychoanalytische Theorie

des ‚Teleskopings‘³³⁹, die er auch explizit benennt: „Wie die Rohre eines ausziehbaren Fernrohrs, sagen die Generationssoziologen, seien die Erinnerungen und Träume der Väter und Söhne und Enkel ineinander geschoben, und wahrscheinlich lebt wirklich keiner sein innerstes Leben nur für sich.“ (UL 188f.) In der Formulierung, dass „alle Erinnerung und alles Bewusstsein dort drunten in Wirklichkeit eins und nicht mehr unterscheidbar sind“ wird die Macht des kollektiven Gedächtnisses herausgestellt, das seine transgenerationelle Wirkung über das Individuum und dessen Eingebundenheit in die familiäre Genealogie entfaltet.

Für den Erzähler stehen am Ende seines Erinnerungsprojekts die Kontinuitäten im Vordergrund – die sich im Unbewussten fortschreibenden Einstellungen und Haltungen. Während vor dem Hintergrund einer postmodernen Geschichtsauffassung bewährte Sinnzuschreibungen durch Identitätskonzepte wie Nation ihre Plausibilität verlieren, rückt die familiäre Genealogie an deren Stelle und erhält eine bedeutende Aufwertung. Nachdem der Erzähler die unbewusst tradierten Traditionen und Denkweisen reflektiert hat, kann er sich von diesen befreien und sich bewusst alternative philosophische Gewährsmänner wählen.

Er bezieht sich rückblickend auf eine alternative Linie der „deutschen Tradition“, die ihm „gegen [s]einen Großvater helfen würde“ (UL 184) und mit der er sich gegen Fichte abgrenzen kann:

Ich zünde mir noch eine Zigarette an, ich schenke mir noch eine Tasse Tee ein, ich lese durch, was ich bisher geschrieben habe, und denke an Friedrich Schleiermacher, der als kleiner Junge im Anhalter Pfarrgarten stand und darüber nachgegrübelt hat, ob die ganze antike Geschichte vielleicht nur schöne Literatur sein könnte und alle Ursprünge nur Fiktion, jedes Land ein erfundenes, jedes Volk ein Zufall und jede Tradition nur eine Geschichte, die auch anders ausgehen kann. Die wir anders weitererzählen könnten. [...] Schleiermacher hat überhaupt mehr vom Erfinden unserer Tradition gehalten als vom Finden ihres Ursprungs. Vielleicht ist er im frühen neunzehnten Jahrhundert so etwas wie unser Rorty gewesen, ein preußischer *pragmatist liberal*. (UL 179f.)

339 Der Begriff des „Telescopings der Generationen“ oder auch „Ineinanderrückung der Generationen“ geht zurück auf die Psychoanalytikerin Haydée Faimberg, die damit die unbewusste identifikatorische Übernahme von unbewußt spürbaren Familiengeheimnissen bezeichnet hat. Seit den 1980er Jahren werden die Phänomene einer solchen „transgenerationellen Traumatisierung“ insbesondere in der psychoanalytischen Forschung auch im Hinblick auf die Kinder und Enkel von Nazi-Tätern verstärkt in den Blick genommen. Untersuchungen haben gezeigt, dass gerade in so genannten Täter-Familien die Unfähigkeit, miteinander zu reden und das Schweigen zu durchbrechen, die Beziehung zwischen Eltern und Kindern stark prägt – die Schuldverstrickung der Eltern in Verbrechen der Vergangenheit wurde in diesen Familien häufig zum unausgesprochenen, aber immer spürbaren Geheimnis. Vgl. dazu Vgl. Haydée Faimberg: *Die Ineinanderrückung (Telescopings) der Generationen. Zur Genealogie gewisser Identifizierungen*. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 20 (1987), S. 114-142.

Der Bezug auf Schleiermacher wird hier als Wahl eines souverän und bewusst handelnden Subjekts, das sich von den Übertragungen der vorhergehenden Generationen frei gemacht hat, inszeniert. Gespeist wird diese neue Wahl vom poststrukturalistischen Zweifel des Erzählers an kollektiven Identitätskonstruktionen, der sich vor allem auf Konzepte des Ursprungs, wie sie u.a. die Vorstellung von ‚Nation‘ und anderen politischen Kollektiven prägen, bezieht.

Wie bei Uwe Timm spielt der Bezug zur ‚68er-Generation‘ in Wackwitz’ Roman eine zentrale Rolle für den Selbstentwurf des Erzählers. Doch während sich Uwe Timm über die Identifikation mit der Studentenbewegung von der Vätergeneration abgrenzt, distanziert sich Wackwitz von seiner Vergangenheit als ‚68er‘, um darüber die Kontinuitäten in der patriarchalen Linie seiner Familie herauszustellen. Er bricht mit seiner eigenen Biographie und nutzt die inzwischen ebenfalls schon zum Topos gewordene Geste der Selbstkritik der ‚68er‘, um linke Ideologien zu entlarven und, wie Aleida Assmann für das ganze Genre konstatiert, das „eigene[] Ich in einen Familienzusammenhang, der andere Familienmitglieder und Generationen mit einschließt“³⁴⁰, zu integrieren. Mit seiner „forcierten Inszenierung transgenerationaler Kontinuitätseffekte“ werden zudem „die Opfer des Nationalsozialismus [...] ausgeklammert und bedenkliche Parallelen zwischen distinkten historischen Phänomenen erstellt.“³⁴¹

Anders als etwas Ruth Rehmann oder Christoph Meckel ringt Wackwitz nicht mehr mit einer zu ergründenden ‚Wahrheit‘ über die Vergangenheit oder mit einem moralischen Urteil, wie auch noch Uwe Timm. Bei Wackwitz wird die Rekonstruktion der Vergangenheit vielmehr zu einem Spiel mit Theorien und geistesgeschichtlichen Positionen. Aus seiner postmodernen Position heraus stellt sich die Frage nach Bruch und Kontinuität nicht mehr als existentielle, die Ambivalenz gegenüber den Vätern erzeugt keinen Leidensdruck mehr. Wackwitz bedient sich bei seiner Positionierung im familiären und politischen Gefüge bei verschiedenen Diskursen. Die Herausforderung, die nationalsozialistische Vergangenheit als eine mit der eigenen Familienge-

340 Aleida Assmann: *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur*, S. 26.

341 Julian Reidy: *Rekonstruktion und Entheroisierung. Paradigmen des ‚Generationenromans‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, S. 145.

schichte verwobene zu akzeptieren, hat bei Wackwitz ihre moralische Dimension verloren.

4.3. Dagmar Leupold: Nach den Kriegen (2004)

Wie in Christoph Meckels *Suchbild* und Sigfrid Gauchs *Vaterspuren* steht auch am Anfang von Dagmar Leupolds autobiographischem Roman *Nach den Kriegen* der Tod des Vaters als Erlebnis, das die folgende Vater- und Selbstsuche auslöst. Auch hier bildet die Konfrontation der Ich-Erzählerin mit dem Sterben und Tod des Vaters zudem die Rahmenhandlung: Im ersten Teil befindet sich die Erzählerin auf dem Weg aus den USA (wo sie inzwischen lebt) nach Deutschland zur Beerdigung ihres Vaters, die sie aufgrund einer Flugverspätung aber verpasst. Während des Fluges schildert sie ihre Erinnerungen an den letzten Besuch am Sterbebett des Vaters im Krankenhaus drei Wochen zuvor – eine Begegnung, die von einer auch in dieser Situation unüberbrückbaren Distanz und Fremdheit gekennzeichnet ist und an deren Ende die Erkenntnis steht, dass sie „fast nichts über ihn [wußte]“³⁴². Es folgt der Versuch, sich dieses fehlende Wissen über den Vater anzueignen.

Der Vater, Rudolf Leupold, wurde 1913 in Bielitz (heute Polen) geboren und gehörte zur dort ansässigen deutschen Minderheit. Er studierte in Lemberg Mathematik und Physik. 1935 trat er in die von der nationalsozialistischen Ideologie beeinflussten *Jungdeutschen Partei für Polen* ein und hatte nach seinem Studium zwei Kreisschulratsstellen im Generalgouvernement Polen. Im April 1941 wurde er Mitglied der NSDAP, im Oktober desselben Jahres kam seine Einberufung zur Wehrmacht, kurz darauf wurde er an der Ostfront verwundet. Leupold skizziert den Vater als Vertreter einer Generation von Männern, die Michael Wildt als „Generation des Unbedingten“³⁴³ beschrieben hat: Tief von völkischer Ideologie geprägt, gehörten für diese Männer Härte, Kälte und ‚wissenschaftlicher‘ Rassismus ebenso zu ihren Tugenden wie die Vorstellung einer völkischen Neuordnung Europas. Die Erzählerin verbindet

342 Dagmar Leupold: *Nach den Kriegen. Roman eines Lebens*. München 2004, S. 31. [Zitatangaben aus dieser Ausgabe werden im Folgenden abgekürzt durch „NK“]

343 Vgl. Michael Wildt: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*. Hamburg 2003.

diese Deutung mit dem Stichwort der „kalten persona“, die Helmut Lethen als typisches Merkmal der Zwischenkriegsgeneration herausgestellt hat.³⁴⁴

Methodisch und stilistisch besteht Leupolds Roman aus zwei ganz unterschiedlichen Teilen. Im ersten Teil beschreibt die Ich-Erzählerin die Erinnerungen an die eigene Kindheit und Jugend, v.a. an die 1950er und 60er Jahre, in epischer Ausgestaltung und im Rückgriff auf eine zum Teil sehr bildhafte und poetisch dichte Sprache. In diesen Kapiteln werden, ähnlich wie in vielen Texten der früheren Väterliteratur, eindringliche Bilder vom kleinbürgerlichen Familienleben in der Nachkriegszeit der Bundesrepublik evoziert. Die Erzählerin beschreibt eine patriarchale Ordnung, dominiert vom autoritären Vater, der das Leben seiner Familie – der Frau und der drei Töchter – teilweise regelrecht tyrannisiert. Im zweiten Teil geht der Roman dagegen weit über die subjektiven Kindheitsbilder hinaus, und die Erzählerin bezieht eine Reihe weiterer Quellen und Dokumente in ihre ‚Spurensuche‘ ein: Kriegs- und Nachkriegstagebücher des Vaters, Auszüge aus seinen literarischen Schreibversuchen, historische Quellen und geschichtswissenschaftliche Arbeiten. In diesem Teil hat der Text einen stark essayistischen und reflexiven Charakter. Im Anhang des Romans befindet sich eine Literaturliste, die den dokumentarischen Charakter des Textes noch unterstreichen soll. In der Mischung aus persönlicher Erinnerung, explizit gekennzeichnete Fiktion und dokumentarischem bzw. historiographischem Material ähnelt Dagmar Leupolds Roman Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*. Doch obwohl Leupold zum Teil auf die gleichen historischen Forschungen wie Uwe Timm zurückgreift, wie z.B. auf die Studie *Ganz normale Männer* von Christopher Browning, ist die literarische Strategie in *Nach den Kriegen* eine ganz andere und unterscheidet sich im Ergebnis grundlegend von Timms Erinnerungstext.

Genau wie in vielen anderen Texten des Genres spielt auch bei Leupold der Impuls der eigenen Identitätsfindung eine zentrale Rolle bei der Rekonstruktion der Vergangenheit des Vaters. Eine Episode im Krankenhaus zu Beginn des Romans macht dies deutlich und setzt darüber hinaus die emotionale Distanz zwischen Vater und Tochter plastisch in Szene. Von der Begegnung mit dem im Sterben liegenden Vater hatte sich die Erzählerin nicht nur Nähe, sondern auch Erkenntnis erhofft – Erkenntnis über sich selbst:

344 Vgl. Helmut Lethen: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankfurt/M. 1994.

Ich hatte mir [...] Klarheit vom Ende erhofft. Auf einen Schlag zu begreifen, was es hieß, Tochter zu sein, Tochter dieses Mannes. Es war aber alles wie immer: Unlust, Hadern, versehrte Liebe, Wunsch nach Ferne. Entsprungen will man sein, nicht erzeugt. Hier aber wurde alles wieder auf die Anfänge zurückgeführt. (NK 30)

Auch der bevorstehende Tod führt nicht zu der erhofften Nähe zum Vater, eine Nähe, die Voraussetzung zu sein scheint, um zu begreifen, „was es hieß, Tochter zu sein, Tochter dieses Mannes“. Auffällig an dieser Passage ist der Wunsch nach Abgrenzung zum Vater: „Entsprungen will man sein, nicht erzeugt.“ In dieser Äußerung artikuliert sich nicht nur die Sehnsucht nach einer geschichtslosen Herkunft, sondern auch und in erster Linie der Wunsch, mit der familiären Genealogie zu brechen, der Wunsch nach einem Ursprung ohne genealogische Bindung. Diese Sehnsucht nach dem Lossagen vom Vater wird auch an anderen Stellen deutlich: So behauptet die Erzählerin von sich, dass sie, im Gegensatz zur Sammelleidenschaft des Vaters, möglicherweise deshalb nie etwas gesammelt habe, „um dem Vater nicht auch noch in einem Bereich zu ähneln, den ich selber beeinflussen konnte wie zum Beispiel die Wahl meiner Steckenpferde“ (NK 22). An anderer Stelle schreibt sie:

Ich ging nach Italien; eine von vielen Entscheidungen, die aus dem Wunsch geboren waren, das genaue Gegenteil dessen zu tun, was über die Familiengeschichte gewissermaßen standardisiert, als Norm vorgegeben worden war. (NK 24)

Die Erzählerin ist in die USA ausgewandert und hat dort eine Familie gegründet. Auch darin zeigt sich ihr Wunsch, die eigene Herkunft hinter sich zu lassen und einen Neuanfang zu machen. Dass beim Anblick des Vaters auf dem Sterbebett aber „alles wieder auf die Anfänge zurückgeführt wurde“, zeugt von der Vergeblichkeit der wiederholten Versuche, sich der familiären Abstammung zu entziehen. Die Erzählerin realisiert beim Wiedersehen mit ihrem Vater im Krankenhaus, dass ihre Abgrenzungsbestrebungen nicht erfolgreich waren und sie „fast nichts über ihn [wußte]“ (NK 31) – womit sie auch seine Vergangenheit als überzeugter Nationalsozialist meint. Sie rekapituliert die „Legendenbildung“, die die Erzählungen über die Vergangenheit in der Familie beherrscht haben und stellt fest: „[A]ber unsere [...] hielten nicht stand.“ (NK 33) Die Erzählerin ist sich der verschwiegenen Inhalte der Erzählungen der Eltern bewusst:

Das Erzählte erstickt das Nichterzählte – so geht der Alltag verloren. Möglicherweise sind Kinder für Eltern der beste Anlaß, der eigenen Biographie die Ordnung einer Geschichte zu unterlegen, auch weichzuzeichnen – alles auszulassen, mit dem man uneins ist, von dem man beschämt ist, wovon man sich fürchtet. (NK 32)

Die Vergangenheit des Vaters – und damit ist insbesondere seine affirmative Haltung zum Nationalsozialismus gemeint – wird bei Leupold als ein unausgesprochenes Wissen beschrieben, das an die Tochter weiter tradiert wurde und diese an den Vater bindet. Diese verschwiegenen Inhalte sind konstitutiver Bestandteil der Identität der Erzählerin geworden. Die darauf folgende Rekonstruktion ihrer Kindheit und der Vergangenheit der Eltern, vor allem des Vaters, ist ein Versuch, auch die ‚ausgelassenen‘ Bereiche mit in die Erzählung aufzunehmen und Klarheit über die Vergangenheit zu erlangen. Mit der Vorstellung, das Verschwiegene aufzudecken, um sich von ihm befreien zu können, ruft Dagmar Leupold die Freudsche Vorstellung von ‚Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten‘ auf, die Freud im Hinblick auf die Aufarbeitung von ins Unbewusste verdrängter Inhalte entwickelt hat.

Wie in Brigitte Schwaigers Erzählung *Lange Abwesenheit* gibt es auch in Dagmar Leupolds Roman neben dieser, genuin mit der nationalsozialistischen Vergangenheit verknüpften Ebene, noch eine zweite, eher psychoanalytisch motivierte Ebene der generationellen Auseinandersetzung. So erfüllt das Schreiben über den Vater für die Erzählerin eine weitere Funktion und ist auch dabei Mittel der Subjektwerdung: Die Notwendigkeit, mehr über den Vater zu erfahren, ist unmittelbar mit der Möglichkeit verbunden, die ‚eigene Geschichte‘ erzählen zu können:

Die Kreise seiner Geschichte und meiner überschneiden sich; die Schnittmenge ist genau umrissen und doch unbekannt und unbenannt. Was er war, bevor er mein Vater wurde, blieb so lange unter einer Schicht schützender Mythen verborgen, wie Erzähler und Zuhörer diese speisten. (NK 33)

Vor diesem Hintergrund kann der Roman als Versuch der Subjektwerdung einer Tochter gelesen werden, die das selbst Erlebte erzählt und diesem damit den Status des Erzählwürdigen erst verleiht. Im Schreiben steckt hier nicht in erster Linie eine Ermächtigung über das Leben des Vaters (wie z.B. bei Meckel), sondern eine Ermächtigung über das eigene Leben, dessen Wert damit erst konstatiert wird.

Obwohl der Vater in der Erinnerung der Tochter immer viel geredet hat – die Familie musste nach dem gemeinsamen Mittagessen regelmäßig seinen Monologen zuhören – wurden seine Erzählungen immer eher „ertragen, nicht aufgenommen“ (NK 44f.). In der Familienkommunikation spielte der Zweite Weltkrieg eine zentrale Rolle:

Der Krieg beherrschte die Gespräche – vielmehr das Reden des Vaters – derartig, daß die Tochter das, was sie selbst erlebte, nicht für wirklich, also für erzählbar, hielt. Der Krieg, der fünfzehn, zwanzig Jahre zurücklag, war das einzige Geschehen, das Erzählung verdiente und erzwang. Und Nichterzähltes, Nichterzählbares gewann einfach nicht den Rang eines Ereignisses. [...] Der Krieg ging mitten durch die Familie; ihn

nicht erlebt zu haben war eine unverdiente Vergünstigung, die man nur schweigend, verschwindend und schuldbewußt in Anspruch nehmen durfte. (NK 45)

Der Krieg als prägendes Erlebnis im Leben des Vaters wird zum Bezugspunkt der Erinnerung und des familiären Identitätsentwurfs. Den Töchtern, die den Krieg nicht erlebt haben, bleibt nur die Möglichkeit, sich negativ darauf zu beziehen. Die Erzählerin nimmt ihre eigenen Erfahrungen als unwirklich und minderwertig wahr; aus psychoanalytischer Sicht bleibt der Tochter angesichts der moralisch unangreifbaren und alles dominierenden Kriegserfahrung des Vaters kein Raum zur Entfaltung der eigenen Subjektivität.

Die Erzählerin greift an mehreren Stellen auf Gefängnismetaphern zurück, um die Omnipräsenz des Vaters zu beschreiben:

Zu überwältigend das Gefühl, eingesperrt zu sein und nicht mehr, nicht weniger, nichts anderes wünschen zu dürfen als das, was durch die Erfüllung der väterlichen Wünsche bereits geschafft, angeschafft war: ein Haus, ein Auto, ein Fernseher. (NK 104)

Dem Gefühl, eingesperrt zu sein, korrespondiert die Empfindung, „Freigang“ zu haben, wenn der Vater nicht zu Hause war.³⁴⁵ Der Schuhkauf wird als „einzige freie Wahl, die den Töchtern blieb“ beschrieben, weil sie hier das „winzige[] Monopol inne“ hatten, nur selbst über die passenden Schuhe urteilen zu können (NK 42). Aber es sind nicht nur die Wünsche des Vaters, die in allen anderen Lebensbereichen allein ausschlaggebend sind, er wird auch zum existentiellen Bezugspunkt der Tochter: „Den Vater gab es auch ohne sie, sie, die Tochter, gab es ohne ihn nicht. Beklemmend war das und raubte den Mut“ (NK 67). Das Gefühl der Mutlosigkeit, das hier benannt wird, resultiert in einer Ohnmacht, die es nicht zuläßt, außerfamiliäre Identifikationsangebote anzunehmen:

[E]s gab eine Ahnung, aber nicht mehr, daß die *Studentenunruhen* mit einem selbst zu tun haben könnten im Unterschied zu der *Vertriebenenpolitik*, den Treffen der *Francken* in Salzburg und den Lautverschiebungen in den slawischen Sprachen. Der Vater äußerte seine Meinung und klebte sie wie ein Preisschild auf das erörterte Thema. So abgefertigt, lud es zu nichts mehr ein. (NK 99)

Die Studentenbewegung, die in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders* für die Erzählinstanz zum zentralen Bezugspunkt für einen Selbstentwurf in Abgrenzung zum Vater wird, bleibt für die Erzählerin in *Nach den Kriegen* ohne Bedeutung, weil die Präsenz des Vaters so stark ist, dass die Tochter diese Möglichkeit zur Emanzipation

nicht nutzen kann. Die Macht, mit der der Vater in *Nach den Kriegen* die Psyche der Tochter vereinnahmt, ist der Position des Vaters in Brigitte Schwaigers *Lange Abwesenheit* ähnlich. Doch anders als die Erzählerin in Schwaigers Erzählung (die eine stellvertretende Beziehung zu einem älteren Mann eingeht) und dem Erzähler in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders* (der sich über einen generationellen Selbstentwurf und der Identifikation mit einer politischen Bewegung vom Vater distanziert), nutzt die Erzählerin in Leupolds Roman das Erzählen und die Imagination selbst, um sich aus der Macht des Vaters zu befreien. So erfindet sie schon als Kind imaginäre Identitäten, die ihr helfen, aus dem tristen und vaterzentrierten Alltag ausubrechen: Mal galoppiert sie in ihrer Vorstellung als Pferd durch die Straßen, mal denkt sie sich ein Alter-Ego mit dem Namen Leonie aus. Das Kind flüchtet sich in fiktive Welten, um der erdrückenden Omnipräsenz des Vaters zu entkommen.

Imagination und literarisches Schreiben dienen aber auch der Erwachsenen als Mittel, einen emanzipatorischen Identitätsentwurf zu etablieren. Dies zeigt sich auch daran, dass die Erzählerin konstatiert: „Eine der ersten Entscheidungen, die ich nach meinem Auszug traf, war die, tippen zu lernen. [...] Das Zehn-Finger-System. Blind“ (NK 160). Das Schreiben im Zehn-Finger-System symbolisiert hier die Loslösung vom Vater, der im Krieg zweieinhalb Finger verloren hat und der Tochter ihre Überlegenheit in diesem Bereich damit nicht streitig machen kann. Während die Tochter dem Vater zunächst noch rein technisch voraus ist, demonstriert sie ihre Überlegenheit dann aber auch durch die Qualität des literarischen Schreibens.

Der zweite Teil des Romans liest sich wie eine literaturwissenschaftliche Analyse: Die Erzählerin zitiert Passagen aus den Tagebüchern des Vaters sowie aus literarischen Schreibversuchen, die er nach dem Krieg verfasst hat und kontrastiert diese mit Auszügen und Erkenntnissen aus der geschichtswissenschaftlichen Forschung. Sie setzt sie aber vor allem in Bezug zu den Texten Ernst Jüngers und Gottfried Benns, als deren „Epigone“ (NK 170) sie ihren Vater sieht. Auf diese Weise versucht Leupold, die mangelnde emotionale Auseinandersetzung des Vaters mit dem Holocaust nachzuvollziehen, wie sie in seinen Texten deutlich wird. Während bei Uwe Timm die Kontextualisierung (und bisweilen Kontrastierung) von Familienerinnerungen durch historiographisches Wissen durch eine souveräne und wertungssichere Erzählinstanz vorgenommen wird, ist diese in Dagmar Leupolds Text wiederholt unentschieden. Stellen-

345 Siehe z.B. NK 86.

weise findet sich eine Erzählerin, die ihre moralische Wertung explizit offen legt – wie im folgenden Beispiel:

Es ist beinahe unmöglich, mit dem heutigen Kenntnisstand über die Abermillionen Ermordeten und Toten des Krieges und dem vielfach gebrochenen Begriff von Heimat das Lauthalse und Schwülstige dieser Forderungen und Ansprüche nachzuvollziehen. Jedes einzelne Flüchtlingsschicksal ist grausam – aber was den Vertreibungen an Vertreibung und Mordorgien vorausging, macht eine Formulierung wie die oben zitierte – *der vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen* [Zitat aus einer Charta des Bundes der deutschen Heimatvertriebenen in Bezug auf die Gruppe der Vertriebenen, N.G.] – anstößig. (NK 182f.)

Auch ihre Kritik an der Haltung des Vaters benennt sie zum Teil klar, z.B. wenn sie vergeblich nach Äußerungen des „Mitgefühls“ (NK 129) für die Opfer der nationalsozialistischen Ideologie in seinen Tagebucheinträgen sucht:

Er hat im Krieg die Berechtigung einer kollektiven Lizenz zum Töten anerkannt und sich selbst damit der Möglichkeit eines individuell verantworteten und begründeten Handelns beraubt. Daß er diesen Verlust nirgends in seinem Tagebuch abgewägt hat, fällt mir schwer zu begreifen. (NK 157)

Doch ist es paradigmatisch für ihre ambivalente Haltung, dass die Erzählerin die darin enthaltene vorsichtige Kritik am Vater sofort wieder relativiert:

Ich denke so, ich kann so denken, weil mir die Kriegserfahrung fehlt – also die Erfahrung, keine Wahl zu haben –, ich denke so, voller Groll auf mich selbst, weil ich es versäumt habe, ihn danach zu fragen. (NK 157)

An dieser Stelle zweifelt die Erzählinstanz an ihrer eigenen Urteilsfähigkeit und traut sich keine Bewertung jenseits von eigener Erfahrung zu. Vielmehr spricht sie sich selbst eine Schuld zu, den Vater nicht gefragt zu haben. Diese Haltung wiederholt sich in der folgenden Passage, in der sich die Tochter fragt, ob es Handlungsspielräume für den Vater gegeben hätte, die er hätte nutzen können:

All das habe ich ihn nie gefragt, und so weiß ich noch immer nicht, ob die Erfahrung des Kriegs, die Erfahrung einer Fernsteuerung also (selbst wenn sie begrüßt wird, bleibt sie das), diesen Fragen bereits ihre Berechtigung nimmt. Mich empören zu können ist womöglich ein historisches Privileg, das mir – durch die Zugehörigkeit zu einer Generation, die den Krieg im eigenen Land nicht aus persönlicher Erfahrung kennt – unverdient in den Schoß gefallen ist. (NK 168)

Die Erzählerin übernimmt hier die durch das Elternhaus etablierte Zuschreibung, bei der die fehlende Kriegserfahrung als unverdientes „Privileg“ gilt – eine Haltung, die an die von Helmut Kohl geprägte Formel der „Gnade der späten Geburt“³⁴⁶ erinnert.

346 Vgl. dazu den entsprechenden Eintrag im *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945*. Hg. v. Torben Fischer u. Matthias N. Lorenz. Bielefeld 2007, S. 226f.

Darüber hinaus klingt in der Beschreibung des Krieges als „Erfahrung einer Fernsteuerung“ eine Deutung an, in der das Subjekt jegliche Verantwortung für das eigene Handeln abgegeben hat. Die Berechtigung eines moralischen Urteils wird an die Kategorie der Erfahrung gekoppelt. Auffällig dabei ist, dass sie bei der Analyse von Texten des Vaters den in ihren Augen von Ernst Jünger übernommenen unpolitischen, rein aufs Ästhetische gerichteten Blick kritisiert und dabei gerade – in ironischem Ton – eine ethische Positionierung fordert:

Er will nur die Beschaffenheit erfassen – der Grausamkeit, der seelischen Verfassung, der Lindenblüte. Was auch immer. Dafür braucht man Unvoreingenommenheit (ein steriles Instrumentarium zur Verhinderung der Kontamination durch ethische oder politisch-ideologische Vorgaben) und Wissensdurst als Antrieb. (NK 169f.)

Während die Erzählerin sich bei ihrem Urteil über das politische Handeln des Vaters nicht festlegen will, die eigene Urteilsberechtigung anzweifelt oder sich auf die Tatsache zurückzieht, dass es kein gesichertes Wissen über seine Ansichten und Handlungsmotivation gibt, fällt ihre Kritik an seinem literarischen Können umso entschiedener aus. Die Erzählerin nutzt ihre Überlegenheit als Schriftstellerin, um sich vom Vater abzugrenzen, wobei der Text dabei über weite Strecken den Stil einer polemischen literaturwissenschaftlichen Analyse annimmt:

Anders als beim bewunderten Thomas Mann tut sich in solcher Verbrämung kein allegorischer Raum auf, der lehrreiche Analogien vermitteln könnte. Der Zuckerguß aus Diminutiven, archaischen und volkstümlichen Wendungen, unter denen nichts zum Vorschein kommt, kommen kann, erstickt alles Kenntliche. Lob des Unwissens. (NK 192)

Indem sie ihren Vater implizit als literarischen Autor ernst nimmt, wird es ihr möglich, ihm auf ihrem eigenen Terrain, dem literarischen Schreiben, auf Augenhöhe zu begegnen und sich kritisch mit ihm auseinanderzusetzen. Hier kann sie dies selbstbewusst tun – ihre Kompetenz und Bewertungsfähigkeit wird nicht durch die mangelnde Kriegserfahrung in Frage gestellt.

Allerdings offenbart sich das literarische Schreiben in Leupolds Roman nicht nur als Möglichkeit der Abgrenzung, sondern ist selbst von der emotionalen Ambivalenz gegenüber dem Vater geprägt. So reflektiert die Erzählerin über die Anfänge ihres literarischen Schreibens:

Bereits als Kind verkündete ich, Schriftstellerin werden zu wollen. War das meine Idee? Oder war das der Reflex auf das vom Vater so beharrlich betriebene, so beharrlich vermiedene Streben nach Form und Format? Die Zweite in der Staffel. Ebensogut kann der Wunsch dem entgegengesetzten Eifer entsprungen sein, mir meine Gestalt

selbst auszusuchen, das Diktat der Gegebenheiten, Abhängigkeiten und Determinationen listig zu unterwandern. (NK 189)

Die Ambivalenz, die hier in den Spekulationen über den Antrieb, schon als Kind schreiben zu wollen, zum Ausdruck kommt – zwischen der Sehnsucht nach bzw. der Akzeptanz von genealogischer Kontinuität (die „Zweite in der Staffel“ sein) einerseits und dem Wunsch nach Abkehr vom Vater, nach dem genealogischen Bruch andererseits – wird von der Erzählinstanz nicht aufgelöst. Und mehr noch – die Ambivalenz wiederholt sich in der Komposition des Romans insgesamt.

So tritt neben die nach dem oben skizzierten Muster der Väterliteratur inszenierte Schreibmotivation – bei der es der Tochter im Schreiben über den Vater um die eigene Identität geht – noch eine zweite, die in einem Prolog mit dem Titel „Vom Verfasser überreicht“ deutlich wird: Der Vater hatte immer einen Roman über sein Leben schreiben wollen, was er aber nie realisiert hat, es gibt nur einige wenige überlieferte Schreibversuche. Es sollte, so teilt die Erzählerin mit, ein Roman sein, „der es geschafft hätte, sein Leben zu bezeugen“ (NK 7):

Im Roman hätte sein Leben eine Form und ein Format erhalten, da er ungeschrieben blieb, schien es ihm immer vergeblicher und ungestalter. Auch mir geht es hier um diese vermißte Gestalt, eine Gestalt, deren Beschädigung durch Krieg geschah, eine Gestalt, deren Bestätigung durch Krieg geschah. (NK 7)

Der Wunsch des Vaters, seinem Leben durch literarische Gestaltung Sinn zu verleihen, wird bei der Tochter zum Versuch, die Widersprüche im Leben des Vaters („Beschädigung“ und „Bestätigung“) in eine Erzählung zu integrieren. Das Schreiben über den Vater wird als Auftrag, als ein vom Vater in Gestalt eines Stempels vererbten Vorhabens gekennzeichnet:

Der Stempel gehört nun mir. Mein Vater hat ihn anfertigen lassen, in der Absicht, diesem den Roman folgen zu lassen, der es geschafft hätte, sein Leben zu bezeugen. [...] Der Stempel liegt vor mir, mit seinem wunderlichen Auftrag. Ich nehme ihn mir zu Herzen. (NK 7)

Die Rekonstruktion der Geschichte des Vaters wird als familiärer Auftrag in Szene gesetzt, den die Tochter vom Vater übernimmt. Vor dem Hintergrund des Prologs ist der Roman (mit dem Untertitel „Roman eines Lebens“) die Realisierung der nie geschriebenen (Auto-)biographie von Rudolf Leupold. Die Tochter übernimmt den „wunderlichen Auftrag“ (NK 7), den Roman über das Leben des Vaters zu schreiben,

und damit die Aufgabe, dem Leben des Vaters retrospektiv Gestalt und Sinn zu verleihen.

Über das Motiv des vererbten Stempels klingt darüber hinaus schon auf der ersten Seite des Textes die Vorstellung der genealogischen Prägung an, die auch im Weiteren eine zentrale Rolle spielt. Der Ton dieser Sätze ist geprägt von emotionaler Nähe – sie übernimmt den Auftrag mit Wohlwollen. Die Evokation eines gern angenommenen Erbes, als das die Rekonstruktion der Geschichte des Vaters so inszeniert wird, steht im überraschenden Gegensatz zum weiteren Text, in dem die Vergangenheit und das Leben des Vaters als erdrückende Last beschrieben werden, die der Tochter die eigene Identitätsfindung unmöglich machen.

So stehen sich in *Nach den Kriegen* zwei Erzählmuster gegenüber: Im Prolog entwirft sich die Erzählerin als in Zuneigung verbundene Tochter, die das väterliche Erbe gerne annimmt, gleichsam das ‚Staffelholz‘ weiter trägt. Im ersten Kapitel dagegen äußert eben diese Tochter den Wunsch, „entsprungen“ zu sein statt „gezeugt“. Sie läutet damit eine Vergangenheitsrekonstruktion ein, die entschieden aus dem Wunsch nach Emanzipation vom Vater, nach dem Erzählen einer ‚eigenen Geschichte‘ getragen ist.

Diese beiden divergierenden Erzählstränge können als subtile Textstrategie gelesen werden, durch die der Text die Ambivalenz der Erzählinstanz – mit dem Nebeneinander von genealogischem Bruch und Kontinuität – auf struktureller Ebene wiederholt. Ob dies eine von der Autorin kompositorisch bewusst eingesetzte literarische Strategie ist oder ob der Text hier die intendierte Bedeutung womöglich unterläuft, muss offen bleiben.

Festzuhalten ist, dass literarisches Schreiben als ein für den Prozess der Identitätsfindung konstitutives Mittel etabliert wird. Dies zeigt sich auch im Untertitel, *Nach den Kriegen. Roman eines Lebens*, der auf eine zentrale Gedankenfigur des Textes – und des (Auto-)Biographiediskurses insgesamt – anspielt: auf das Verhältnis von Fiktion und ‚Wahrheit‘ im Lebens- und somit Identitätsentwurf. Auf den ersten Blick ist Dagmar Leupolds Roman ein Beispiel für die von Sigrid Weigel beschriebenen Texte jüngerer Autoren, die sich „von dem Mythos eines Authentizitätspostulats“³⁴⁷ befreit

347 Sigrid Weigel: *Familienbande, Phantome und die Vergangenheitspolitik des Generationsdiskurses. Abwehr von und Sehnsucht nach Herkunft*. In: *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hg. v. Ulrike Jureit und Michael Wildt. Hamburg 2005, S. 108-126; hier S. 110.

haben, indem sie über historische Ereignisse „im bewußten und gekonnten Einsatz von Fiktion, jenseits von Autobiographie und Authentizität, aber auf der Basis genauer Archivrecherchen“ schreiben und dabei die Opposition von Fakten und Fiktion verabschiedet haben.³⁴⁸ So betont die Erzählerin in *Nach den Kriegen* den Konstruktionscharakter autobiographischen Erzählens:

Möglicherweise sind Kinder für Eltern der beste Anlaß, der eigenen Biographie die Ordnung einer Geschichte zu unterlegen, auch weichzuzeichnen – alles auszulassen, mit dem man uneins ist, von dem man beschämt ist, wovor man sich fürchtet. Kinder sind der Glücksfall von idealem – also geneigtem – Leser, der die Fiktion, daß das Leben seine Geschichten erzählt (statt daß die Geschichten sich das Leben untertan machen) noch stützt. Die Vergangenheit ist nahezu so ungewiß wie die Zukunft, und die Erinnerung ist Parteigänger des Erfolgs. Die Unwahrheit nur eine Frage der Dosierung. (NK 32)

Dass die „Unwahrheit nur eine Frage der Dosierung“ sei, impliziert allerdings, genau wie die hier gesetzte Opposition von ‚Leben‘ und ‚Geschichten‘, dass die Erzählerin einen an ‚Fakten‘ orientierten Wahrheitsbegriff durchaus nicht aufgibt. Doch auch wenn sie an der kategorialen Gegenüberstellung festhält, spricht sie den ‚Fakten‘ nicht automatisch den größeren Wahrhaftigkeitswert zu. Vielmehr findet sich an vielen Stellen ein fast emphatisches Plädoyer für die Fiktion.

So hofft die Erzählerin, gerade mit der Fiktion die generationelle Distanz, die durch die Erfahrung des Krieges konstituiert wird, überwinden zu können:

Der Krieg geht mitten durch die Familie, ein Graben. Auf der einen Seite diejenigen, die ihn erlebt, und auf der anderen diejenigen, die ihn nicht erlebt haben. Vielleicht wäre ein Buch die Brücke gewesen, vielleicht wäre ein Buch die Lüge schlechthin gewesen. Erst in der Imagination gewinnt Gestalt, was mir in der Wirklichkeit entging. (NK 7)

Als „Graben“, der durch die Familie geht, beschreibt sie den Bruch zwischen den Generationen und knüpft die Ursache für diesen an die Kriegserfahrung, die zum entscheidenden differenzstiftenden Element innerhalb der Familie und zwischen den Generationen wird. Im geplanten Roman des Vaters, den dieser aber nie geschrieben hat, hätte sie das Potential gesehen, als „Brücke“ zu fungieren – also die Erfahrungsdifferenz überwindbar zu machen und Verständigung zu ermöglichen. Gleichzeitig hätte das Buch in ihren Augen aber auch „die Lüge schlechthin“ sein können, ein Fortschreiben der familiären Legenden, die zum gegenseitigen Verständnis nichts beitragen. Das Tempus dieser Sätze über die Möglichkeiten bzw. Gefahren literarischen

348 Ebd., S. 110f.

(biographischen) Schreibens erschweren eine Lesart, in der man diese Aussagen als selbstreflexiven Kommentar zum eigenen Schreiben – und zum vorliegenden Buch – interpretieren könnte. Der Zweifel gegenüber den Möglichkeiten literarischer Fiktion wird im nächsten Satz mit Überzeugung (und im Präsens) ausgeräumt – oder doch zumindest sein Gegenteil beschworen: „Erst in der Imagination gewinnt Gestalt, was mir in der Wirklichkeit entging.“ Indem die Tochter sich das Leben des Vaters imaginiert, kann sie dieses fassbar machen und verstehen. Vor diesem Hintergrund kann Dagmar Leupolds Roman auch als ein Versuch gelesen werden, die Möglichkeiten historischer Erkenntnis, also das Verstehen von Ereignissen und Handlungen, die vor bzw. jenseits der eigenen Erfahrung liegen, auszuloten. Die Differenz der historischen Erkenntnisperspektive wird im Text einerseits über den Erfahrungsbegriff – und die Frage: ‚Kann ich verstehen, was ich nicht selbst erlebt habe?‘ konstituiert –, andererseits über den Generationenbegriff motiviert – indem die differenten Erkenntnisperspektiven im Deutungsmuster des familiären Generationenkonflikts beschrieben werden.

In der Opposition von „Imagination“ und „Wirklichkeit“, in der sie der ersten den Vorzug gibt, wenn es um Erkenntnismöglichkeiten geht, nimmt sie das Ergebnis ihres Schreibexperiments schon vorweg: Obwohl sich der Text in die Tradition der nach der Wende erschienenen Generationenromane einreicht und wie diese auf dokumentarisches Material und historiographisches Wissen zurückgreift, scheint für die Erzählinstanz am Ende die literarische Fiktion erkenntnisfördernder zu sein. Und tatsächlich: Dort, wo sie der Romanform vertraut, wo also im Text die subjektiven Kindheits-erinnerungen episch ausgestaltet werden, gelingt ein plastisches Bild vom Vater, und es entstehen eindruckliche Sprachbilder für ein Familienleben im bundesrepublikanischen Nachkriegsdeutschland. Doch die im Vagen und sich auf das ‚Potentielle‘ zurückziehende Erzählinstanz wird dort unglaublich, wo sie ‚reale‘ Dokumente einbezieht.

Im abschließenden Kapitel des Romans mit dem Titel *Mimosen*, in dem die Tochter 13 Jahre nach dem Tod des Vaters das Grab des Vaters anlässlich seines 90. Geburtstages besucht, wird deutlich, dass ihre Rekonstruktion der Geschichte des Vaters ihren Zweck erfüllt hat. Ähnlich wie schon der Prolog ist dieses Kapitel von einem sehr versöhnlichen Ton geprägt. Während die Erzählerin zu Beginn des Romans den Revanchismus der *Franken*, einer österreichischen Vereinigung für Heimatvertriebene,

bei deren Treffen „die alten Grenzen von den Festrednern beschworen und von den anderen betrunken wurden“ (NK 17), anklagt, bezeichnet sie die Sympathie des Vaters für die reaktionäre Gruppierung im letzten Kapitel liebevoll als „Anhänglichkeit“ und seine regelmäßige Teilnahme an den Treffen verharmlosend als „zweimal im Jahr Verkleidung, Karneval, lustige Gespenster aus der Vergangenheit, alte Männer, die in Salzburger Ballsälen ihre alten Runden um junge Frauen drehten.“ (NK 218)

Hatte sie in den vorangehenden Kapiteln die antisemitischen Töne in den Texten des Vaters unerbittlich herausgearbeitet, erinnert sie sich jetzt an die „gute“ Zeit im Elternhaus, in denen jüdische Emigranten ein und aus gingen und vom Vater bei ihrem Neubeginn in Deutschland unterstützt wurden. Zwar fragt sich die Tochter:

Was hätten sie getan, wenn sie gewußt hätten, daß R.L. in den entscheidenden Jahren der Ideologie anhing, die ihre totale Vernichtung verlangte? Hat er selbst darüber nachgedacht, gerätselt? War die herzliche Aufnahme der polnischen Freunde für ihn eine Form der Wiedergutmachung? Auch dies bleiben versäumte Fragen. (NK 219)

Wiederum wertet sie es als eigene Schuld, dass sie dem Vater keine Fragen nach der Vergangenheit gestellt hat, doch scheint eine (auch spekulative) Antwort auf diese Fragen gar keine Bedeutung für sie zu haben. Stattdessen erinnert sie sich mit einem Lächeln an die heimliche Kampagne des Vaters gegen die Gartenzwerge im Garten des Nachbarn. Im Hinblick auf den Vater resümiert die Erzählerin am Ende des Romans:

Legenden machen den Anfang, Legenden bilden den Schluß. Jede Familie erzeugt solche Legenden, kleinere oder größere literarische Zuschreibungen, welche die Verschiebungen im Innern der Konstellation regulieren. Sie speisen sich mehr oder weniger aus der Wirklichkeit. Bei uns waren sie nahezu fiktiv. Weil er so fremd blieb, lud der Vater dazu ein, ihm Vorlieben und Aversionen anzudichten, überhaupt ihm durch Zuschreibungen eine *Gestalt* mit festen Umrissen zu verleihen. So entstanden über die Jahre eigene Vaterlegenden, die sich durch Wiederholung zu einer lebensstauglichen Wahrheit verfestigten. Kein Wissen störte dabei. (NK 217)

Dass es noch immer kein „Wissen“ gibt, auf das sie sich festlegen wollen würde, bewertet sie nicht negativ. Im Gegenteil – den Schluss bildet eine „Legende“ (NK 221) aus dem Kreis der Familienerzählungen über sie selbst, eine Anekdote über ihre eigene Geburt, die der Vater ihr erzählt hat: Wie er sich um sie als Frühgeburt gekümmert, sie gefüttert und sie liebevoll „Grottenmolch“ genannt habe. Dieses Bild von der immer ersehnten Geborgenheit in den Armen des Vaters setzt Dagmar Leupold ans Ende ihres Romans und merkt an, dass es keine Rolle spiele, „ob es so war oder nicht“ (NK 221). Dieser Kommentar demonstriert ihre Überzeugung, in der die Imagination, der

Entwurf von Möglichkeiten, kompensatorische Wirkung entfaltet. In diesem Schlussbild von der Geburt der Erzählerin steckt auch die Anerkennung ihrer Herkunft und der genealogischen Bindung zum Vater.

Dagmar Leupolds Roman *Nach den Kriegen* unterscheidet sich von Uwe Timms und Stephan Wackwitz' Texten vor allem hinsichtlich der Subjektposition: Durch die Erfahrung des übermächtigen und dominanten Vaters hat die Erzählerin eine eher unsichere Position, der die Studentenbewegung als positives oder negatives Identifikationsangebot nicht zur Verfügung steht. Nicht „68“ wird bei ihr zum historischen Deutungsmuster, sondern das Vorhandensein bzw. Fehlen von Kriegserfahrung. Sie übernimmt dieses moralische Argument vom Vater und stellt so ihre eigene Urteilsfähigkeit in Frage. Der Roman stellt dieser fragilen Position aber durchaus einen selbstbewussten Identitätswurf zur Seite, der sich über das Schreiben konstituiert. Mit ihm gelingt der Erzählerin einerseits die Ablösung vom dominanten Vater – der Bruch – andererseits verbirgt sich auch darin eine unauflösbare Ambivalenz: Als Schriftstellerin steht sie in der Kontinuität des Vaters, die darüber hinaus das Buch schreibt, das er immer schreiben wollte. Die Ambivalenz der Erzählinstanz wird in Leupolds *Nach den Kriegen* ähnlich wie in den meisten Texten der Väterliteratur nicht aufgelöst. Vielmehr spiegelt sich diese in den verschiedenen Erzählstrategien und -stilen innerhalb des Romans. Ähnlich wie Timm und Wackwitz greift Leupold zwar auf verschiedene Quellen und Materialien zurück, doch scheint bei ihr das Wissen um den Konstruktionscharakter von Geschichtsschreibung nicht in eine spannungsreiche Gegenüberstellung der verschiedenen Perspektiven zu münden. Vielmehr steht am Ende die Flucht in eine alles relativierende Imagination, die als Heilmittel fungiert und die Ambivalenz zugunsten einer Kontinuitäts- und Symbiosesehnsucht verdrängt.

5. „Die Enkel kommen“ – Kämpfe um die Deutungshoheit der Generationen

Dass die Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust sich nicht allein durch die wachsende zeitliche Distanz, sondern insbesondere mit dem Tod der Zeitzeugen grundlegend verändert, ist seit den 1990er Jahren zu einem verbreiteten Topos geworden. In der kulturwissenschaftlichen Forschung wie im Feuilleton wird zunehmend diskutiert, wie eine zukünftige Holocaust-Erinnerung sich gestalten wird bzw. soll. Diese Debatten sind oft durch normative Forderungen geprägt – verstärkt doch der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis die Konflikte um die Deutungsmacht über die Vergangenheit, mithin die Interpretationskämpfe um die kollektive Identität und politische Legitimierung der (deutschen) Gesellschaft. In diesem Konfliktfeld spielt das Deutungsparadigma der ‚Generation‘ eine entscheidende Rolle.

Im Folgenden stehen Texte der so genannten ‚Enkelgeneration‘ im Mittelpunkt. Das Besondere dieser Generation ist, dass sie, anders als ihre Eltern, keine eigenen Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus hat und ganz auf die „mittelbare[n] Zugänge“, sei es durch historische Dokumente oder Forschungen, Erzählungen von Zeitzeugen oder in anderer Form medial vermittelte Erinnerungen, angewiesen ist.³⁴⁹ Für sie „werden die vergangenen Ereignisse zur Geschichte und hören auf, Erinnerungen zu bleiben“³⁵⁰. Mit diesem Historisierungsprozess geht eine „Spaltung zwischen Ereigniserfahrung und Repräsentation“³⁵¹ einher, so dass sich die Frage stellt, welche Repräsentationen und damit welche Deutungen des Vergangenen sich im kulturellen Gedächtnis fest- und fortschreiben.

Ein virulentes Spannungsfeld innerhalb der Erinnerungskultur zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben Daniel Levy und Natan Sznaider prägnant herausgearbeitet: den Gegensatz zwischen Partikularismus und Universalismus. In ihrem Buch *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*³⁵² beschreiben Levy und Sznaider am Beispiel der Erinnerungskulturen in Deutschland, Israel und den USA die Merkmale der so

349 Michael Kohlstruck: *Zwischen Erinnerung und Geschichte. Der Nationalsozialismus und die jungen Deutschen*. Berlin 1997, S. 7.

350 Ebd.

351 Daniel Levy/Natan Sznaider: *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*. Aktualisierte Neuausgabe Frankf./M. 2007 [zuerst 2001], S. 51.

352 Ebd.

genannten „Zweiten Moderne“, in der sich bisher wirkungsmächtige Kollektive immer mehr auflösen und der Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ neu bestimmt werden müsse. So verliere die Erinnerung an den Holocaust angesichts einer immer stärkeren Loslösung politischer und kultureller Prozesse vom Nationalstaat – z.B. in Deutschland durch Einwanderer, die „sich nicht als Täter begreifen“ „können und wollen“³⁵³ – zunehmend an Homogenität. Zusätzlich konstatieren Levy und Sznajder eine weitere Folge der schwindenden Bedeutung des Nationalstaats: „Die abnehmende Bedeutung von Grenzen lockert die Verbindung zwischen den Generationen. Enkel fühlen sich für Taten ihrer Großeltern nicht mehr verantwortlich.“³⁵⁴ Die für das Selbstverständnis des Einzelnen an Bedeutung verlierende Positionierung in einer ‚Tätergenealogie‘ und die Lockerung generationeller Identifikationen insgesamt sehen Levy und Sznajder als Ursachen für wesentliche Veränderungen im kollektiven Gedächtnis. Die Erinnerung an den Holocaust, so die These, löse sich immer stärker aus ihrem rein partikularen, d.h. national und lokal geprägten Bezugsrahmen und wird Teil eines universalistischen, d.h. globalen und kosmopolitisierten Gedächtnisses. Neben die Frage nach der Bedeutung des Holocaust für die Geschichte und Identität der Deutschen trete eine Sicht auf den Holocaust als „Schlüssel zum Verständnis einer neuen, zukunftsweisenden humanistischen Erinnerung“³⁵⁵, die nationenübergreifende Bedeutung hat.

Für literarische Texte, in denen sich Autorinnen und Autoren in der Tradition der Väterliteratur mit der deutschen Geschichte als (eigene) Familiengeschichte auseinandersetzen, hat die zeitliche Distanz zum Nationalsozialismus konkrete Konsequenzen: So lässt sich seit der deutschen Wiedervereinigung in Texten der ‚Enkelgeneration‘ eine deutliche Verschiebung des diskursiven Kontextes feststellen. Im Gegensatz zu Texten von Uwe Timm oder Monika Maron wird die deutsche Geschichte zwar häufig noch als Familiengeschichte erzählt, doch steht oft weniger die Bedeutung dieser Vergangenheit für die eigene Biographie im Vordergrund als vielmehr die Möglichkeiten, die die Geschichte als faszinierendes literarisches Material bietet, um daraus komplexe und vielschichtige Erzählungen zu gestalten.³⁵⁶

353 Daniel Levy/Natan Sznajder: *Erinnerung im globalen Zeitalter*, S. 40.

354 Ebd.

355 Ebd., S. 36.

356 Vgl. Mila Ganeva: *From West-German 'Väterliteratur' to Post-Wall 'Enkelliteratur': The End of the Generation Conflict in Marcel Beyer's 'Spione' and Tanja Dückers's 'Himmelskörper'*. In: *Seminar* 43 (2007), H. 2, S. 149-162, hier S. 150.

Im folgenden Kapitel steht die Frage im Vordergrund, wie sich Vertreter der ‚Enkelgeneration‘ zur Geschichte des Nationalsozialismus und Holocaust positionieren, und inwiefern die Ambivalenz von Bruch und Kontinuität in ihrem Blick auf die vorhergehenden Generationen noch eine Rolle spielt. Dies wird an zwei unterschiedlichen Quellen analysiert: Die These der immer stärker universalistisch zu verstehenden Bedeutung des Holocaust, wie Levy und Sznajder sie verfolgen, findet sich auch in einem interdisziplinären Sammelband wieder. Dieser Sammelband mit dem Titel *Uns hat keiner gefragt. Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*³⁵⁷ ist vor allem deshalb so interessant für die in dieser Arbeit verfolgte Fragestellung, weil er bislang einer der wenigen Publikationen zur deutschen Erinnerungskultur im 20. Jahrhundert ist, in denen sich die Autorinnen und Autoren selbst explizit als Repräsentanten der Enkelgeneration inszenieren.³⁵⁸ Im Folgenden wird v.a. der Aufsatz von Jens Fabian Pyper, dem Herausgeber des Bandes, auf die Frage hin untersucht, wie er seine explizit generationell definierte Perspektive auf die deutsche Erinnerungskultur füllt und welche Rolle das Generationenparadigma dabei spielt. Im zweiten Teil des Kapitels steht ein Roman im Mittelpunkt: Anhand von Tanja Dückers’ *Himmelskörper* (2003) wird exemplarisch herausgearbeitet, wie das Generationenverhältnis in literarischen Entwürfen der Enkelgeneration gestaltet wird und welche Konsequenzen die nationalsozialistische Vergangenheit hier für das genealogische Selbstverständnis der Enkel hat.

357 *„Uns hat keiner gefragt“*. *Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*. Hg. v. Jens Fabian Pyper. Berlin/Wien 2002. Der Band ist in Folge eines Projektstudiums im Wintersemester 1999/2000 an der HU Berlin entstanden.

358 Vgl. dazu auch: *Das Unbehagen in der ‚dritten Generation‘. Reflexionen des Holocaust, Antisemitismus und Nationalsozialismus*. Hg. v. Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus. Münster 2004.

5.1 Uns hat keiner gefragt. Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust

Die Beitragenden des Bandes *Uns hat keiner gefragt. Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust* wurden zwischen 1967 und 1977 geboren und bezeichnen sich selbst als Vertreter der so genannten „dritten Generation“. Im Vorwort des Bandes wird proklamiert, dass dieses generationelle Selbstverständnis keiner Fremdzuschreibung zu verdanken sei, sondern – ganz im Sinne Karl Mannheims – auf einem Generationszusammenhang beruhe, dessen Ursprung eine gemeinsame kulturelle Erfahrung sei:

Geboren zwischen 1967 und 1977 – und insofern mit dem Mittelwert des Jahrgangs 1972 –, betrachten wir uns nicht nur wegen äußerer Festlegungsversuche als dritte Generation. Tatsächlich teilen wir, in Ost- und Westdeutschland, Italien oder den USA aufgewachsen, die Erfahrung eines Zeitgeistes und einer Reihe von Ereignissen der Zeitgeschichte. Debatten und kulturelle Produkte werden zu Eckpfeilern einer Erfahrungsgemeinschaft: Schindlers Liste oder die Auseinandersetzung um das Berliner Mahnmahl lassen sich in diesem Sinne als generationsbildend verstehen.³⁵⁹

Anders als etwa in Florian Illies' *Generation Golf*³⁶⁰ werden hier nicht die gemeinsam begehrten Konsumgüter oder TV-Sendungen aus der Kindheit zum Bezugspunkt eines Generationenentwurfs stilisiert. Stattdessen sind es bestimmte Ereignisse im öffentlichen Umgang mit Nationalsozialismus und Holocaust, die für die Konstituierung der generationellen Identität der „dritten Generation“ herangezogen werden. Nimmt man Hans-Joachim Hahns These auf, die „Vorstellung einer tatsächlich generationsspezifischen Umgangsweise mit NS und Holocaust [sei, N.G.] vor allem ein *gewolltes* Konstrukt“³⁶¹, so stellt sich die Frage, wie dieses Konstrukt für die sich in Pypers Sammelband als „dritte Generation“ konstituierenden Autorinnen und Autoren motiviert ist und wie es geschichts- und vergangenheitspolitisch zu deuten ist.

Im Vorwort des Bandes hebt die Verfasserin zwar hervor, dass man weder für sich in Anspruch nehme, „repräsentativ“ zu sein, noch die Funktion von „Alibi-

359 Meike Herrmann: *Vorwort*. In: „*Uns hat keiner gefragt*“. *Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*. Hg. v. Jens Fabian Pyper. Berlin/Wien 2002, S. 7-11, hier S. 9.

360 Vgl. Florian Illies: *Generation Golf. Eine Inspektion*. Frankf./M. 2001.

361 Hans-Joachim Hahn: *Von den Nachgeborenen. Zur aktuellen Rede von der „dritten Generation“ und deren Konstruktion im literarischen Diskurs um das Gedenken an Auschwitz*. In: *Das Unbehagen in der ‚dritten Generation‘. Reflexionen des Holocaust, Antisemitismus und Nationalsozialismus*. Hg. v. Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus. Münster 2004, S. 1-16, hier S. 2.

Moralisten [ihrer] Generation“ übernehmen wolle.³⁶² Die Haltung, dem Holocaust „zentrale Bedeutung“ zuzuschreiben, könne nicht generalisiert werden. Doch gleichzeitig wird wiederholt eine starke Identifikation mit einem kollektiven „Wir“ betont. Dieses „Wir“ allerdings bleibt an nur schwache Zugehörigkeitsmerkmale gebunden: Außer der Zugehörigkeit zu der oben zitierten Alterskohorte (die zudem den relativ langen Zeitraum von zehn Jahren umspannt), wird eine weitere Gemeinsamkeit angeführt, deren Konstruktcharakter ebenfalls augenfällig ist: „In den neunziger Jahren an Universitäten im In- und Ausland studiert zu haben, das ist unsere grundsätzliche biographische Übereinstimmung.“³⁶³ Warum hier dennoch auf das Generationskonstrukt zurückgegriffen wird, wird im folgenden Zitat aus dem Vorwort schon umrissen:

Wir sind die letzte Generation, die mit den Zeitzeugen des Holocaust und des Nationalsozialismus direkt sprechen kann. Als ein zentraler Punkt unserer Auseinandersetzung zeichnet sich an dieser Schwelle die Frage ab, ob und wie wir uns von den Debatten und Entwürfen der Eltern und Großeltern abgrenzen, deren Rolle in der Verständigung über den Holocaust wir allmählich übernehmen werden. Zu kollektiven eigenen Ausdrucksformen haben wir noch nicht gefunden. Auch in unserer Sprache bleiben wir vom Diskurs der zweiten Generation geprägt.³⁶⁴

In der Auseinandersetzung steht der Kampf um die Deutungshoheit hinsichtlich der historischen Einordnung des Holocaust im Vordergrund. Dem liegt die Vorstellung zugrunde, dass sich Generationen in den gesellschaftlichen und kulturellen Machtpositionen gegenseitig ablösen. Diese Vorstellung leitet sich aus der „unerbittlichen Logik der Ersetzung“³⁶⁵ ab, die mit dem Generationenparadigma verknüpft ist. Der Prozess der generationellen Ablösung befindet sich nach der Darstellung im Vorwort an einem Punkt, an dem die Enkelgeneration diese Machtposition anstrebt, aber noch nicht innehat – „kollektive[] eigene[] Ausdrucksformen“ und eine eigene Sprache müssen erst noch gefunden werden. Das zentrale Motiv ist die Abgrenzung zur vorhergehenden Generation.

Die starke Identifikation mit einem kollektiven „Wir“ zum Zwecke der Oppositionsbildung der Generationen ist insbesondere im Beitrag des Herausgebers Jens Fabian Pyper sehr auffällig. Pyper inszeniert seinen Blick auf die Erinnerungskultur als

362 Meike Herrmann: *Vorwort*, S. 8.

363 Ebd., S. 10.

364 Ebd., S. 9.

365 Aleida Assmann: *Grenzen des Verstehens. Generationsidentitäten in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur*. In: *Familiendynamik* 30 (2005) H. 4, S. 370-389, hier S. 371.

Generationenkonflikt, in dem die Distanz zwischen Enkeln und den Taten der Großeltern – wie Levy und Sznajder konstatieren – tatsächlich sehr groß ist. Pyper wendet sich explizit gegen seine Elterngeneration, die er mit dem Datum „1968“ identifiziert und wirft dieser vor, seine Generation aus den gesellschaftlichen Debatten um die Erinnerungskultur in der Bundesrepublik ausgeschlossen zu haben:

In den vielen neuen Denkmals- und Museumsprojekten des vergangenen Jahrzehntes wurde versäumt, die dritte Generation einzubeziehen, die als erste mit der Eltern- wie Großelterngeneration darüber geredet haben mag und für die diese Erinnerungsorte konzipiert sein müssen.³⁶⁶

Insbesondere die Diskussion um das Berliner Holocaust-Mahnmal habe die ‚zweite Generation‘ so gestaltet,

daß die Älteren den Jüngeren die Bedeutung des Holocaust (unbewußt oder bewußt) vorschreiben. Es wurde nicht der Dialog mit meiner Generation gesucht, und wenn sie in den Debatten auftaucht, dann als diejenige, für die ein Denkmal gebaut werden muß.³⁶⁷

Pyper sieht die „Entscheidungsfähigkeit“ seiner Generation in Frage gestellt³⁶⁸ und sich zum „Objekt der Erziehung“³⁶⁹ degradiert. Die Debatte um das Berliner Mahnmal führt er als Beispiel dafür an, dass die ‚zweite Generation‘ ihre Deutung des Holocaust für die Zukunft festschreiben und vor Umdeutungen von Seiten der dritten Generation bewahren wolle. Pyper diagnostiziert eine „Oktroyierung“ von Gedenken, in dessen Rahmen Erinnerung nur „in erstarrter Form“ weitergegeben werden könne und „so ihre Aneignung durch die je nachwachsende Generation verhin-der[e]“.³⁷⁰ Neben dem Vorwurf des oktroyierten Gedenkens beklagt Pyper, dass die defizitäre Erinnerungsarbeit seiner Elterngeneration zahlreiche Widersprüche im öffentlichen Erinnerungsdiskurs produziert hätte und zudem keine „zufriedenstellende Klärung des deutsch-jüdischen Verhältnisses“ erreicht werden konnte.³⁷¹

Allen Vorwürfen liegt für Pyper ein zentrales Problem in der Bedeutungszuschreibung durch die Elterngeneration zugrunde – die These von der Singularität des Holocaust:

366 Jens Fabian Pyper: *Die Bedeutung des Holocaust für unsere Generation*. In: „Uns hat keiner gefragt“. Hg. v. dems., S. 13-40, hier S. 15.

367 Ebd., S. 30.

368 Ebd., S. 14.

369 Ebd., S. 30.

370 Ebd.

371 Ebd., S. 35.

Ein Grundproblem, das in den Diskussionen der „zweiten“ Generation zu tage tritt, ist es, abzuwägen zwischen einem akzeptierten, wenn nicht sogar gesellschaftlich geforderten Singularitätsanspruch und der Weiterentwicklung gesellschaftlicher Konzepte. Dies trat deutlich im Historikerstreit, in der Mahnmalsdiskussion und in der Walser-Bubis-Debatte hervor. Daß angesehene Menschen die Singularität hinterfragen, ist kein Grund, ihnen nachzueifern. Doch halte ich es für eine Tatsache, daß sich nicht zu diskutierende Interpretationen nicht an nachwachsende Generationen vermitteln lassen, meine eigene eingeschlossen. Die vorherrschende Interpretation des Holocaust ist eine singuläre, und diese soll oftmals direkt, also ohne jede weitere Diskussion, weitergegeben werden, auch eine nur pädagogische Infragestellung ist verpönt. Diese Art der Vermittlung funktioniert nicht, und daher frage ich hier nach dem Sinn der Singularität des Holocausts [sic].³⁷²

Pyper behauptet hier zwar, dass ihn weniger die Singularitätsthese selbst inhaltlich störe, sondern vielmehr die Tatsache, dass diese von der ‚zweiten Generation‘ mit normativem Gestus als unumstößliche Wahrheit vermittelt und jedes Zweifeln daran moralisch sanktioniert werde. Dies widerspreche „dem Grundsatz, jedes dialogbereite Argument zu Wort kommen zu lassen“³⁷³ und produziere Tabus. Gleichzeitig fragt er schon hier nach dem „Sinn der Singularität des Holocausts [sic]“³⁷⁴ – und auch an anderen Textstellen wird deutlich, dass es ihm letztlich doch um eine Infragestellung der Singularitätsthese an sich geht. Diese stehe einer „Lösung der Frage nach dem Wie der Holocaust-Erinnerung“ entgegen, da „Singularität auch einen Anspruch auf Absolutheit der daraus gezogenen Schlüsse und damit ihre Unabänderlichkeit bedeu- te[]“³⁷⁵. Die ‚zweite Generation‘ habe zwar eine Reihe von „Lehren“ aus dem Holocaust gezogen³⁷⁶ – deren

Anwendung bleibt aber undistanziert, solange sie und ihre Entstehungsgründe nicht offen diskutiert werden – und an der dies verhindernden Singularität, die dem Holocaust beigemessen wurde, hielt auch meine Elterngeneration 1968 fest. Die Singularität des Holocaust war für die zweite Generation ungeschriebenes Gesetz, wie ihre Eltern schon dieses „Faktum“ nicht angetastet hatten.³⁷⁷

Ohne sich an irgendeiner Stelle mit der Singularitätsthese wirklich auseinanderzusetzen (und zuweilen entsteht der Eindruck, Pyper selbst ist unklar, worauf er sich damit genau bezieht), setzt er der Deutung des Holocaust als singulärem historischen Er-

372 Ebd., S. 34f.

373 Ebd., S. 34.

374 Ebd., S. 35.

375 Ebd., S. 34.

376 Als Beispiele führt Pyper die „Zurückhaltung gegenüber der Bundeswehr, die Undenkbarkeit von Auslandseinsätzen deutscher Soldaten, die Ablehnung eines starken Deutschlands und ein gebrochenes Verhältnis zu Israel, dessen Existenz scheinbar bedingungslos unterstützt und gleichzeitig jede Gewaltanwendung zu seinem Erhalt von Pazifisten verurteilt wird“. Vgl. ebd., S. 24.

377 Ebd.

eignis eine universalistische Interpretation entgegen, ohne diese argumentativ zu entfalten. So schreibt er, dass der Holocaust heute „von zentraler Bedeutung für Menschen [s]eines Alters in Deutschland, Israel, den USA oder Frankreich“ (14) und „ein Maßstab für Leid überhaupt“ sei:

Die Singularität des Holocaust kann auch nicht mehr meinen als die Unbedingtheit des Menschseins in dem Sinne, wie Jaspers von metaphysischer Schuld sprach und Arendt von einem Verbrechen gegen die Menschheit. Alles, was Singularität darüber hinaus in ihm zu sehen glaubte, hat ihn, so denke ich, tabuisiert.³⁷⁸

Pyper referiert in seiner Argumentation nicht auf Singularität als philosophisch-theoretischen Grenzbegriff, sondern als eine Position in einem vergangenheitspolitischen Diskurs. Oliver Marchart hat darauf hingewiesen, dass der Begriff der Singularität in Bezug auf den Holocaust weniger als empirische Kategorie zu verstehen, sondern in einem ethischen Kontext zu verorten sei, dessen Subtext ist, dass dem singulären Ereignis „mit Respekt und Anerkennung zu begegnen sei.“³⁷⁹ Während die Kategorie der Singularität als ethische Annahme streng philosophisch betrachtet eine konsequente Positionierung und die Unbedingtheit dieser Position voraussetze, müsse sie, wenn sie „politisch diskursivierbar“ sein wolle, zwar „in den Bereich des *Bedingten* „herabsteigen“, wodurch sie automatisch zu einer diskursiven Position unter anderen“ werde.³⁸⁰ Um das „politische Projekt, das auf der *Nicht-Normalität* der deutschen Nation besteht“ als hegemonialen Diskurs durchzusetzen, sei es aber „unumgänglich, auf der Position der Singularität von Auschwitz zu bestehen“.³⁸¹ Wenn Marchart darauf hinweist, dass die „Singularitätsthese [...] immer noch eine direkt politische Funktion innerhalb sich verschiebender politischer Kräfteverhältnisse [erfülle]“³⁸², ist damit auch der Blick auf die dem Beitrag von Jens Fabian Pyper unterliegende zentrale Motivation freigegeben: Dieser wehrt sich gegen den hegemonialen Diskurs und greift auf den Vorwurf der durch die Singularitätsthese entstandenen „Tabuisierungen“ zurück, um seine eigene, im politischen Kräftefeld als unterlegen empfundene Position im Diskurs über den Holocaust wiederum zu stärken. Entschei-

378 Ebd., S. 32.

379 Oliver Marchart: *Umkämpfte Gegenwart. Der „Zivilisationsbruch Auschwitz“ zwischen Singularität, Partikularität, Universalität und der Globalisierung der Erinnerung*. In: *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts*. Hg. v. Heidemarie Uhl. Innsbruck 2003, S. 35-65, hier S. 37f.

380 Ebd., S. 43.

381 Ebd., S. 44.

382 Ebd.

dend ist nun weniger die Diskussion des Für und Wider der Singularitätsthese, sondern vielmehr die Tatsache, dass Pyper seine Argumentation eng mit dem Generationenparadigma verknüpft.

Schon der Titel von Pypers Beitrag, *Die Bedeutung des Holocaust für unsere Generation*, macht die selbstbezogene Stoßrichtung seines Anliegens deutlich: Es geht ihm weniger um die zukünftige gesellschaftliche Bedeutung der Holocaust-Erinnerung an sich, als vielmehr um Deutungsansprüche, die durch das Generationenparadigma legitimiert werden. Während die Generation seiner Eltern sich zwar gegen die Verleugnungen ihrer Eltern gewandt hat, habe sie dennoch „nicht alles getan, was nötig gewesen wäre.“³⁸³ Diesen Schritt soll nun die ‚dritte Generation‘ tun, die insbesondere die „Sensibilitäten im deutsch-jüdischen Dialog“ klären könne:

Die zeitliche Distanz, die meine Generation zum Holocaust besitzt, und das Privileg, sowohl mit der Augenzeugengeneration als auch deren oftmals traumatisierten, fast immer (nach)kriegsgeprägten Kindern reden zu können, prädestiniert uns dafür, diese Sensibilitäten anzugehen und jene aufzubrechen, die eine tiefere Kommunikation verhindern.³⁸⁴

Pyper hat die Hoffnung, dass seine Generation die „Widersprüche im Erinnern erklären oder sogar lösen“³⁸⁵ könne, nötig ist für ihn dazu eine Diskussion über die Bedeutung des Holocaust ohne Singularitätsthese und Tabuisierungen.

Insbesondere Pypers Bestreben, die „Sensibilitäten“ im deutsch-jüdischen Verhältnis anzugehen, rückt seine Argumentation in die Nähe von Positionen, denen eine Schlussstrichmentalität zugrunde liegt. Dass in seiner Argumentation in der Tat ein Normalisierungsdiskurs bestimmend ist, wird spätestens dort deutlich, wo Pyper zwar einräumt, dass sich der Nationalismus heute historisch überlebt habe und ein Nationalgefühl keine wesentliche Funktion mehr erfülle, dann aber auch „eine herausragende Stellung von Deutschen und Österreichern um die Verantwortung des Gedächtnisses an den Holocaust abgelehnt werden“ könne, da das „Konzept von ‚Deutschen‘ [sich seines Sinnes] entleert habe“³⁸⁶. Die „offene, zukunfts zugewandte Auseinandersetzung“³⁸⁷ mit dem Holocaust, die Pyper fordert, ist somit eine, in der Deutschland seine besondere historische Verantwortung ablegen kann und ein ‚nor-

383 Jens Fabian Pyper: *Die Bedeutung des Holocaust für unsere Generation*, S. 13.

384 Ebd., S. 31.

385 Ebd., S. 32.

386 Ebd., S. 39.

387 Ebd., S. 40.

males Land' wird. An der grundsätzlichen Bedeutung des Holocaust hält er zwar fest, will diese aber im Rahmen einer universalistischen Interpretation verstanden wissen: „Insofern ist der Holocaust ein wichtiges identitätsbildendes Element für viele Menschen der westlichen Industriestaaten, da durch das Reflektieren auf ihn Leitbilder des Handelns entstehen.“³⁸⁸

Durch Rückgriff auf das Generationskonstrukt verleiht Pyper seinem impliziten Normalisierungsdiskurs Legitimation. Indem er die politische Auseinandersetzung darüber, wie die Holocaust-Erinnerung zukünftig zu gestalten sei – und wie z.B. das Berliner Mahnmal aussehen sollte – als Generationenkonflikt beschreibt, wird seine eigene machtlose Position im politischen Diskurs kategorisierbar und erklärbar, und die Übernahme der Machtposition durch seine Generation erscheint nur als eine Frage der Zeit. Das Paradigma der Generation erfüllt zudem die Funktion eines polarisierenden Deutungsmusters, das die Komplexität der gesellschaftlichen Debatte und der verschiedenen Positionen im vergangenheitspolitischen Diskurs reduziert. Gleichzeitig hat die dem Generationskonzept inhärente imaginäre Gemeinschaftsbildung, in der ein individueller Standpunkt als einer der „dritten Generation“ markiert wird, eine Stärkung der marginalisierten Position innerhalb der gesellschaftlichen Debatte zur Folge.

Auch inhaltlich ist das Erklärungsmuster der Generation für Pypers Normalisierungsdiskurs nützlich. So fragt er: „Wie soll eine Generation einem Ereignis Bedeutung verleihen können, wenn sie nur noch entfernt über Großeltern mit ihm verknüpft ist?“³⁸⁹. Er betont hier nicht den Aspekt der Kontinuität, der dem Generationenkonzept auch zu eigen ist, sondern gerade den des Wandels: Der Holocaust gehe die „dritte Generation“ nur noch vermittelt etwas an, da er vor langer Zeit – vor zwei Generationen – stattgefunden habe.

Während für den Übergang von der Bonner zur Berliner Republik und die dabei kontrovers geführte Normalisierungsdebatte wiederholt die Korrelation von „nation-building“ und „history-building“ beschrieben worden ist,³⁹⁰ lässt sich Pypers Strategie der Geschichtsdeutung analog dazu als Korrelation von „generation-building“

388 Ebd., S. 39.

389 Ebd., S. 26.

390 Vgl. Harald Schmid: *Vagabundierende Normalisierung. Gedanken zur politischen Historisierung des Nationalsozialismus*. In: *Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit. Der Streit um Daniel J. Goldhagen*. Hg. v. Johannes Heil und Rainer Erb. Frankfurt/M. 1998, S. 328-343, hier S. 328.

und „history-building“ bezeichnen. Im Kampf um Deutungshoheit im Diskurs um die Vergangenheit verschafft das Generationenparadigma seinen Argumenten das wesentliche Legitimierungspotential.

Interessant ist, dass Pyper in seiner Argumentation die beiden Punkte heraushebt, die auch Levy und Sznajder in Bezug auf die Kosmopolitisierung der Erinnerung beschreiben: Er führt den ‚tabufreieren‘ Umgang mit dem Holocaust in seiner Generation u.a. darauf zurück, dass seine Generation „immer selbstverständlicher Kontakt mit Menschen [hat], die entweder durch ihre Herkunft oder ihre Interessen vom Holocaust kaum etwas wissen“³⁹¹ – und macht damit die Bedeutung eines nationenübergreifenden Gedächtnisses stark.

Während Pyper die große Entfernung zum Holocaust hervorhebt, mit dem seine Generation „nur noch entfernt über Großeltern [...] verknüpft“ sei, und demnach die Loslösung der Enkel von den Taten der Großeltern konstatiert, gibt es in der aktuellen Gegenwartsliteratur Beispiele, die ein sehr viel differenzierteres Bild vom Verhältnis der so genannten Enkelgeneration zur nationalsozialistischen Vergangenheit zeichnen. Ein Beispiel ist der Roman *Himmelskörper* der Berliner Autorin Tanja Dückers, die 1968 geboren wurde – und damit ebenfalls der Alterskohorte angehört, die sich in Pypers Band äußert.

5.2 Tanja Dückers: Himmelskörper (2003)

„Die Enkel kommen“, war der Titel eines Artikels im *Spiegel* im Oktober 1999, der eine „neue Lust am Erzählen“ bei der jungen Generation deutscher Autorinnen und Autoren diagnostizierte:

Die Enkel der Nachkriegsliteratur treten an, befreit von mancher Beschwernis der vom Zweiten Weltkrieg geprägten Vorgänger-Generation. [...] Anders als die Großväter von der „Gruppe 47“ gehen die jungen Erzähler auch recht unbefangen mit der Vergangenheit um: Erstmals seit nahezu einem halben Jahrhundert scheint die Erinnerung an die deutschen Verbrechen nicht mehr die Zungen zu lähmen – denn weder die Autoren selbst noch ihre Väter haben Anlass zu Anklage und Selbstanklage. Die Auseinandersetzung mit den Nazi-Eltern scheint kein Thema mehr zu sein.³⁹²

Die ästhetische und moralische Unbefangenheit, die Volker Hage an den Texten von Thomas Brussig, Karen Duve, Judith Hermann, Jenny Erpenbeck und anderen beo-

391 Jens Fabian Pyper: *Die Bedeutung des Holocaust für unsere Generation*, S. 33.

392 Volker Hage: *Die Enkel kommen*. In: *Der Spiegel* 41/1999, S. 244-254, hier S. 245 und 248.

bachtet, ist aber bei weitem nicht in allen literarischen Texten der ‚jungen Generation‘ zu finden. So ist etwa für die Berliner Autorin Tanja Dückers, geboren 1968, die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ein zentrales Thema in ihren Essays und literarischen Texten.

Auch Dückers postuliert, dass die ‚Enkelgeneration‘ ein spezifisches Potential im Umgang mit der Vergangenheit berge: ihre historische Distanz, durch die sie einen „unersetzlichen Beitrag“ zur Debatte leisten könne.

Vielleicht führt der Blickwinkel über die Zeiten, aus dem die zweite Nachkriegsgeneration – so unterschiedlich auch im Einzelnen – über dieses Thema schreibt, eine Sprache mit sich, die noch einmal nüchterner, leiser ist – oder wie bei Thomas Lehr von einem nur durch Distanz und Ironie möglichen artifiziellen Pathos geprägt ist. Eine Spurensuche. Man kann nicht mehr über das „Dagewesene“, sondern nur noch über das „Abwesende“, über Bruchstücke, Fundstücke und leere Plätze schreiben.³⁹³

Dückers hebt die veränderten ästhetischen Möglichkeiten der schreibenden Enkelgeneration hervor. Und auch sie nutzt das Generationenparadigma, um die Kämpfe um die Diskursherrschaft zu beschreiben – wobei für Dückers dabei v.a. Kämpfe um die Besetzung des literarischen Feldes im Vordergrund stehen. Auch bei ihr ist ein Impuls der ‚Revolte‘ gegen die vorangehende Generation zu beobachten. Allerdings wendet sie sich nicht gegen die Elterngeneration insgesamt, sondern in erster Linie gegen die Vertreter der so genannten Flakhelfergeneration, die ihrer Ansicht nach die kulturell-intellektuelle Deutungshoheit hinsichtlich des Umgangs mit der NS-Zeit besitzen und das entsprechende literarische Feld besetzen: „Grass & Walser“, die sie, Kennzeichen ihres Stellvertreter-Status’, stellenweise nur „G&W“ nennt.³⁹⁴ In deren Monopolstellung hinsichtlich der literarischen und feuilletonistischen Debatte über die Zeit des Nationalsozialismus sieht Dückers einen „bedenklichen Fall von Trust-Bildung“³⁹⁵. Sie beklagt, dass die Öffentlichkeit die Auseinandersetzungen jüngerer Autoren mit der Vergangenheit nicht wahrnehme,

vielleicht, weil diese Leser sich an bestimmte Gesichter gewöhnt haben und ihre eigene Meinung nur noch in mehr oder wenige elegante Fiktionen gekleidet bestätigt sehen wollen. Vielleicht traut sie auch den jüngeren Autoren, da sie die NS-Zeit nur vom Hörensagen kennen, einfach nicht zu, kompetent über sie zu berichten. Und vielleicht wird die Möglichkeit des Vorteils, den die historische Distanz gegenüber dem Nah-Erlebnis bieten könne, gar nicht reflektiert.³⁹⁶

393 Tanja Dückers: *Spuren suchen. „Fehlt“ die NS-Zeit in den Romanen der „Enkelgeneration“*. Essay. In: *EDIT* 29, 2002, o. S.

394 Tanja Dückers: *Spuren suchen*, o. S.

395 Ebd.

396 Ebd.

Was genau diesen Vorteil ausmachen könnte, ist ein Thema von Tanja Dückers' Roman *Himmelskörper*, der 2003 erschienen ist.³⁹⁷

Im Mittelpunkt des Romans steht die Protagonistin Eva Maria Sandmann, von allen ‚Freia‘ genannt. Sie ist Ende zwanzig, Anfang dreißig und schreibt eine meteorologische Doktorarbeit über Wolken-Klassifikationsmodelle. In Rückblicken erzählt Freia von ihrer Kindheit in einem Haus am Stadtrand von Westberlin, in dem sie gemeinsam mit ihrem Zwillingenbruder Paul und ihren Eltern Peter und Renate aufwächst. Ihre Großeltern mütterlicherseits, Mäxchen und Jo, verbringen regelmäßig die Ferien mit der Familie. In den 24 Kapiteln wechselt die Erzählung immer wieder zwischen verschiedenen Phasen der Kindheit, der Pubertät und der Erwachsenenperspektive Freias.

In ihrer Kindheit leben die Zwillinge ein vom Rest der Welt scheinbar abgeschottetes und behütetes Leben am Stadtrand von Berlin, empfinden die Natur um sich herum als geheimnisvollen und abenteuerlichen Raum und erleben sich selbst als Einheit – so ist z.B. die von außen immer wieder an sie herangetragene Geschlechterdifferenz ein großes Rätsel, dessen Bedeutung sie nicht nachvollziehen können: „Daß wir ein Junge und ein Mädchen waren und dies ein „großer Unterschied“ wäre, kam Paul und mir damals nicht in den Sinn.“ (HK 69) im „vordiskursiven Zustand der frühen Zwillingen-Kindheit“³⁹⁸ sind sie auch in ihrer Selbstwahrnehmung „eher androgyn“³⁹⁹. Peter, ihr Vater, erzählt ihnen, dass er sich mit geheimnisvollen Waldgeistern treffe, wenn er eigentlich ihre Mutter mit jüngeren Geliebten betrügt; den Namen des Berliner Teufelsbergs nehmen sie wörtlich und bevölkern ihn in ihrer Phantasie mit Geistern – erst viel später erfahren sie, dass er aus 25 Millionen Kubikmeter Trümmern und Schutt aus dem Zweiten Weltkrieg aufgehäuft worden war: „Doch noch waren wir so klein, daß wir weder etwas über den Krieg wußten, noch überhaupt eine Vorstellung davon hatten, in welchem Land wir wohnten.“ (HK 69) Dückers entwirft damit einen (utopischen) Raum, der frei von gesellschaftlichen Einflüssen ist: Weder die Geschlechterdifferenz wirkt in diesen Raum hinein noch haben die Kinder ein Geschichtsbewusstsein. Die Aneignung dieses Bewusstseins für ihre eigene historische Position und für die deutsche Geschichte geht in Dückers' Roman

397 Tanja Dückers: *Himmelskörper*. Berlin 2003. [Zitatangaben aus dieser Ausgabe werden im Folgenden abgekürzt durch „HK“]

398 Anna Rutka: *Erinnern und Geschlecht in zeitgenössischen deutschen Familien- und Generationenromanen*, S.95.

399 Ebd.

mit dem Heranwachsen der Protagonistin einher und wird auf diese Weise als eine Art gesellschaftlicher Initiationsprozess inszeniert.

Vom Beinstumpf und der Prothese des Großvaters geht eine Faszination für die Zwillinge aus, die sie immer stärker beschäftigt und sie zu Nachfragen veranlasst. Nachdem die Erwachsenen sich ihren Fragen verweigern und keine präzisen Antworten geben, reimen sich die Zwillinge auch hier eine – im Rahmen ihrer kindlichen Phantasiewelt plausible – Geschichte zusammen, in der das im See lebende „Grübelmonster“, der „Silberlügenaal“ oder ein „Futterneidhai“ dem Großvater sein Bein abgebissen habe (HK 79). Der Erklärungsgehalt dieser Geschichte stellt die Kinder aber nicht langfristig zufrieden. Als der Großvater auf die wiederholten hartnäckigen Fragen der Zwillinge diesen „mal wirklich was erzählt“, von „Hitler-Deutschland, vom Rußlandfeldzug, von [seinen] Erfrierungen, vom Wundbrand, vom Lazarett, von [seinen] Kameraden, die’s nicht überlebt haben“ (HK 84), löst dies eine Familienkrise aus. Die Stimmung unter den Erwachsenen ist schlecht, sie tuscheln viel miteinander und führen Debatten, ob die Zwillinge „zu jung dafür“ (HK 85) seien. In den folgenden Monaten und Jahren werden die Erzählungen vom Zweiten Weltkrieg und der Flucht der Großeltern aus Westpreußen zentraler Bestandteil der Familienkommunikation und nehmen auch im Roman immer größeren Raum ein. Dabei ist es vor allem die Großmutter, die wiederholt Herrschaftsanspruch auf die ‚richtige‘ Version der Geschichte erhebt und nicht nur mit ihrem Mann, sondern auch mit ihrer Tochter in Konflikte darüber gerät, was den Zwillingen erzählt werden solle.

Erst als Freia schon erwachsen ist, erfährt sie von der inzwischen altersdementen Großmutter das lange verschwiegene Familiengeheimnis: Die Großeltern konnten 1944 aus Gotenhafen (dem heute polnischen Gdynia) mit der „Theodor“, dem Begleitschiff der „Wilhelm Gustloff“, fliehen, weil die Tochter Renate die um einen Platz auf dem Schiff konkurrierenden Nachbarn bei einem SS-Mann als nicht mehr linientreu denunziert hatte. Es stellt sich zudem heraus, dass die Großeltern den Nationalsozialisten keineswegs so kritisch gegenüberstanden, wie Jo manchmal behauptete:

Freia, wir waren keine Nazis. Jede gewalttätige Ausschreitung haben wir abgelehnt. Grob, furchtbar fanden wir das. Vulgär. Diese Horden, die da herumzogen. Widerlich. Dieser Krach. Unser Umfeld war treudeutsch, aber nicht nazideutsch. Das war ein großer Unterschied, müßt ihr wissen. (HK 126)

Im Widerspruch zu solchen Äußerungen muss Freia realisieren, dass die Großeltern bis zu ihrem Tod antisemitische Schriften besaßen, ebensolche Ansichten vertraten und Hitlers *Mein Kampf* auf der Flucht aus Westpreußen im Gepäck hatten.

Um das für viele Generationenromane typische Motiv des Familiengeheimnisses kreisen in Dückers' Roman drei Generationen, die jeweils „unterschiedlichen Erinnerungsnarrativen anhängen“⁴⁰⁰. Die ‚Erste Generation‘ repräsentiert die für die bundesdeutsche Nachkriegsgeschichte oft beschriebene Verleugnung der eigenen Verstrickung in die Täterschaft. Die Großmutter erzählt entweder in verharmlosendem Ton von der Vergangenheit, von der BDM-Zeit als glücklichster Zeit in ihrem Leben (vgl. HK 62), oder berichtet von der Flucht aus Gotenhafen in festen und immer wieder reproduzierten Erzählmustern. Für den Großvater steht die Erinnerung an die Front in Rußland im Vordergrund, wo er mit 28 Jahren verwundet wurde und sein Bein verlor. Auf seinen Schwiegersohn sieht er mit „einer Art Verachtung“, „gerichtet gegen all jene, die nicht das gleiche erlebt hatten wie er“ (HK 85), herab. Die Leidenserfahrung des Großvaters führt sogar dazu, dass die sonst den Diskurs beherrschende Großmutter „auf einmal ungewöhnlich kleinlaut“ wurde (HK 85) – die Kategorie der eigenen Betroffenheit und Erfahrung hat auch in Dückers' Roman einen großen Stellenwert.

Die ‚Zweite Generation‘, insbesondere die Mutter, ist durch eine starke emotionale Verstrickung in die Vergangenheit und ein konflikthafte Verhältnis zu den eigenen Eltern geprägt. Freias Mutter sammelt alles, was mit der Vergangenheit zu tun hat, häuft es auf Dachböden und in Kellern an – was die große emotionale Last, die damit verbunden ist, deutlich machen soll. Während die Großmutter phasenweise gerne von Erlebnissen in ihrer Kindheit und Jugend erzählt, zeichnet sich die Mutter durch hartnäckiges Schweigen aus. In Diskussionen stellt sie ihre intensive Beschäftigung mit geschichtswissenschaftlichen Darstellungen und Analysen des Nationalsozialismus und Holocaust der subjektiven Erinnerung der Großeltern gegenüber, kommt jedoch gegen die dominante Position der Großmutter nicht an. Sie leidet zeit-

400 Dietmar Till: *Kontroversen im Familiengedächtnis. Vergangenheitsdiskurse im Generationenroman (Klaus Modick, Uwe Timm, Tanja Dückers)*. In: *Konkurrenzen, Konflikte, Kontinuitäten. Generationenfragen in der Literatur seit 1990*. Hg. v. Andrea Geier und Jan Süsselbeck. Göttingen 2009, S. 33-52, hier S. 50.

lebens daran, dass sie sich „schuldlos schuldig“⁴⁰¹ gemacht hat. Sowohl Renate als auch ihr polnischer Cousin Kasimierz – beide Vertreter der ‚Zweiten Generation‘ – begehen Selbstmord, was ihre emotionale Verstrickung mit der Vergangenheit, von der sie sich psychisch nicht lösen können, unterstreicht.

Im Gegensatz zu der in Pypers Text vertretenen Position wirkt die nationalsozialistische Vergangenheit in Dückers Roman massiv in das Leben der so genannten ‚Dritten Generation‘ hinein – hier ist es keineswegs so, dass die Enkel durch ihre historische Distanz davon losgelöst sind. Ein Bild für Allgegenwärtigkeit der Geschichte ist die Prothese des Großvaters, die die Kinder von klein auf fasziniert. Die Vergangenheit wird zum bestimmenden Thema im Leben der Enkel, die versuchen, sich im Gegensatz zu ihren Eltern, konstruktiv davon zu befreien. Die Enkelgeneration in Dückers’ Roman nimmt dabei keine moralisch-anklagende Haltung ein, sondern ist darum bemüht, sich im Rückgriff auf verschiedene Quellen ein ‚eigenes‘ Bild von der Geschichte zu machen.

Dem ‚eigenen‘ Bild, das sich die Enkelgeneration von der Vergangenheit machen kann, liegt im Roman *Himmelskörper* die Vorstellung von Geschichte als etwas radikal Subjektivem, das man sich erst aneignen muss, zugrunde. Freia spürt z.B. wiederholt die Kluft zwischen Erfahrung und Repräsentation in der öffentlichen Erinnerungskultur – das subjektiv angeeignete Bild ist der Versuch, diese Defizite auszugleichen. Die Bilder von Konzentrationslagern und Bombenkrieg, die Freia als Kind in der Grundschule zu sehen bekam, „schienen aus einer anderen Welt zu stammen“ (HK 92), und später blieben die Inhalte des Geschichtsunterrichts ohne Anschlussmöglichkeiten für ihren persönlichen Erfahrungshorizont, die Lehrer „taten, als hätten sie sich all das [...] in der Bibliothek angelesen“ (HK 94) und sparten ihre eigenen Erfahrungen aus. Auch bei einer Reise nach Warschau, wo Freia als Jugendliche das Denkmal des Warschauer Ghettos besucht, wird die Kluft zwischen abstraktem Geschichtswissen und der Repräsentation im Rahmen der öffentlichen Erinnerungskultur deutlich:

Doch ich konnte diese Gedanken [an die Deportation der Juden, N.G.] nicht mit diesem munteren Ort in Verbindung bringen. Das Wissen, hier haben sie gestanden,

401 Harald Welzer: *Im Gedächtniswohzimmer. Warum sind Bücher über die eigene Familiengeschichte so erfolgreich? Ein ZEIT-Gespräch mit dem Sozialpsychologen Harald Welzer über das private Erinnern.* In: *DIE ZEIT*, Nr. 14, 25.03.2004.

hier wurden sie abgeholt, blieb für mich gänzlich abstrakt. Ich stand an einem Denkmal, nicht an einem wirklichen Platz. (HK 169f.)

Freia und ihr Bruder Paul versuchen, sich die Geschichte individuell anzueignen, d.h. die verschiedenen Repräsentationen und historischen ‚Quellen‘ mit ihren eigenen Erfahrungswelten zu verbinden, indem sie so genannte „Transformationsarbeit“ (HK 270) leisten: Sie nehmen sich jeweils einzelne Gegenstände aus dem Nachlass ihrer Großeltern vor und werfen sie erst weg, nachdem Paul (der inzwischen Maler geworden ist) ihre Gedanken dazu künstlerisch umgesetzt, d.h. sie in eine Zeichnung oder ein Gemälde umgesetzt hat. Entscheidend ist, dass Freia, bevor Paul etwas zu einem Gegenstand malen kann, etwas dazu erzählen muss, um ihn zu inspirieren. Dazu nutzt sie Informationen aus Lexika oder assoziiert eigene Gedanken zu den Fotos oder Gegenständen. Empirische Fakten werden so zum Auslöser von Assoziationen, um eine sinnbildende Erzählung darum zu konstruieren. Diese Erzählung wiederum ersetzt die Gegenstände, die Freia dann mit einem „Gefühl von Befreiung“ (HK 56) wegwerfen kann. Die so angelegte bildnerische „Transformationsarbeit“ gelingt jedoch nur eingeschränkt: Gegen Ende des Romans beschwert sich Freia, dass sie ihre eigenen Assoziationen in Pauls Bildern nicht wiederfinde – der Übergang von der mündlichen Narration in die Bildende Kunst also nicht funktioniere. Beide einigen sich, gemeinsam ein Buch über ihre Familiengeschichte zu schreiben, das den Titel „Himmelskörper“ tragen soll – ein selbstreferentieller Verweis auf den vorliegenden Roman, der damit als Ergebnis des dargestellten Transformationsprojekts, d.h. der subjektiven Erinnerungsaneignung der Zwillinge, präsentiert wird. Literatur wird somit bei Dückers zu einem Medium der konstruktiven und erfolgreichen Geschichtsschreibung – erfolgreich in dem Sinne, dass die Enkelgeneration über das literarische Schreiben einen subjektiven Zugang zu historischen Quellen bekommt und diese für die eigene Erfahrung anschlussfähig werden.

Für Freia wird die bevorstehende Mutterschaft zum entscheidenden Antrieb für die Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte:

[S]eitdem ich also weiß, daß ich selbst Mutter werde, muß ich sehr oft an Renate und auch an Jo denken. Es gibt so viel Ungeklärtes in unserer Familie, das mir plötzlich keine Ruhe mehr läßt. Als hätte mit meiner Schwangerschaft eine Art Wettlauf mit der Zeit begonnen, in der ich noch offene Fragen beantworten kann ... ich weiß auch nicht genau, woher meine Unruhe stammt ... vielleicht ist es ein unbewußter Drang, zu wissen, in was für einen Zusammenhang, in was für ein Nest ich da mein Kind setze ...“ (HK 26)

Nicht etwa die Zugehörigkeit zu einem nationalen Kollektiv macht die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erforderlich und drängt Freia dazu, noch „offene Fragen“ zu beantworten, sondern die Verortung in einem genealogischen Familienzusammenhang:

Ich schloß die Augen und sah Renate vor mir. Ich sah auch Jo und meine Urgroßmutter, alle mit dicken Bäuchen. Plötzlich war ich Teil einer langen Kette, einer Verbindung, eines Konstrukts, das mir eigentlich immer suspekt gewesen war. (HK 26)

Freias Schwangerschaft wird bedeutungsvoll aufgeladen und verändert ihr Verhältnis zur eigenen familiären Herkunft: Sie sieht sich selbst als Teil einer „langen“ genealogischen „Kette“, die sie mit ihrem Kind fortsetzen wird. Die eigene Mutterschaft wird zum entscheidenden Verbindungsmerkmal mit den Vorfahren, sie imaginiert plötzlich ihre weiblichen Ahnen mit Schwangerschaftsbäuchen, – und stiftet damit einen eindeutig geschlechtsmarkierten genealogischen Zusammenhang. Während ihr die genealogische Reihe bisher als „Konstrukt“ vorgekommen und „suspekt“ gewesen war, scheint die eigene Schwangerschaft diese Skepsis aufzuheben und Freias Perspektive auf die eigene historische Positionierung zu verändern:

Ich würde die Geschichte fortschreiben. Ich würde mit Haut und Haaren an einem neuen Krieg, vielleicht als besorgte Mutter, beteiligt sein, ich war nicht mehr die Sackgasse der Geschichte, das Mädchen vom Stadtrand, das nicht dazugehörte, [...] und das über alles aus der Entfernung nachdenken konnte. Ich hing auf einmal mitdrin, der braune Strich, der auf unserem Stammbaum (als richtiger Baum mit Ästen eingezeichnet) alle Familienmitglieder miteinander verband, würde nicht bei „Eva Maria Sandmann“ aufhören, sondern durch mich hindurch und weiter gehen. Plötzlich war ich Knotenpunkt in einem dichten Netzwerk, zwischen meinem Fernrohr und den Wolken war mehr als kühle Luft, etwas war schwer und zog mich nach unten. [...] Ich war von nun an dabei, mein Leben lang. Ich würde mit meinem Kind zur Schule durch die Stadt gehen, die Stadt würde mit meinem Kind zu mir zurückkommen, zurückschlagen, die Gedächtniskirche, die Einschußlöcher an den Häusern in Friedrichshain, die ungebrochene Würde der jüdischen Synagoge an der Oranienburger Straße [...], all das würde zu mir zurückkommen und weitergehen, es gab kein Entrinnen, ich mußte mich stellen, der Zukunft und der Geschichte, die, in der Neugierde meines Kindes, persönliches und kollektives Erleben untrennbar vermischen würde. (HK 254f.)

Im Blick auf den familiären Stammbaum findet auch ein Akt der Selbsthistorisierung statt. Freia blickt auf ihre eigene historische Position aus einer Art Metaperspektive und sieht sich in der Verantwortung, ihrem eigenen Kind die nationalsozialistische Geschichte zu vermitteln. Es wird betont, dass diese Vergangenheit „weitergehen“ wird und es „kein Entrinnen“ gibt. Während sich die Allgegenwärtigkeit und das

Fortwirken der Vergangenheit für Freia als Kind in der Beinprothese des Großvaters verdichtet hatte, erkennt Freia als Erwachsene die materialisierte Gestalt der Geschichte an vielen Stellen Berlins – sie manifestiert sich in der Topografie der Stadt. Am Ende des Zitats wird wiederum die Bedeutung eines individuellen Zugangs zur Geschichte betont, in dem „persönliches und kollektives Erleben“ zusammenwirken und der das Ziel der skizzierten „Transformationsarbeit“ ist.

Indem sie sich die Vergangenheit in dieser Form aneignet und sich deren Fortwirken bewusstmacht, bekommt Freia eine aktive Rolle. In der Geburt des eigenen Kindes liegt somit ein Akt der „autonome[n] Selbstkreation“: Während sich die Protagonistin als Vertreterin der Enkelgeneration sehr wohl der „eigene[n] Prägung durch die Familie“ bewusst ist, verfolgt sie gleichzeitig das „Ziel [...], die eigenen Möglichkeiten zur Selbstentfaltung zu optimieren.“⁴⁰²

Bemerkenswert ist, dass Freia eine matriachale Linie entwirft, die eng mit einer Festschreibung der eigenen Geschlechtsidentität verbunden zu sein scheint.

Nur Paul würde übrigbleiben, einsam und frei. Die Grübelmonster von damals hätten niemals beim Anblick unserer Gesichter eine Antwort auf die Frage nach dem großen Unterschied geben können, die Antwort lag unter unserer Haut. (HK 255)

Es stellt sich die Frage, warum Paul ‚übrigbleibt‘: Weil er ein Mann ist und damit aus der im Roman dominanten matriachalen Linie ausgeschlossen ist und selbst nicht gebären kann, oder weil sich Paul durch seine homosexuelle Lebensform keiner heteronormativen Geschlechtsidentität unterwirft und damit eine gewisse autonome Position behält? Die Entwicklung von Geschlechtsidentität und Geschichtsbewusstsein sind in Dückers' Roman von Beginn an verknüpft – beide werden an einen Vergesellschaftungsprozess gekoppelt, der einerseits als von außen normativ angetragen, andererseits als biologisch determiniert skizziert wird. Im Satz „[Die] Antwort lag unter unserer Haut“ scheint ein Verweis auf die biologische Geschlechterdifferenz und die Gebärfähigkeit als Ursache für den „großen Unterschied“ zu liegen. Auch das wachsende Geschichtsbewusstsein Freias, das erst durch ihre Schwangerschaft den entscheidenden Antrieb erhält, deutet auf eine biologistische Sichtweise hin, in der die matriachale genealogische Reihe und die Fähigkeit zur Reproduktion eine zentrale Rolle spielen.

402 Markus Neuschäfer: *Das bedingte Selbst. Familie, Identität und Geschichte im zeitgenössischen Generationenroman*, S. 414f.

Den sehr unterschiedlichen Texten – dem Essay von Jens Fabian Pyper und Tanja Dückers' Roman – liegt beiden die These zugrunde, dass die Enkelgeneration aufgrund ihrer zeitlichen Distanz zur nationalsozialistischen Vergangenheit und zum Holocaust einen besonderen Beitrag in der Debatte um die gegenwärtige und zukünftige Erinnerungskultur leisten könne – die Texte füllen diese These allerdings sehr unterschiedlich. Bei Pyper ist das Generationenparadigma selbst zum diskursiven Versatzstück geworden, das für die eigenen Deutungsansprüche funktionalisiert wird. Ambivalente Gefühle gegenüber den vorhergehenden Generationen sind bei Pyper nicht vorhanden. Hier ist die empfundene Distanz zu Nationalsozialismus und Holocaust so groß, dass sich der Konflikt weg von einer möglichen Schuldübertragung hin zur Frage, wie und was erinnert werden soll, verlagert hat. Nicht die Abgrenzung zu den Taten der Großeltern steht hier im Vordergrund, sondern die Auseinandersetzung mit den Eltern als Repräsentanten der so genannten ‚68er-Generation‘ und die Distanzierung von deren Erinnerungspolitik, der ein Normalisierungsdiskurs entgegengesetzt werden soll. Dass die Autorinnen und Autoren in Pypers Sammelband den Begriff der ‚Enkelgeneration‘ so stark machen und damit implizit auf die Vorstellung eines ‚Ursprungs‘ verweisen, zeigt gleichzeitig, wie sehr sie sich in ihrem Selbstverständnis auf den Holocaust beziehen.

Bei Dückers hingegen ist durchaus noch ein moralischer Verantwortungsdiskurs zu spüren. Die Erzählhaltung in *Himmelskörper* ist souverän, im Gegensatz zu allen anderen untersuchten Romanen und Erzählungen wird die Familiengeschichte ohne Brüche in der Erzählkonstruktion rekonstruiert und die unterschiedlichen Perspektiven werden ohne Probleme in der Narration integriert. Das Verhalten der Großelterngeneration ist auch hier keine Bedrohung für das eigene Selbstverständnis – die Vergangenheit scheint vielmehr so weit entfernt, dass man sie sich mühsam und bewusst erst ‚aneignen‘ muss. Die Enkelgeneration in Dückers' Roman ist an historischer Aufklärung interessiert, um diese in einem Akt der verantwortungsvollen Selbsthistorisierung an die eigenen Kinder, die ‚vierte Generation‘, weitergeben zu können. Genealogische Kontinuität ist ein zentrales Motiv in Dückers Roman, und sie inszeniert sie als weibliche Genealogie. Der Umgang der ‚dritten Generation‘ mit der Geschichte zeichnet sich vor allem durch ihre emotionale Distanz zum Geschehen aus, die ihnen ermöglicht, sich aus verschiedenen Quellen – von der subjektiven Erinnerungen der Zeitzeugen bis zu historiographischen Darstellungen und Le-

xika – ein differenziertes Bild von der Vergangenheit zu machen. Sie ist dabei frei von der emotionalen Verstrickung ihrer Eltern. Dennoch wirkt der Umgang mit dem Stoff und die stellenweise an eine Kriminalgeschichte erinnernde Handlung zum Teil so distanziert und konstruiert, dass der Roman trivialisierende Züge hat.

Entscheidend scheint jedoch, dass Pyper und Dückers beide die Perspektive auch um den europäischen Kontext erweitern: In Pypers Text führt das zu einer universalistischen Interpretation des Holocaust, in der dieser zum Bezugspunkt für ethische Normen wird, der für Deutsche wie für Italiener und Türken die gleiche Bedeutung hat. Auch die Protagonisten in Dückers' Roman bewegen sich in einem europäischen Kontext und sind sowohl nach Westen als auch nach Osten hin orientiert: Freias Bruder Paul lebt mit seinem Lebensgefährten in Paris – und ist zwar glücklich, doch spürt er „den Sog der Vergangenheit einfach immer“ und will etwas dagegen tun. Freia selbst reist wiederholt nach Polen, wo sie den Spuren der Familiengeschichte auf den Grund gehen will. Ihr polnischer Onkel Kasimierz begeht, genau wie ihre Mutter Selbstmord und zeugt damit von der nationenübergreifenden Belastung der Kindergeneration.

6. Schlussbetrachtung und Ausblick

I.

In der deutschsprachigen Literatur nach 1945, so hat die vorliegende Untersuchung gezeigt, werden die politischen, moralischen und gesellschaftlichen Brüche, die durch Nationalsozialismus und Holocaust entstanden sind, im Paradigma des Generationenverhältnisses auf signifikante Weise literarisch verdichtet. Für die Nachkommen der Täter ist das Generationenverhältnis zu einem dominanten Referenzrahmen der literarischen Aufarbeitung der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert geworden.

Die Ambivalenz zwischen Nachfolge und Loslösung, zwischen Kontinuität und Bruch, die diesem Generationenverhältnis eingeschrieben ist, bleibt bis ins 21. Jahrhundert virulent. In der literarischen Auseinandersetzung äußert sich das sowohl in der individuell erlebten und artikulierten Zerrissenheit, die die Autorinnen und Autoren in Bezug auf ihre biographische und familiäre Verwobenheit thematisieren, als auch in Fragen der Generationenkonstellation auf gesellschaftlicher Ebene. Während dabei der Grundkonflikt inhaltlich bis in die Gegenwart weitgehend gleichgeblieben ist, haben sich die literarischen Strategien des Umgangs mit der Ambivalenzproblematik und die ästhetischen Ausdrucksformen in Abhängigkeit zu den jeweiligen erinnerungspolitischen und historischen Kontexten stark verändert. So finden sich neben den Versuchen, die Ambivalenz zwischen Kontinuität und Bruch zugunsten eines dieser beiden Pole aufzulösen, zunehmend auch Erzählstrategien und -positionen, die sich der Unentrinnbarkeit dieses Spannungsverhältnisses stellen. Sie bearbeiten die Ambivalenz gerade als produktiven Widerspruch, ohne diesen aufzulösen.

Bisher wurden diese auch ästhetisch produktiven Ausdrucksformen in ihren Differenzen und kontextuellen Besonderheiten in der Forschung nicht hinreichend genau erfasst. Die vorliegende Arbeit will einen Beitrag dazu leisten, diese Lücke zu schließen, indem sie die Differenzlinien sowohl für die Genres der Väterliteratur in Ost- und Westdeutschland und des Familienromans als auch für literarische Ausdrucksformen im Kontext der zeitgenössischen Konstruktion der ‚zweiten‘ und ‚dritten Generation‘ herausarbeitet.

II.

Gerade die in der Forschung zur Väterliteratur häufig unterstellte Homogenität der Texte dieses Genres kann, wie deutlich geworden ist, nur für deren thematische Grundkonstellation gelten. Die Analyse der vier Romane und Erzählungen aus dem Kreis der Väterliteratur hat veranschaulicht, dass die Texte aus den 1970er und 1980er Jahren mit ihrer (angestrebten) Abgrenzung zur Elterngeneration zwar alle grundsätzlich einem Anklagediskurs verpflichtet sind, dieser aber im Ergebnis sehr unterschiedliche Ausprägungen findet. Die Romane und Erzählungen sind entgegen der häufig unterstellten Homogenität vielmehr Beispiele für ganz individuelle Strategien, der historisch bedingten Ambivalenz ästhetischen Ausdruck zu verleihen. Die jeweiligen inhaltlichen Positionen spiegeln sich deshalb folgerichtig in sehr unterschiedlichen Erzählkonstruktionen, die hinsichtlich ihres narrativen Umgangs mit der Spannung zwischen Kontinuität und Bruch differieren.

Entscheidend für die Erzählkonstruktionen ist die Nähe bzw. Distanz zur jeweiligen Vaterfigur und die daraus folgende Perspektive, aus der der Vater gesehen wird: In Gauchs *Vaterspuren* ist die Loyalität des Erzählers zum Vater so stark, dass er keinerlei Distanz zum idealisierten Vaterbild seiner Kindheit erlangen kann. Eine kritische Position dem Vater gegenüber kann überhaupt nur eingenommen werden, indem sie aus der Erzählerfigur heraus auf andere Erzählperspektiven verlagert wird. Der Erzähler selbst verharrt in seinem Hin- und Hergerissensein zwischen Abgrenzung und dem Wunsch nach Symbiose mit dem Vater. Ganz anders agiert der Erzähler dagegen bei Meckel: Indem er seine eigene Macht im Konstruktionsprozess des Vaterbildes reflektiert, macht sich der Erzähler in Meckels *Suchbild* durch seine souveräne Erzählhaltung gleichsam zum Subjekt des Ambivalenzkonfliktes und bleibt diesem gerade durch seine Literarisierung nicht länger ausgeliefert. Noch einen Schritt weiter geht Rehmann: Denn anders als bei Meckel und Gauch wird die Zwiespältigkeit gegenüber dem Vater in *Der Mann auf der Kanzel* weder als existenzielles Problem noch als psychologischer Konflikt der Erzählerin inszeniert, sondern ganz auf die Ebene der Figurenkonstellation verlagert: Hier ist der ‚Bruch‘ mit dem Vater (resp. Großvater) auf die nächste Generation, die ‚Enkelgeneration‘, verschoben. Ähnlich wie bei Gauch werden die verschiedenen Perspektiven auf den Vater über eine Mehrstimmigkeit in der Figurenkonstellation abgebildet. Rehmann geht aber

deutlich und an einem formal entscheidenden Punkt über Gauch hinaus: Indem sie die Gegenstimmen ausführlich vorstellt und integriert, findet sie eine literarische Form, die über die Ambivalenz der persönlichen Vaterliebe und dem tatenbezogenen ‚Vaterschrecken‘ hinausweist. In Rehmanns Roman wird zudem die geschlechter-spezifische Dimension generationeller Abfolgen besonders augenscheinlich, weil gerade in ihr die Ursache für die größere Distanziertheit liegt: Der generationelle Bruch vollzieht sich bei Rehmann auch entlang der Geschlechtertrennlinien, und diese Trennung erlaubt der Erzählerin einen größeren formalen Gestaltungsspielraum im Umgang mit der Ambivalenz, die weder Meckel oder Gauch – noch dem Gros des Genres insgesamt – zur Verfügung steht. Ihre Identifikation mit dem Vater ist sehr viel schwächer, da für sie in der christlich-patriarchalen Traditionslinie ihres Elternhauses ohnehin keine zentrale Rolle vorgesehen ist.

Dass diese Konstellation aber keineswegs zwangsläufig für alle weiblichen Autorinnen eine größere Distanziertheit ermöglicht, lässt sich an Schwaigers *Lange Abwesenheit* beobachten: Hier erfährt das Vater-Tochter-Verhältnis eine ebenso geschlechtsspezifische, aber im Vergleich zur großen Distanzierung bei Rehmann, gegenteilige Dynamik. Der Ambivalenzkonflikt wird durch die im Text angedeutete Missbrauchsthematik zwischen Vater und Tochter eindringlich radikalisiert. Aus der Perspektive der Generationenkonstellation ist die Überlagerung der individuellen Missbrauchserfahrung mit dem historischen Generationenkonflikt höchst bedeutsam: Der Bruch mit der Vätergeneration ist bei Schwaiger ganz in die individuelle Psyche verlegt und wird als Akt der brutalen Gewalt gekennzeichnet. Die Tochter zerbricht an den durch die transgenerationellen Übertragungsprozesse bedingten Vereinnahmungen, was formal durch eine extrem fragile und unklare Sprecherposition umgesetzt ist. Die erzählerisch-formale Fragilität bei gleichzeitiger eindeutiger Abwehr auf inhaltlicher Ebene kann dahingehend interpretiert werden, dass der Bruch mit dem Vater, der den Roman als dominantes Deutungsmuster durchzieht, nicht widerspruchsfrei vollzogen werden kann; denn im Leiden an der gewaltvollen Erinnerung wird eine unhintergehbare Verbundenheit mit dem Vater aufrechterhalten.

Ausgehend von der Annahme, dass der skizzierte Ambivalenzkonflikt in Folge von Nationalsozialismus und Holocaust auf individuell-biographischer Ebene ein ost-/westübergreifendes Phänomen ist, könnte man die Frage stellen, ob es überhaupt sinnvoll ist, west- und ostdeutsche Romane und Erzählungen zu diesem Thema ge-

trennt zu analysieren. Trotz der in vielerlei Hinsicht problematischen Implikationen, die mit der Abspaltung einer „DDR-Literatur“ einhergehen (vgl. Kapitel 3.1), zeigt die vorliegende Untersuchung, wie produktiv eine solche vergleichende Gegenüberstellung im Rahmen meiner Fragestellung ist. Vergleicht man die vier analysierten ostdeutschen Texte von Christa Wolf, Klaus Schlesinger und Monika Maron mit den Beispielen der westdeutschen Väterliteratur, so wird deutlich, dass sich die andere gesellschaftspolitische Ausgangslage – die Tabuisierung der Täterschaft in der DDR – in den Texten der DDR-Literatur auf spezifische Weise in den Erzählkonstruktionen niederschlägt. Die Romane von Wolf und Schlesinger zeigen, dass das Generationenverhältnis und die Frage der Schuld der Elterngeneration durchaus auch in der DDR virulent sind, sich aber hier in grundsätzlich anderen Mustern der literarischen Auseinandersetzung niederschlägt. Denn während die Verantwortung der Elterngeneration in der westdeutschen Väterliteratur an keiner Stelle grundsätzlich in Frage steht, wird eine mögliche Schuld der Eltern in den Texten aus der DDR entweder in das Kinder-Ich hineingenommen (Wolf) oder als Verdacht aufgeworfen, aber wieder zurückgenommen (Schlesinger).

In Wolfs Roman *Kindheitsmuster* ist die Ambivalenz gegenüber der Elterngeneration nach 1945 anders als in den westdeutschen Erzählungen und Romanen nicht offen als Generationenkonflikt inszeniert, sondern wird ganz in die Figur der Erzählerin selbst verlagert. Das Muster der Anklage findet sich zwar – wie in Westdeutschland – sehr wohl auch hier, wird aber umgekehrt und auf die Erzählerin selbst gerichtet: Der Roman gleicht einem nach innen gerichteten Tribunal. Statt einer Anklage der Eltern betreibt die Erzählerin eine schonungslose moralische Selbsterfleischung, die aus dem spezifischen Generationendiskurs der DDR resultiert. In diesem hatte der positive Bezug auf die ‚Väter‘ – mit denen die Gründungsgeneration der DDR gemeint war – eine wichtige Funktion für die ideologische Legitimierung des Staates. Im für das Selbstverständnis der DDR so zentralen Antifaschismuskurs hatte die Vorbildwirkung der politischen ‚Vätergeneration‘ eine nicht zu unterschätzende moralische Kraft und war z.B. für die Generation Christa Wolfs eng mit der Bindung an das Projekt des Sozialismus verwoben.

Indem in Wolfs *Kindheitsmuster* die Frage nach dem Verhalten der Eltern in die Frage nach den eigenen Prägungen und Bewusstseinsstrukturen umgeleitet wird und es nicht zu einer Auseinandersetzung zwischen den Generationen kommt, erlaubt der

Roman, die verhängnisvollen Verfehlungen des einzelnen ‚Normalbürgers‘ während des Dritten Reiches zu benennen und zu analysieren, ohne dabei die für das antifaschistische Weltbild so wichtige historische Kontinuität in Frage stellen zu müssen.

In Schlesingers *Michael* dagegen ist der Gegensatz zwischen Anklage und Entschuldigungswunsch in der Erzählkonstruktion selbst abgebildet: Die zunächst vorgenommene Schuldzuweisung an den Vater wird am Ende des Romans als Irrtum dargestellt, wenn sich herausstellt, dass der Vater gar nicht der auf dem Foto abgebildete Täter war. Diese überraschende Handlungsführung und seine Entsprechung in der Publikationsgeschichte des Romans sind durch den im kollektiven Gedächtnis der DDR vorherrschenden Generationendiskurs bedingt: Hier tun sich die Nachkommen mit einer positiven Bezugnahme auf die Eltern zwar schwer – doch eine Anklage des Vaters wird in Schlesingers Text nur abgeschwächt vorgenommen bzw. wieder zurückgenommen. Die Romanhandlung beugt sich letztlich dem kollektiven Deutungsmuster der Geschichte im Rahmen des DDR-Antifaschismus.

Die von Gaus betonte Differenz zwischen Geburtsjahrgang und Generationenerfahrung in Ost- und Westdeutschland (vgl. Kap. 3.1) wird am Beispiel der beiden untersuchten Romane von Monika Maron noch deutlicher. Die 1941 geborene Monika Maron bewegt sich im Hinblick auf das Generationenverhältnis in einem gänzlich anderen Diskursfeld als zum Beispiel Uwe Timm (geb. 1940) oder Sigfrid Gauch (geb. 1945), die beide der gleichen Generationenkohorte wie Maron zuzurechnen sind. Steht in westdeutschen Texten von der Väterliteratur bis zu den neueren Familienromanen die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit im Zentrum, wird der Generationendiskurs in der DDR, wie schon bei Wolf und Schlesinger gezeigt, von anderen, ideologischen Konstellationen dominiert. In Monika Marons Romanen steht nicht mehr die Schuld in Folge des Nationalsozialismus, sondern das für die DDR spezifische Generationenverhältnis im Mittelpunkt. Doch die Analyse ihrer Texte macht deutlich, dass die Positionierung im Spannungsfeld zwischen Bruch und Kontinuität auch von der individuellen Position innerhalb des gesellschaftlichen Systems der DDR abhängt: Während eine Anklage der Väter in den Texten von Wolf und Schlesinger noch mit starken Tabus behaftet ist, löst Maron die Ambivalenz gegenüber der Elterngeneration in ihrem Roman *Stille Zeile sechs* zugunsten einer aggressiven Abgrenzung, die sich im imaginierten Vätermord radikalisiert, auf. Diese extremste Form des Bruchs wird in *Pawels Briefe* in der

Aussparung der Vätergeneration konsequent fortgeführt. Die Sehnsucht nach Kontinuität bleibt bestehen, richtet sich aber gänzlich auf den Großvater. Über den Bezug auf den Großvater Pawel wird die familiäre Kontinuität fiktional hergestellt und gleichzeitig ein direkter genealogischer Bezug zu den Opfern des Holocaust hergestellt – eine Geste, die im westdeutschen Diskursfeld wegen der stärker internalisierten Täternachfolge nicht vorgefunden werden konnte. Ähnlich wie in Meckels *Suchbild* wird das Schreiben bei Maron damit auch zu einer Ermächtigungsgeste, bei der die Generationen um die Interpretationshoheit über ihre familiäre Vergangenheit ringen.

Vergleicht man *Pawels Briefe* mit den Texten der westdeutschen Väterliteratur, so lässt sich festhalten, dass die psychologische Konstellation trotz des dominanten Generationenkonflikts weit über das Muster der antagonistischen Anklage hinausgeht. Katharina Gerstenberger vergleicht Marons Erinnerungstext mit einem anderen Roman, Zafer Şenocaks *Gefährliche Verwandtschaft*,⁴⁰³ und betont, dass das Besondere in beiden Texten darin liege, dass sie mit ihren Geschichten eine männliche literarische Tradition durchbrechen:

[C]onnections between generations they create and the mixed genealogies they design exceed the parameters of the perpetrator-victim scheme. With their stories across generations, cultures, and gender divisions, Şenocak and Maron break the spell of the fathers and their hold on the past and replace the male literary tradition of patricide and the solidified narrative patterns it spawned.⁴⁰⁴

Wie in Kapitel 3.5 gezeigt, entzündet sich der Konflikt mit der Mutter in erster Linie an politischen Differenzen, denen aber „the psychological damage so fundamental to father-literature“⁴⁰⁵ fehlt: “[T]he mother’s forgetting is not interpreted as an act of denial or aggression against the daughter.”⁴⁰⁶

Die von Gerstenberger in Bezug auf *Pawels Briefe* aufgestellte These wendet Aleida Assmann auch auf die neueren Familienromane an. Sie konstatiert eine grundlegende Differenz zwischen diesen und den Texten der Väterliteratur der 1970er und 1980er Jahre. Während die älteren Texte deutlich im Zeichen des „Bruchs“ und der Abrechnung mit dem Vater stünden, gehe es in den neueren Texten stärker um „Kontinuität“, um „die Integration des eigenen Ich in einen Familienzu-

403 Zafer Şenocak: *Gefährliche Verwandtschaft*. München 1998.

404 Katharina Gerstenberger: *Difficult Stories*, S. 238.

405 Ebd., S. 247.

406 Ebd., S. 245.

sammenhang⁴⁰⁷. Anders als die Texte der ‚Väterliteratur‘ seien die Familienromane geprägt von einer Haltung des ‚Verstehenwollen[s]‘⁴⁰⁸.

Meine Analysen haben gezeigt, dass eine solche homogenisierende Zuschreibung von Positionen für beide Genres zu kurz greift. Vielmehr nehmen die Texte der Väterliteratur sehr heterogene Perspektiven ein und lösen die grundlegende Ambivalenz nicht auf. Trotz des häufig anklingenden ‚Abrechnungsgestus‘, der auf den ersten Blick einen klaren Bruch mit den Vätern suggeriert, wird dieser oftmals durch fragile Subjektpositionen und brüchige Erzählperspektiven inhaltlich und formal unterlaufen. Es ist gerade das in diesen Texten so dominante ‚Verstehenwollen‘, das die moralische Positionierung für die Nachkommen eben nicht eindeutig macht.

Doch auch in den nach der Wende erschienenen Familienromanen ist keine verallgemeinerbare Tendenz zu einem versöhnlichen ‚Verstehenwollen‘ im Zeichen der familiären Kontinuität auszumachen. Timms reflektierter Umgang mit Erinnerungsprozessen und Geschichtsschreibung in *Am Beispiel meines Bruders* ermöglicht ihm im Gegensatz etwa zu Rehmann oder Gauch zwar eine sehr viel distanziertere Haltung zu der innerhalb der Familie tradierten Interpretation der Vergangenheit. Doch gerade bei Timm schwindet die Ambivalenz gegenüber dem Vater weitgehend zugunsten eines deutlichen Bruchs mit dem Vater.

Für Stephan Wackwitz‘ *Ein unsichtbares Land* gilt die Annahme, die neueren Familienromane zielten auf Kontinuität und „die Integration des eigenen Ich in einen Familienzusammenhang, der andere Familienmitglieder und Generationen mit einschließt“⁴⁰⁹, am ehesten. Er bricht mit seiner eigenen Biographie und nutzt die inzwischen ebenfalls schon zum Topos gewordene Geste der Selbstkritik der ‚68er‘, um linke Ideologien zu entlarven und historische wie familiäre Kontinuitäten über mehrere Generationen herzustellen. Anders als etwa Rehmann oder Meckel ringt Wackwitz nicht mehr mit einer zu ergründenden ‚Wahrheit‘ in Bezug auf die Vergangenheit oder mit einem moralischen Urteil, wie auch Timm dies tut. Wackwitz nimmt eine ‚postmoderne‘ Perspektive ein, indem er die Rekonstruktion der Vergangenheit vielmehr zu einem Spiel mit Theorien und geistesgeschichtlichen Positionen macht. Die Frage nach Bruch und Kontinuität stellt sich so nicht mehr als existentielle und

407 Aleida Assmann: *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur*, S. 26.

408 Ebd., S. 27.

409 Ebd., S. 26.

die Ambivalenz gegenüber den Vätern erzeugt keinen Leidensdruck mehr. In Leupolds Roman *Nach den Kriegen* dagegen wird die Ambivalenz der Erzählinstanz ähnlich wie in den meisten Texten der Väterliteratur nicht zugunsten einer bestimmten Position – Kontinuität oder Bruch – aufgelöst. Vielmehr spiegelt sich diese in den verschiedenen Erzählstrategien und -stilen innerhalb des Romans.

Inhaltlich kann also kein verallgemeinerbarer Gegensatz zwischen Väterliteratur und Familienromanen konstatiert werden. Ebenso wenig ist bei den neueren Texten eine übergreifende Tendenz zur Harmonisierung auszumachen. Dennoch unterscheiden sich die beiden Genres deutlich in den ihnen zur Verfügung stehenden Strategien im Hinblick auf die Gestaltung des Generationenverhältnisses.

So spielt in den neueren Romanen die ‚68er‘-Bewegung sowohl als mögliches als auch fehlendes Identifikationsangebot eine auffällige Rolle. Bei Timm ist die stabile und bis auf wenige Ausnahmen klare Subjektposition des Erzählers das Resultat der generationellen Selbstverortung innerhalb der ‚68er-Generation‘, durch die der Konflikt mit dem Vater von der individuellen, privaten Ebene ins Kollektive transformiert wird. Doch während sich Uwe Timm über die Identifikation mit der Studentenbewegung von der Vätergeneration abgrenzt, distanziert sich Wackwitz von seiner Vergangenheit als ‚68er‘, um darüber die Kontinuitäten in der patriarchalen Linie seiner Familie herauszustellen. In Leupolds *Nach den Kriegen* dagegen erweist sich das Identifikationsangebot mit den ‚68ern‘ als ein männlich geprägtes: Der Erzählerin steht die Studentenbewegung weder als positives noch als negatives Identifikationsangebot zur Verfügung.

Neben dem affirmativen bzw. abgrenzenden Bezug auf die Studentenbewegung ist den drei Texten auch der Rückgriff auf konstruktivistisch geprägte Vorstellungen von Geschichtsschreibung und Erinnerung gemeinsam. Diese ermöglichen zwar insgesamt eine weniger emotional geprägte Auseinandersetzung mit der Thematik, doch zeigt das Beispiel von Leupolds Roman, dass dies nicht zwangsläufig in eine souveränere Erzählhaltung mündet. Ähnlich wie Timm und Wackwitz greift Leupold zwar auf verschiedene Quellen und Materialien zurück, doch scheint bei ihr das Wissen um den Konstruktionscharakter von Geschichtsschreibung nicht in eine spannungsreiche Gegenüberstellung der verschiedenen Perspektiven zu münden. Am Ende steht bei ihr die Flucht in eine alles relativierende Imagination, die als Heilmittel fungiert und die die Ambivalenz zugunsten einer Symbiosesehnsucht zu verdrängen versucht.

Eine deutlich und konsequent vollzogene distanzierte Haltung zum erzählten Stoff ist erst bei den Enkelinnen und Enkeln zu finden. Der Umgang der ‚dritten Generation‘ mit der Geschichte zeichnet sich in Dückers‘ *Himmelskörper* durch ihre vor allem emotionale Distanz zum Geschehenen aus, die ihr ermöglicht, sich aus verschiedenen Quellen ein differenziertes Bild von der Vergangenheit zu machen. Der Grundkonflikt, die ‚Tätergeneration‘ anklagen zu wollen und sich doch gleichzeitig in Liebe und Loyalität mit ihr verbunden zu fühlen, ist in Dückers‘ Roman gänzlich verschwunden. Anders als in den untersuchten Beispielen der Väterliteratur ist die Schuldzuweisung am Ende eindeutig. Doch dies bleibt weitgehend ohne Konsequenzen für die Erzählerin. Die Frage nach Schuld und Verantwortung ist nicht deshalb das Movers der Handlung, weil sie mit einem inneren Konflikt der Erzählerin korreliert, sondern weil sie wie in einem Kriminalroman dem Spannungsaufbau dient. Hatte der Stoff und die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit als familiäre Vergangenheit in der Väterliteratur und den meisten neueren Familienromanen noch eine für die Erzählerinnen und Erzähler existentielle Bedeutung und war eng mit deren Identitätskonstruktionen verwoben, trägt die – auch erinnerungspolitisch ‚korrekte‘ – Nutzung des Stoffes bei Dückers trivialisierende Züge.

III.

Neben der engen Verwobenheit der Literatur mit den jeweiligen historischen und erinnerungskulturellen Kontexten, so lässt sich aus den Ergebnissen schlussfolgern, spielt auch die biographische Position der Autorinnen und Autoren im Generationenverhältnis nach 1945 eine entscheidende Rolle für den Umgang mit der Ambivalenz zwischen Kontinuität und Bruch. Während Autorinnen und Autoren der ‚zweiten Generation‘ den Konflikt mit der ‚Tätergeneration‘ als existentielle und emotional besetzte Auseinandersetzung umsetzen, sind es die Enkelinnen und Enkel, die beim Blick auf die Großelterngeneration eher nach Kontinuität und Versöhnung streben. Daran scheint auch der zeitliche Abstand zum Nationalsozialismus nichts zu ändern, wie die Analyse der Romane von Timm und Leupold gezeigt hat. Auch Wackwitz‘ *Ein unsichtbares Land* widerspricht dieser Beobachtung nicht, da der Erzähler hier hauptsächlich in der Rolle des Enkels schreibt und der Großvater im Zentrum der Handlung steht. Die Texte sprechen für die These des Historikers Jörn Rüsen, der eine „Exterritorialisierung des Nationalsozialismus“ als typisch für die so genannte

‚zweite Generation‘ sieht: „Das eigene Selbst“, so Rösen, „musste von der Last des Geschehens befreit werden, und das ging nur dadurch, dass es als nicht zugehörig verstanden wurde.“ Im Zusammenhang mit der ‚dritten Generation‘ hat Jörn Rösen „eine[] neue[] [...] Phase der bundesrepublikanischen Geschichtskultur“ prophezeit, die er dadurch gekennzeichnet sieht,

dass es seit einigen Jahren möglich wird, sich zu den Tätern in ein historisches Verhältnis zu setzen, das mit der Identitätsvokabel „Wir“ bezeichnet wird. Für die zweite Generation waren die Täter die anderen, und das Eigene konstituierte sich durch Distanz von und Entgegensetzung zu ihnen. Jetzt wird diese Distanz und Entgegensetzung in eine historische Vermittlung aufgehoben, in der die Verbrechen des Nationalsozialismus zum Identitätsbestandteil werden.⁴¹⁰

Wie sehr die Integration der Verbrechen des Nationalsozialismus in den Identitätswurf der Enkelgeneration aber von Machtkämpfen begleitet wird, in denen das Generationenparadigma eine zentrale Rolle spielt, hat die Analyse des Textes von Pyper verdeutlicht: Indem die jungen Autorinnen und Autoren den Begriff der ‚Enkelgeneration‘ so stark machen und damit implizit auf die Vorstellung eines ‚Ursprungs‘ verweisen, wird einerseits gezeigt, wie sehr sie sich in ihrem Selbstverständnis tatsächlich auf den Holocaust beziehen. Bei Pyper aber ist das Generationenparadigma andererseits selbst zum diskursiven Versatzstück geworden, das für die eigenen Deutungsansprüche funktionalisiert wird.

Das Generationenparadigma, so hat die vorliegende Untersuchung gezeigt, spielt als Deutungsmuster von Geschichte eine zentrale Rolle im öffentlichen Diskurs. Seine Funktion auch im literarischen Diskurs ist daher nicht zu unterschätzen: Dies gilt sowohl für die synchrone Ebene des Generationenbegriffs (z.B. wenn sich der Erzähler in Timms *Am Beispiel meines Bruders* als Teil der ‚68er‘-Generation entwirft und dies die emotionale und moralische Distanz zum Vater gewährleistet) als auch auf diachroner Ebene (wenn z.B. die Erzählinstanz in Leupolds *Nach den Kriegen* sich einen herkunftslosen Ursprung wünscht, um so den Bruch mit der Vergangenheit auch biographisch zu realisieren). In den analysierten literarischen Texten spielt auch der als generationsgebunden entworfene Erfahrungsbegriff eine wichtige Rolle: Nicht selten werden damit hegemoniale Deutungsansprüche verknüpft, über die die eigene Deutung der Geschichte als ‚einzig wahre‘ legitimiert werden soll. Gleichzei-

410 Jörn Rösen: *Der Sinn der Moralkeule. Drei Generationen: Die Deutschen und die nationalsozialistische Vergangenheit*. In: *Frankfurter Rundschau*, 18.10.2001, S. 21.

tig ist z.B. Timms *Am Beispiel meines Bruders* ein Beispiel dafür, wie literarische Texte selbst als Identifikationsobjekt für ein „generation building“ fungieren können. Bei Timm wie bei Pyper wird der Rückgriff auf das Generationskonstrukt als wirksames „Instrument für den Kampf um historische Deutungsmacht“⁴¹¹ eingesetzt.

IV.

Da in den untersuchten Texten der Enkel und Enkelinnen die Suche nach den Gestaltungsmöglichkeiten der Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust im Hinblick auf den europäischen Kontext erweitert wird, ist damit zudem eine Frage aufgeworfen, die auch für die Literaturwissenschaft in Zukunft von Bedeutung ist: Bei einer sich ausdifferenzierenden Gesellschaft werden die kommenden Generationen von einer wachsenden Diversität im Hinblick auf ihre erinnerungskulturelle Verortung gekennzeichnet sein. Gleichzeitig beeinflussen die jüngeren, „postmodernen“ literarischen Deutungsmuster wiederum den öffentlichen Diskurs um den Generationenkonflikt. Daraus ergeben sich eine Reihe offener Fragen, denen sich die literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung weiterhin stellen muss: Welche Deutungsmuster entwickeln junge Autorinnen und Autoren (Urenkel und Urenkelinnen) in der literarischen Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust zukünftig angesichts der Abwesenheit des persönlichen Kontakts mit der ‚Tätergeneration‘ der Urgroßeltern? Wie verändern sich die Erzählperspektiven und literarischen Ausdrucksformen innerhalb des Familien- und Generationenparadigmas vor dem Hintergrund vermehrter Migrationsprozesse in Deutschland als einer Einwanderungsgesellschaft, wenn die Vorfahren junger Autorinnen und Autoren ganz andere Familien- und Kollektivgeschichten als die des Nationalsozialismus an ihre Kinder und Enkel(innen) tradieren?⁴¹² Welche Bedeutung hat die weitere Historisierung der gesellschaftspolitischen Einschnitte des 20. Jahrhunderts, wie das Ende der DDR und die rückblickende Bewertung der Studentenbewegung? Welchen Einfluss haben die Entgrenzung und Pluralisierung von Familienformen und aktuelle geschlechtertheoretische Debatten auf das Genre der Generationen- und Familienromane?

411 Aleida Assmann: *Geschichte im Gedächtnis*, S. 56.

412 Vgl. dazu aus soziologischer Perspektive: Viola B. Georgi: *Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland*. Hamburg 2003.

Es wird zu beobachten sein, wie sich die dominante Rolle des Familien- und Generationenparadigmas in der literarischen Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust weiterentwickelt und welche weiteren paradigmatischen Wechsel sie erlebt.

Erste Thesen zur Frage „Was kommt („in Zeiten, die durch einen signifikanten Generations- und Gedächtniswandel geprägt sind“⁴¹³) nach dem Familienroman?“ hat Kirstin Frieden entwickelt.⁴¹⁴ Sie konstatiert „neben popkulturellen Einflüssen auf die Erzählästhetik wie auch auf die Themenvielfalt“ in der Literatur „das offensive Abstreiten eines an traditionelle Muster anknüpfenden Erzählverfahrens durch Referenz- und Wahrheitsverzicht.“⁴¹⁵ Die von ihr untersuchten Texte changierten „zwischen alten Diskurselementen und neuen Gegenwartsdiskursen“ und „setzen [...] einen andauernden Prozess des *Work in Progress* literarisch um.“⁴¹⁶ Neuere Texte seien geprägt von einer „thematischen und methodischen Hinwendung zum Pop, der Inszenierung anstelle der Erinnerung, der Generation anstelle der Familie und deren Tradition und Tradierungen.“⁴¹⁷ Anstelle eines „verbindliche[n] *Master Narrative* mit einem normativen Ursprung im Holocaust“, floriere „die Vielheit von Geschichten“. „Geschichte“, konstatiert sie, „wird weiter erzählt, wenn auch das narratologische Prinzip ein anderes ist, eher hypertextueller, denn linearer Struktur und eher auf Inszenierung statt auf Authentizität basierend.“⁴¹⁸

Auch Julian Reidy beschreibt einen neuen Typus des Generationenromans. In seinem Versuch einer Typologisierung, den er auch angesichts der begrifflichen Unschärfe in der Forschung unternimmt, unterscheidet er zwischen ‚rekonstruktiven‘ und ‚postheroischen‘ Generationenromanen.⁴¹⁹ Während die rekonstruktive Vergangenheitsbearbeitung ‚retrospektive Sinnstiftung‘⁴²⁰ und die ‚Möglichkeit, ‚Identität‘ durch die literarische Beantwortung der ‚Frage nach der Genese des Ichs‘ zu ‚erzäh-

413 Kirstin Frieden: *Neuverhandlungen des Holocaust. Mediale Transformationen des Gedächtnisparadigmas*. Bielefeld 2014, S. 318.

414 Ebd., S. 66ff.

415 Ebd., S. 319.

416 Ebd.

417 Ebd., S. 321.

418 Ebd.

419 Julian Reidy: *Rekonstruktion und Entheroisierung. Paradigmen des „Generationenromans“ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld 2013.

420 Ebd., S. 11. Reidy zitiert hier Eigler: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, S.10.

len“,⁴²¹ erlaube, dominiere in postheroischen Paradigma „kein ‚diachrones‘ Interesse an Familiengeschichte(n)“⁴²² und die Erzählinstanzen gerierten sich nicht als „Subjekte der Geschichte“ und zielen nicht „auf der Basis einer ausgreifenden ‚self-identification‘ mit der besagten (Familien-)Geschichte auf ‚transcendence‘ ab, auf eine befreiende Überwindung der durch Télescopage ‚vererbten‘ Traumata“.⁴²³

Es ist sicher wenig sinnvoll, diese Kategorisierungen in Reinform in der Gegenwartsliteratur wiederfinden zu wollen. Aber sie liefern produktive Beschreibungskategorien. So spielt z.B. der 2014 erschienene Roman *Flut und Boden* von Per Leo⁴²⁴ explizit mit Diskurselementen und nimmt ironische Distanz zum leidvoll sich selbst suchenden Enkel ein, der seine eigene Familiengeschichte mit dem Ziel der Identitätskonstitution rekonstruieren will. Mit den wiederholten Zitaten von Liedtexten der Rockmusik und der z.T. bewusst eingestreuten Alltagssprache nimmt auch er Elemente der Popkultur auf.

Eine ganz andere Form hat dagegen Katja Petrowskaja in ihrer mit dem Bachmann-Preis ausgezeichneten Erzählung *Vielleicht Esther*⁴²⁵ gewählt. Beim Versuch, ihre Familiengeschichte zu rekonstruieren, deren Zweige in die Ukraine, nach Russland und nach Polen reichen, verzichtet die Erzählerin darauf, die verschiedenen Geschichten am Ende zu einem stimmigen Gesamtbild zusammenzuführen, sondern lässt sie nebeneinander stehen. Die Erzählerin geht weit über metafiktionale Reflexionen, wie sie in den von mir untersuchten Texten noch zu finden sind, hinaus. In *Vielleicht Esther* geht es nicht mehr darum, Gewissheit über die Vergangenheit zu erlangen oder vermeintliche Authentizität zu erzeugen. Die Erzählung ist vielmehr ein Beispiel für eine Perspektive jenseits einer national beschränkten Erinnerung an die deutsche Geschichte.

Es ist davon auszugehen, dass im Zuge der weiteren gesellschaftlichen Pluralisierung auch die Diversität der Erinnerungskulturen noch weiter wächst. In welchen literarischen Formen sich diese Entwicklung niederschlägt, bleibt ein facettenreiches

421 Julian Reidy: *Rekonstruktion und Entheroisierung*, S. 11. Reidy zitiert hier Toni Tholen: *Heillose Subjektivität. Zur Dialektik von Selbstkonstitution und Auslöschungen in Familienerzählungen der Gegenwart*. In: *Familie und Identität in der deutschen Literatur*. Hg. v. Thomas Martinec und Claudia Nitschke. Frank./M. et al. 2009, S. 35-54, hier S. 37.

422 Julian Reidy: *Rekonstruktion und Entheroisierung*, S. 20.

423 Ebd., S. 19ff.

424 Per Leo: *Flut und Boden. Roman einer Familie*. Stuttgart 2014.

425 Katja Petrowskaja: *Vielleicht Esther*. Berlin 2014.

Forschungsfeld, zu dessen produktiver Weiterentwicklung sich die vorliegende Arbeit als Diskussionsbeitrag versteht.

7. Literaturverzeichnis

7.1 Behandelte Texte der Väterliteratur und Familienromane

- Dückers, Tanja: *Himmelskörper*. Berlin 2003.
 Gauch, Sigfrid: *Vaterspuren. Erzählung*. Frankf./M. 1996.
 Leupold, Dagmar: *Nach den Kriegen. Roman eines Lebens*. München 2004.
 Maron, Monika: *Flugasche*. Frankf./M. 1981.
 – *Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte*. Frankf./M. 1999.
 Meckel, Christoph: *Suchbild. Über meinen Vater*. Düsseldorf 1980.
 Rehmann, Ruth: *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater*. München/Wien 1979.
 Schwaiger, Brigitte: *Lange Abwesenheit*. Wien/Hamburg 1980.
 Schlesinger, Klaus: *Michael*. Frankfurt/M. 1982 [zuerst Rostock 1971].
 Timm, Uwe: *Am Beispiel meines Bruders*. Köln 2003.
 Wackwitz, Stephan: *Ein unsichtbares Land. Familienroman*. Frankf./M. 2003.
 Wolf, Christa: *Kindheitsmuster*. In: Dies.: *Werke*. Bd. 5. Hg., komm. u. mit einem Nachw. vers. v. Sonja Hilzinger. München 2000.

7.2 Weitere Primärliteratur

- Arendt, Hannah: *Hannah Arendt – Heinrich Blücher. Briefe 1936-1968*. Hg. u. mit einer Einf. v. Lotte Köhler. München 1996, S. 543f.
 Beyer, Marcel: *Spione*. Köln 2000.
 Brasch, Thomas: *Vor den Vätern sterben die Söhne*. Berlin 1977.
 Bronnen, Barbara: *Die Tochter*. München 1980.
 Cynybult, Gunnar: *Das halbe Haus*. Köln 2014.
 de Bruyn, Günter: *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin*. Frankf./M. 1992.
 Dücker, Tanja: *Spuren suchen. „Fehlt“ die NS-Zeit in den Romanen der „Enkelgeneration“*. Essay. In: *EDIT* 29, 2002, o. S.
 Frank, Niklas: *Der Vater. Eine Abrechnung*. München 1987.
 Geiger, Arno: *Es geht uns gut*. München 2005.
 Grass, Günter: *Im Krebsgang*. Göttingen 2002.
 Hahn, Ulla: *Unscharfe Bilder*. München 2003.
 Henisch, Peter: *Die kleine Figur meines Vaters*. Frankf./M. 1975.
 Hermlin, Stephan: *Wo sind wir zu Hause? Gespräch mit Klaus Wagenbach*. In: Ders.: *Äußerungen 1944-1982*. Berlin/Weimar 1986, S. 396-408.
 Heym, Stefan: *Collin*. München 1979.
 Illies, Florian: *Generation Golf. Eine Inspektion*. Frankf./M. 2001.
 Jirgl, Reinhard: *Die Unvollendeten*. München 2003.
 Johnson, Uwe: *Versuch, eine Mentalität zu erklären*. In: Ders.: *Berliner Sachen. Aufsätze*. Frankf./M. 1975, S. 52-63.
 Kersten, Paul: *Der alltägliche Tod meines Vaters*. Köln 1978.
 Leo, Per: *Flut und Boden. Roman einer Familie*. Stuttgart 2014.
 Maron, Monika: *Ich war ein antifaschistisches Kind*. In: Dies.: *Nach Maßgabe meiner Begriffungskraft*. Frankf./M. 1993, S. 9-28 [Zuerst in: *DIE ZEIT*, 1.12.1989].

- *Rollenwechsel. Über einen Text und seine Kritiker.* In: *Neue Rundschau* 111 (2000), H. 2, S. 135-150.
 - *Die Überläuferin.* Roman. Frankf./M. 1986.
 - *Vom Nutzen und Nachteil dunkler Brillen: Wer es sich zu einfach macht beim Rückblick auf seine Geschichte, beraubt sich seiner Biografie.* In: *Süddeutsche Zeitung*, 13.09.2002.
- Medicus, Thomas: *In den Augen meines Großvaters.* München 2004.
- Ortheil, Hanns-Josef: *Abschied von den Kriegsteilnehmern.* München 1992.
- Ostermaier, Albert: *Vatersprache.* Frankf./M. 2003.
- Petrowskaja, Katja: *Vielleicht Esther.* Berlin 2014.
- Plessen, Elisabeth: *Mitteilung an den Adel.* Berlin u.a. 1976.
- Pollack, Martin: *Der Tote im Bunker.* Wien 2004.
- Reimann, Brigitte: *Ich bedaure nichts. Tagebücher 1955-1963.* Hg. v. Angela Drescher. Berlin 1997.
- Ruge, Eugen: *In Zeiten des abnehmenden Lichts.* Reinbek 2011.
- Schlesinger, Klaus: *Michael. Entwurf zu einer Erzählung.* In: *ndf* 13 (1965), H. 5, S. 156-181.
- *Ein Gespräch mit Klaus Schlesinger und Bettina Wagner-Schlesinger. 8.6.1978. Von Dick van Stekelenburg.* In: *DDR-Schriftsteller sprechen in der Zeit. Eine Dokumentation.* Hg. v. Gerd Labrousse und Ian Wallace. Amsterdam 1991 [= *German Monitor* 27], S. 39-49, hier S. 44.
- Schriftstellerverband der Deutschen Demokratischen Republik: *VII. Schriftstellerkongreß der Deutschen Demokratischen Republik. 14.-16. Nov. 1973 in Berlin. Protokoll (Arbeitsgruppen).* Berlin u. Weimar 1974.
- Schutting, Jutta: *Der Vater.* Salzburg 1980.
- Şenocak, Zafer: *Gefährliche Verwandtschaft.* München 1998.
- Seuren, Günter: *Abschied von einem Mörder.* Reinbek bei Hamburg 1980.
- Simon, Annette: *Unsere bösen Kinder.* In: *Berliner Zeitung.* Nr. 189. 15. August 2000.
- Tellkamp, Uwe: *Der Turm.* Frankf./M. 2008.
- Timm, Uwe: *"Ich wollte das in aller Härte". Ein Interview mit dem Schriftsteller Uwe Timm über sein Buch „Am Beispiel meines Bruders“ und die Aufarbeitung deutscher Vergangenheit am Beispiel seiner eigenen und überaus normalen Familie.* Von Gerrit Bartels. In: *taz*, 13.09.03, S. 17-18.
- Treichel, Ulrich: *Der Verlorene.* Frankf./M. 1998.
- Vergil: *Aeneis.* Lateinisch-Deutsch. Hrsg. v. Johannes Götte in Zusammenarbeit mit Maria Götte. 5. Aufl. 1980.
- Vesper, Bernward: *Die Reise. Romanessay.* Ausgabe letzter Hand. Besorgt von Jörg Schröder u. Klaus Behnken. Frankf./M. 1977.
- Walser, Martin: *Der Schwarze Schwan.* In: Ders.: *Werke in zwölf Bänden.* Hg. v. Helmuth Kiesel unter Mitw. v. Frank Barsch. Neunter Band: *Stücke.* Frankf./M. 1997, S. 257-325.
- Wolf, Christa: *Ein Tag im Jahr. 1960-2000.* München 2003.
- *Erfahrungsmuster. Diskussion zu „Kindheitsmuster“.* In: Dies.: *Werke.* Bd. 8: *Essays/Gespräche/Reden/Briefe 1975-1986.* Hg., kommentiert u. mit einem Nachw. versehen v. Sonja Hilzinger. München 2000, S. 31-72.
 - *Auf mir bestehen. Gespräch mit Günter Gaus.* In: Christa Wolf: *Werke,* Bd. 12: *Essays/Gespräche/Reden/Briefe 1987-2000.* Hg., kommentiert und mit einem Nachw. vers. v. Sonja Hilzinger. München 1999, S. 442-470.

- *Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk [Juni 1987/Oktober 1988].* In: Christa Wolf: *Werke*, Bd. 12: *Essays/Gespräche/Reden/Briefe 1987-2000*. Hg., kommentiert und mit einem Nachw. vers. v. Sonja Hilzinger. München 1999, S. 53-102.
- *Schreiben im Zeitbezug. Gespräch mit Aafke Steenhuis.* In: Dies.: *Werke*, Bd. 12: *Essays/Gespräche/Reden/Briefe 1987-2000*. Hg., kommentiert und mit einem Nachw. vers. v. Sonja Hilzinger. München 1999, S. 196-226.

7.3 Sekundärliteratur

- Ahbe, Thomas: *Der DDR-Antifaschismus. Diskurse und Generationen – Kontexte und Identitäten. Ein Rückblick über 60 Jahre.* Leipzig 2007.
- Ahbe, Thomas/Gries, Rainer: *Die Generationen der DDR und Ostdeutschlands.* In: *Berliner Debatte Initial* 17 (2006), H. 4, S. 90-109.
- Albrecht, Andrea: *Thick descriptions. Zur literarischen Reflexion historiographischen Erinnerns „am Beispiel Uwe Timms“.* In: *Erinnern – Vergessen – Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms.* Hg. v. Friedhelm Marx unter Mitarb. v. Stephanie Catani u. Julia Schöll. Göttingen 2007, S. 69-89.
- Anz, Thomas (Hg.): *„Es geht nicht um Christa Wolf“. Der Literaturstreit im vereinigten Deutschland.* Frankf./M. 1995.
- Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft.* München 1986 [zuerst 1951].
- *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen.* München 1964.
- Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses.* Verlag C. H. Beck. München 1999.
- *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung.* München 2007.
 - *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik.* München 2006.
 - *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur.* Wien 2006.
 - *Grenzen des Verstehens. Generationsidentitäten in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur.* In: *Familiendynamik* 30 (2005) H. 4, S. 370-389.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen.* München 1992.
- Baberowski, Jörg: *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault.* München 2005.
- Bachmann-Medick, Doris: *Texte zwischen den Kulturen: ein Ausflug in „postkoloniale Landkarten“.* In: *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle.* Hg. v. Hartmut Böhme u. Klaus R. Scherpe. Reinbek b. Hamburg 1996, S. 60-77.
- Barner, Wilfried (Hg.): *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart.* München 1994.
- *Vorwort.* In: *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart.* Hg. von dems. München 1994, S. XV-XXIV.
- Barthes, Roland: *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie.* Frankf./M. 1985.
- Beckermann, Ruth: *Jenseits des Krieges. Ehemalige Wehrmachtssoldaten erinnern sich.* Mit einem Vorwort von Robert Menasse. Mit Bildern von Peter Roehsler. Wien 1998.

- Benjamin, Walter: *Das Passagen-Werk*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg v. R. Tiedemann u. H. Schweppenhäuser. Bd. V. Frankf./M. 1982.
- *Abhandlungen*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg v. R. Tiedemann u. H. Schweppenhäuser. Bd. 1. Frankf./M. 1974.
- Benne, Christian: *Was ist Autofiktion? Paul Nizons ‚erinnerte Gegenwart‘*. In: *Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bd. 2: *Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung*. Hg. v. Christoph Parry u. Edgar Platen. München 2007, S. 293-303.
- Benz, Wolfgang: *Was ist Antisemitismus?* Bonn 2004.
- Binczek, Natalie: Eintrag „Gespenster“. In: *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*. Hg. v. Nicolas Pethes u. Jens Ruchatz. S. 233-235.
- Blasberg, Cornelia: *Hitlers ‚willige Vollstrecker‘ und ihre unwilligen Biographen. Vaterbücher der 1970er Jahre*. In: *Im Bann der Zeichen. Die Angst vor Verantwortung in Literatur und Literaturwissenschaft*. Hg. v. Markus Heilmann und Thomas Wägenbaur. Würzburg 1998, S. 15-33.
- Bluhm, Lothar: *Herkunft, Identität, Realität. Erinnerungsarbeit in der zeitgenössischen deutschen Literatur*. In: *Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bd. 1: *Grenzen der Identität und der Fiktionalität*. Hg. v. Ulrich Breuer und Beatrice Sandberg. München 2006, S. 69-80.
- Bohnenkamp, Björn/Manning, Till/Silies, Eva-Maria: *Argument, Mythos, Auftrag und Konstrukt. Generationelle Erzählungen in interdisziplinärer Perspektive*. In: *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster*. Hg. v. dens. Göttingen 2009, S. 9-25.
- Bonner, Withold: *„Der Vogel mit dem bunteren Gefieder“*. *Redevielfalt als Maskerade in der Prosa Brigitte Reimanns*. Tampere 2001.
- Borowicz, Dominika: *Vater-Spuren-Suche. Auseinandersetzung mit der Vätergeneration in deutschsprachigen autobiographischen Texten von 1975 bis 2006*. Göttingen 2013.
- Brandstädter, Mathias: *Ästhetik der Aussparung. Modelle der „Väterliteratur“: Ror Wolf, Hermann Peter Piwitt, Thomas Lehr*. In: *Kultur & Gespenster 2007*, H. 3, S. 74-83.
- *Folgeschäden. Kontext, narrative Strukturen und Verlaufsformen der Väterliteratur 1960 bis 2008. Bestimmung eines Genres*. Würzburg 2010.
- Briegleb, Klaus/Weigel, Sigrid (Hg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 12: *Gegenwartsliteratur seit 1968*. München 1992.
- Bridge, Helen: *Women's Writing and Historiography in the GDR*. Oxford/New York 2002.
- Bude, Heinz: *Der einzelne und seine Generation. Kriegskindheit und Jugendrevolte bei der 68er Generation*. In: *Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*. Hg. v. Elisabeth Domansky u. Harald Welzer. Tübingen 1999, S. 26-34.
- *Die Achtundsechziger-Generation im Familienroman der Bundesrepublik*. In: *Vertuschte Vergangenheit. Der Fall Schwerte und die NS-Vergangenheit der deutschen Hochschulen*. Hg. v. Helmut König u.a.. München 1997, S. 287-300.
- *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948*. Frankf./M. 1995.
- *Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus*. Frankf./M. 1992.
- Dahlke, Birgit: *„Frau komm!“ Vergewaltigungen 1945 – zur Geschichte eines Diskurses*. In: *LiteraturGesellschaft DDR. Kanonkämpfe und ihre Geschichte(n)*. Stuttgart/Weimar 2000, S. 275-311.

- Danyel, Jürgen: *Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR*. In: *Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten*. Hg. v. Jürgen Danyel. Berlin 1995, S. 31-46.
- Deicke, Günter: *Auftritt einer neuen Generation*. In: *ndf* 20 (1972), H. 2, S. 18-22.
- Deiritz, Karl/Krauss, Hannes (Hg.): *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge“*. *Analysen und Materialien*. Hamburg/Zürich 1991.
- Delhey, Yvonne: *Schwarze Orchideen und andere blaue Blumen. Reformsozialismus und Literatur in der DDR*. Würzburg 2004.
- Dimitroff, Georgi: *Die Offensive des Faschismus und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale im Kampf für die Einheit der Arbeiterklasse gegen den Faschismus. Bericht auf dem VII. Weltkongress der Kommunistischen Internationale. (2. August 1935)*. In: Ders.: *Ausgewählte Schriften. 1933-1945*. Verlag Rote Fahne. Köln 1976, S. 95-164.
- Diner, Dan: *Antifaschistische Weltanschauung. Ein Nachruf*. In: Ders.: *Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis*. Berlin 1995, S. 77-94.
- *Einleitung*. In: *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*. Hg. v. dems. Frankf./M. 1988, S. 7-13.
- Durzak, Manfred: *Es gibt kein Danach. Der Roman ‚Rot‘ als dritter Teil einer Romantrilogie über die 68er-Bewegung*. In: *Der schöne Überfluß. Texte zu Leben und Werk von Uwe Timm*. Hg. v. Helge Malchow. Köln 2005, S. 66-78.
- Eckstaedt, Anita: *Nationalsozialismus in der „Zweiten Generation“*. *Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen*. Frankf./M. 1989.
- Eichenberg, Ariane: *Familie – Ich – Narration. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane*. Göttingen 2009.
- Eigler, Friederike: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*. Berlin 2005.
- Elias, Norbert: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. v. Michael Schröter. Frankf./M. 1989, S. 599f. [= Norbert Elias: *Gesammelte Schriften*. Hg. im Auftr. der Norbert Elias Stichting Amsterdam. Bd. 11].
- Emmerich, Wolfgang: *Generationen – Archive – Diskurse. Wege zum Verständnis der deutschen Gegenwartsliteratur*. In: *Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*. Hg. v. Fabrizio Cambi. Würzburg 2008, S. 15-29.
- *Das Generationsparadigma in der DDR-Literaturgeschichte. Die Jahrgänge 1933-1935*. In: *Die DDR im Spiegel ihrer Literatur. Beiträge zu einer historischen Betrachtung der DDR-Literatur*. Hg. v. Franz Huberth. Berlin 2005, S. 61-80.
- *Selektive Erinnerung. Selbstbegründungsmythen der literarischen Intelligenz in Ost und West nach 1945*. In: *Orientierung, Gesellschaft, Erinnerung*. Hg. v. Heiner Hastedt, Helmut Lethen u. Dieter Thomä. Rostock 1997, S. 95-114.
- *Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausgabe*. Berlin 1996.
- *Für eine andere Wahrnehmung der DDR-Literatur. Neue Kontexte, neue Paradigmen, ein neuer Kanon*. In: Ders.: *Die andere deutsche Literatur. Aufsätze zur Literatur aus der DDR*. Opladen 1994.
- Epstein, Catherine: *The Production of „Official memory“ in East Germany: Old Communists and the Dilemmas of Memoir-Writing*. In: *Central European History* 32 (1999), H. 2, S. 181-201.

- *The Last Revolutionaries: The Old Communists of East Germany, 1945-1989*. Harvard 1998.
- Erbe, Günter: *Schriftsteller in der DDR. Eine soziologische Untersuchung der Herkunft, der Karrierewege und der Selbsteinschätzung der literarischen Intelligenz im Generationenvergleich*. In: *Deutschland Archiv* 20 (1987), H. 11, S. 1162-1179.
- Faimberg, Haydée: *Die Ineinanderrückung (Telescoping) der Generationen. Zur Genealogie gewisser Identifizierungen*. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 20 (1987), S. 114-142.
- Figge, Susan G.: *Fathers, Daughters, and the Nazi Past: Father Literature and Its (Resisting) Readers*. In: *Gender, patriarchy, and fascism in the Third Reich. The response of women writers*. Hg. v. Elaine Martin. Detroit, Michigan 1993, S. 274-302.
- Firsching, Annette: *Kontinuität und Wandel im Werk von Christa Wolf*. Würzburg 1996.
- Fischer, Torben/ Lorenz, Matthias N. (Hg.): *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945*. Bielefeld 2007.
- Flacke, Monika/Schmiegelt, Ulrike: *Aus dem Dunkel zu den Sternen: Ein Staat im Geiste des Antifaschismus*. In: *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Bd. 1. Mainz 2004, S. 174-189.
- Frei, Norbert: *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen*. Erw. Taschenbuchausgabe. München 2009.
- *Deutsche Lernprozesse. NS-Vergangenheit und Generationenfolge seit 1945*. In: *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts*. Hg. v. Heidemarie Uhl. Innsbruck 2003, S. 87-102.
- Freud, Sigmund: *Der Familienroman der Neurotiker (1909)*. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. VII: *Werke aus den Jahren 1906–1909*. Frankf./M. 1999, S. 227-231.
- Frieden, Kirstin: *Neuverhandlungen des Holocaust. Mediale Transformationen des Gedächtnisparadigmas*. Bielefeld 2014.
- Frühwald, Wolfgang: *„Vaterland – Muttersprache...“ Zur literarischen Tradition moderner Väterliteratur*. In: *Communicatio fidei*. Festschrift für Eugen Biser um 65. Geburtstag. Hg. v. Horst Bürkle u. Gerold Becker. Regensburg 1983, S. 343-355.
- Galli, Matteo/Costagli, Simone: *Chronotopoi. Vom Familienroman zum Generationenroman*. In: *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*. Hg. v. Simone Costagli u. Matteo Galli. München 2010, S. 7-20.
- Ganeva, Mila: *From West-German 'Väterliteratur' to Post-Wall 'Enkelliteratur': The End of the Generation Conflict in Marcel Beyer's 'Spione' and Tanja Dücker's 'Himmelskörper'*. In: *Seminar* 43 (2007), H. 2, S. 149-162.
- Gansel, Carsten: *Gedächtnis und Literatur in den ‚geschlossenen Gesellschaften‘ des Real-Sozialismus – Vorbemerkungen*. In: *Gedächtnis und Literatur in den ‚geschlossenen Gesellschaften‘ des Real-Sozialismus zwischen 1945 und 1989*. Göttingen 2007, S. 7-12.
- Gättens, Marie-Luise: *Women writers and fascism. Reconstructing history*. Gainesville 1995.
- Garbe, Joachim: *Deutsche Geschichte in deutschen Geschichten der neunziger Jahre*. Würzburg 2002.
- Gehrke, Ralph: *Literarische Spurensuche. Elternbilder im Schatten der NS-Vergangenheit*. Opladen 1992.
- Georgi, Viola B.: *Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland*. Hamburg 2003.

- Gerstenberger, Katharina: *Difficult Stories: Generation, Genealogy, Gender in Zafer Şenocak's ‚Gefährliche Verwandtschaft‘ and Monika Maron's ‚Pawels Briefe‘*. In: *Recasting German Identity. Culture, Politics, and Literature in the Berlin Republic*. Hg. v. Stuart Taberner und Frank Finlay. Rochester 2002, S. 235-249.
- Gilcher-Holtey, Ingrid: „1968“ – *Eine versäumte Kontroverse?* In: *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*. Hg. v. Martin Sabrow, Ralph Jessen und Klaus Große Kracht. München 2003, S. 58-73.
- Gilson, Elke: „Nur wenige kurze Augenblicke, die sicher sind.“ *Zur konstruktivistisch inspirierten Darstellung des Erinnerns und Vergessens in Monika Marons Familiengeschichte Pawels Briefe*. In: *Colloquia Germanica* 33 (2000), H. 3, S. 275-288.
- Goldhagen, Daniel Jonah: *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Aus dem Amerikanischen übers. v. Klaus Kochmann. Berlin 1996.
- Greiner, Bernhard: *DDR-Literatur als Problem der Literaturwissenschaft*. In: *Jahrbuch zur Literatur in der DDR* 3 (1983), S. 233-254.
- Groehler, Olaf: *Erblasten. Der Umgang mit dem Holocaust in der DDR*. In: *Holocaust. Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Bedeutung der Geschichte*. Hg. v. Hanno Loewy. Reinbek b. Hamburg 1992, S. 110-127.
- Grumbach, Detlef: „Ich verkaufe Licht.“ *Die Revolte, der subjektive Faktor und die subversive Kraft des Erzählens in den Romanen Uwe Timms*. In: *Der schöne Überfluß. Texte zu Leben und Werk von Uwe Timm*. Hg. v. Helge Malchow. Köln 2005, S. 171-180.
- Grünberg, Kurt: *Vom Banalisieren des Traumas in Deutschland*. In: *Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern*. Hg. v. Kurt Grünberg u. Jürgen Straub. Tübingen 2001, S. 181-221.
- Grunenberg, Antonia: *Antifaschismus – Ein deutscher Mythos*. Reinbek 1993.
- Gülcher, Nina: *‚Der einzige Ahne, von dem ich abzustammen bereit war‘. Genealogie und Gedächtnis in Monika Marons ‚Pawels Briefe‘*. In: *Zagreber Germanistische Beiträge* 18 (2009), S. 131-142.
- Habermas, Jürgen: *Über den öffentlichen Gebrauch der Historie*. In: Ders.: *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*. Frankf./M. 1998, S. 47-61.
- *Vom öffentlichen Gebrauch der Historie. Das offizielle Selbstverständnis der Bundesrepublik bricht auf*. In: „Historikerstreit“. *Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung*. München 1987, S. 243-255; hier S. 247 [Zuerst ersch. in: *DIE ZEIT*, 7. November 1986].
- Hage, Volker: *Die Enkel kommen*. In: *Der Spiegel* 41/1999, S. 244-254.
- Hahn, Hans-Joachim: *Von den Nachgeborenen. Zur aktuellen Rede von der ‚dritten Generation‘ und deren Konstruktion im literarischen Diskurs um das Gedenken an Auschwitz*. In: *Das Unbehagen in der ‚dritten Generation‘. Reflexionen des Holocaust, Antisemitismus und Nationalsozialismus*. Hg. v. Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus. Münster 2004, S. 1-16.
- Halbwachs, Maurice: *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967.
- Heer, Hannes: *Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei*. Berlin 2004.
- Hell, Julia: *Post-Fascist Fantasies. Psychoanalysis, History, and the Literature of East Germany*. Durham and London 1997.
- Hemler, Stefan: *Der Protest einer generationellen Sozialbewegung. Überlegungen zu Erklärungsansätzen für ‚1968‘*. In: *Die Reformzeit des Erfolgsmodells BRD. Die Nachgeborenen erforschen die Jahre, die ihre Eltern und Lehrer geprägt haben*. Loccumer Protokoll Nr. 19/03. Hg. v. Jörg Calließ. Rehbürg-Loccum 2004, S. 235-262.

- Herf, Jeffrey: „Hegelianische Momente“. *Gewinner und Verlierer in der ostdeutschen Erinnerung an Krieg, Diktatur und Holocaust*. In: *Erinnerungskulturen*. Hg. v. Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer u. Wolfgang Schwentker. Frankf./M. 2003, S. 198-209.
- Herminghouse, Patricia: *Vergangenheit als Problem der Gegenwart: Zur Darstellung des Faschismus in der neueren DDR-Literatur*. In: *Literatur in den siebziger Jahren*. Hg. v. Peter Uwe Hohendahl u. Patricia Herminghouse, Frankf./M. 1983, S.259-294.
- Herrmann, Meike: *Vorwort*. In: „*Uns hat keiner gefragt*“. *Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*. Hg. v. Jens Fabian Pyper. Berlin/Wien 2002, S. 7-11.
- Heukenkamp, Ursula: *Eine Geschichte oder viele Geschichten der deutschen Literatur seit 1945? Gründe und Gegengründe*. In: *Zeitschrift für Germanistik*. Neue Folge 1 (1995), H. 1, S. 22-37.
- Heydemann, Günther: *Die antifaschistische Erinnerung in der DDR*. In: *Woran erinnern? Der Kommunismus in der deutschen Erinnerungskultur*. Hg. v. Peter März u. Hans-Joachim Veen. Köln/Weimar/Wien 2006, S.71-89.
- Hodenberg, Christina von: *Politische Generationen und massenmediale Öffentlichkeit. Die „45er“ in der Bundesrepublik*. In: *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hg. v. Ulrike Jureit u. Michael Wildt. Hamburg 2005, S. 266-294.
- Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart 2000.
- Hörnigk, Therese: *Das Thema Krieg und Faschismus in der Geschichte der DDR-Literatur*. In: *WB 24* (1978), H. 5, S. 73-105.
- Huysen, Andreas: *Twilight Memories: Marking Time in a Culture of Amnesia*. New York 1995.
- Janssen-Zimmermann, Antje: *Für Unentschiedenheit. Monika Marons Roman „Stille Zeile sechs“ und der Streit um das Erbe*. In: *ndl 40* (1992), H.7, S. 165-171.
- Jaspers, Karl: *Die Schuldfrage. Von der politischen Haftung Deutschlands*. München 1965.
- Jureit, Ulrike: *Generationenforschung*. Göttingen 2006.
- *Generationen als Erinnerungsgemeinschaften. Das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ als Generationsobjekt*. In: *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hg. v. Ulrike Jureit und Michael Wildt. Hamburg 2005, S. 244-265.
- Kecht, Maria-Regina: *Resisting Silence: Brigitte Schwaiger and Elisabeth Reichart. Attempt to Confront the Past*. In: *Gender, patriarchy, and fascism in the Third Reich. The Response of Women Writers*. Detroit, Michigan 1993, S. 244-273.
- Kenkel, Konrad: *Der lange Weg nach innen. Väter-Romane der 70er und 80er Jahre: Christoph Meckels „Suchbild. Über meinen Vater“ (1980), Elisabeth Plessen „Mitteilung an den Adel“ (1976) und Peter Härtling „Nachgetragene Liebe“ (1980)*. In: *Der deutsche Roman nach 1945*. Hg. von Manfred Brauneck. Bamberg 1993, S. 167-187.
- Kestenber, Judith S.: *Neue Gedanken zur Transposition. Klinische, therapeutische und entwicklungsbedingte Betrachtungen*. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse 24* (1989), S. 163-189.
- Kohlstruck, Michael: *Zwischen Erinnerung und Geschichte. Der Nationalsozialismus und die jungen Deutschen*. Berlin 1997.
- Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankf./M. 1979.

- Krause, Tilman: *Der kleine vorstellbare Ausschnitt aus der Geschichte. Ein klassisches Jahrhundert-Buch: Monika Marons vielverschlungene Familiengeschichte ‚Pawels Briefe‘*. In: „Doch das Paradies ist verriegelt...“. *Zum Werk von Monika Maron*. Hg. v. Elke Gilson. Frankf./M. 2006, S. 207-210, hier S. 210 [zuerst in: *Die Welt*, 27.02.1999].
- Krockow, Christian Graf von: *Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890-1990*. Reinbek 1990.
- Kuhn, Anna K.: *Berlin as Locus of Terror: ‚Gegenwartsbewältigung‘ in Berlin since the ‚Wende‘*. In: *Berlin in Focus. Cultural Transformations in Germany*. Hg. v. Barbara Becker-Cantarino. Westport 1996, S. 159-185.
- Kurz, Paul Konrad: *Zwischen Widerstand und Wohlstand. Zur Literatur der frühen 80er Jahre*. Frankf./M 1986.
- Lahann, Birgit: *Heillose Traurigkeit. Porträt: Brigitte Schwaiger*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 31.10./01.11.2008.
- Lauer, Gerhard: *Einführung*. In: *Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationsforschung*. Hg. v. dems. Göttingen 2010, S. 7-21.
- Leineweber, Bernd/Schneider, Christian/Stillke, Cordelia (Hg.): *Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der Kritischen Theorie*. Münster 2000.
- Lenckos, Frauke E.: *Monika Maron: ‚Stille Zeile Sechs‘*. In: *New German Review* 8 (1992), S. 106-116.
- Leo, Annette/Reif-Spirek, Peter (Hg.): *Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus*. Berlin 1999.
- (Hg.): *Vielstimmiges Schweigen. Neue Studien zum DDR-Antifaschismus*. Berlin 2001.
- Leonhard, Sigurd: *Rosalind Polkowskis Sehnsucht nach der großen Tat: Monika Marons Romans ‚Stille Zeile Sechs‘* [sic]. In: *German Studies Review* 27 (2004), H. 2, S. 289-305.
- Lethen, Helmut: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankf./M. 1994.
- Levy, Daniel/Sznaider, Natan: *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*. Aktualisierte Neuauflage. Frankf./M. 2007 [zuerst 2001].
- Liebmann, Irina: *Wäre es schön? Es wäre schön! Mein Vater Rudolf Herrstadt*. Berlin 2008.
- Links, Roland: *Gebrauchsanweisung für einen Erstling. Zum Roman „Michael“ von Klaus Schlesinger*. In: *Sinn und Form* 24 (1972), H. 3, S. 627-631.
- Long, J.J.: *Monika Maron's ‚Pawels Briefe‘: Photography, Narrative, and the Claims of Postmemory*. In: *German Memory Contests. The Quest for Identity in Literature, Film, and Discourse since 1990*. Hg. v. Anne Fuchs, Mary Cosgrove, and Georg Grote. Rochester 2006, S. 147-165.
- März, Ursula: *Gespenservertreibung. In einer anrührenden autobiographischen Erzählung nimmt Uwe Timm Abschied von seinem Bruder*. In: *DIE ZEIT*, Nr. 39. 18.09.2003, S. 49.
- Marchart, Oliver: *Umkämpfte Gegenwart. Der „Zivilisationsbruch Auschwitz“ zwischen Singularität, Partikularität, Universalität und der Globalisierung der Erinnerung*. In: *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts*. Hg. v. Heidemarie Uhl. Innsbruck 2003, S. 35-65.
- Mauelshagen, Claudia: *Der Schatten des Vaters. Deutschsprachige Väterliteratur der siebziger und achtziger Jahre*. Frankf./M. 1995.
- Micus-Loos, Christiane: *Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert. Zum Portrait einer Generation*. In: *BIOS*, Jg. 19 (2006), H. 2, S. 205-232.

- Mitscherlich-Nielsen, Margarete: *Gratwanderung zwischen Anspruch und Verstrickung*. In: *Christa Wolf. Ein Arbeitsbuch. Studien – Dokumente – Bibliographie*. Hg. v. Angela Drescher, S. 114-139.
- Münkler, Herfried: *Antifaschismus und antifaschistischer Widerstand als politischer Gründungsmythos der DDR*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 45/1998, S. 16-29.
- Neuber, Wolfgang: *Fremderfahrungen. Von den kleinen Herrscherfiguren der Väter*. In: *Studien zur österreichischen Erzählliteratur der Gegenwart*. Hg. v. Herbert Zeman. Amsterdam 1982, S. 255-271.
- Neuschäfer, Markus: *Das bedingte Selbst. Familie, Identität und Geschichte im zeitgenössischen Generationenroman*. Göttingen 2013.
- Ostheimer, Michael: *Ungebetene Hinterlassenschaften. Zur literarischen Imagination über das familiäre Nachleben des Nationalsozialismus*. Göttingen 2013.
- Parnes, Ohad/Vedder, Ulrike/Willer, Stefan: *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*. Frankf./M. 2008.
- Peitsch, Helmut: *Die Väter-Welle und die Literaturkritik*. In: *Subjektivität – Innerlichkeit – Abkehr vom Politischen? Tendenzen der deutschsprachigen Literatur der 70er Jahre*. Dokumentation der Tagungsbeiträge des British-Deutschen Germanistentreffens in Berlin vom 12.04.-18.04.1982. Hg. v. Keith Bullivant u. Hans-Joachim Althof. Bonn o.J., S. 71-87.
- Pinder, Wilhelm: *Das Problem der Generationen in der Kunstgeschichte Europas*. Berlin 1928.
- Pulver, Elsbeth: „Annäherung an einen Fremden. Vater-Porträts in der neusten Literatur“. In: *Schweizer Monatshefte* 60 (1980), S. 689-701.
- Pyper, Jens Fabian (Hg.): „Uns hat keiner gefragt“. *Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*. Berlin/Wien 2002.
- *Die Bedeutung des Holocaust für unsere Generation*. In: „Uns hat keiner gefragt“. *Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*. Hg. v. dems. Berlin/Wien 2002, S. 13-40.
- Radisch, Iris: *Der Lurch muß sterben. „Stille Zeile sechs“ – Monika Marons Abrechnung mit den Vätern der DDR*. In: *DIE ZEIT*, Nr. 42, 11.10.1991.
- Raulff, Ulrich: *Großvater und Gral. Monumentale Intimität: Die NS-Zeit als Familienroman*. In: *Süddeutsche Zeitung*. 08.03.2004.
- Reemtsma, Jan Philipp: *Zwei Ausstellungen*. In: *Mittelweg* 36. 13. Jg. 3/2004, S. 53-71.
- „Wie hätte ich mich verhalten?“ *Gedanken über eine populäre Frage*. In: Ders.: „Wie hätte ich mich verhalten?“ und andere nicht nur deutsche Fragen. *Reden und Aufsätze*. München 2001, S. 9-29.
- [Eröffnungsrede zur Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ in Hamburg 5.3. bis 14.4.95, gehalten auf Kampnagel, 5.3.1995]. In: *Krieg ist ein Gesellschaftszustand. Reden zur Eröffnung der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“*. Hg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung. Hamburg 1998, S. 8-13.
- Reidy, Julian: ‚Väterliteratur‘ als literaturgeschichtlicher Problemfall. *Das Beispiel Peter Henisch*. In: *Focus on German Studies* 18 (2011), S. 69-94.
- ‚(More) problems with postmemory‘: *Pervertierte Erinnerung in Monika Marons ‚Pawels Briefe‘ (1999)*. In: *German Life and Letters* 65 (2012), H. 4, S. 503-517.
- *Vergessen, was Eltern sind. Relektüre und literaturgeschichtliche Neusituierung der angeblichen Väterliteratur*. Göttingen 2012.
- *Rekonstruktion und Entheroisierung. Paradigmen des ‚Generationenromans‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld 2013.

- Richter, Hans: *Generationen Temperamente Schreibweisen. Gedanken und Vorschläge zum Umgang mit unserer Literatur*. In: *Generationen Temperamente Schreibweisen. DDR-Literatur in neuer Sicht*. Hg. v. Hans Richter. Halle/Leipzig 1986, S. 7-37.
- Rosenberg, Rainer: *Was war DDR-Literatur? Die Diskussion um den Gegenstand in der Literaturwissenschaft der Bundesrepublik Deutschland*. In: *Zeitschrift für Germanistik*. Neue Folge 1 (1995), H. 1, S. 9-21.
- Rüsen, Jörn: *Holocaust, Erinnerung, Identität. Drei Formen generationeller Praktiken des Erinnerns*. In: *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hg. v. Harald Welzer. Hamburg 2001, S. 243-259.
- *Der Sinn der Moralkeule. Drei Generationen: Die Deutschen und die nationalsozialistische Vergangenheit*. In: *Frankfurter Rundschau*, 18.10.2001, S. 21.
- Rutka, Anna: *Erinnern und Geschlecht in zeitgenössischen deutschen Familien- und Generationenromanen*. Lublin 2011.
- Schaumann, Caroline: *Memory matters. Generational responses to Germany's Nazi past in recent women's literature*. Berlin 2008.
- Scheitler, Irmgard: *Deutschsprachige Gegenwartsprosa seit 1970*. Tübingen u.a. 2001.
- Schelsky, Helmut: *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend*. Frankf./M. u.a. 1957 (Neuausgabe 1975).
- Schildt, Axel: *Die Eltern auf der Anklagebank? Zur Thematisierung der NS-Vergangenheit im Generationenkonflikt der bundesrepublikanischen 1960er Jahre*. In: *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*. Hg. v. Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer u. Wolfgang Schwentker. Frankf./M. 2003, S. 317-332.
- Schmid, Harald: „Wir Antifaschisten“. *Zum Spannungsfeld generationeller Erfahrung und politischer Ideologie in der DDR*. In: *Politische Erinnerung. Geschichte und kollektive Identität*. Hg. v. Harald Schmid u. Justyna Krzymianowska. Würzburg 2007, S. 150-167.
- *Vagabundierende Normalisierung. Gedanken zur politischen Historisierung des Nationalsozialismus*. In: *Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit. Der Streit um Daniel J. Goldhagen*. Hg. v. Johannes Heil und Rainer Erb. Frankf./M. 1998, S. 328-343.
- Schmidtke, Michael: *The German New Left and National Socialism*. In: *Coping with the Nazi Past. West German Debates in Nazism and Generational Conflict, 1955-1975*. Hg. v. Philipp Gassert u. Alan E. Steinweis. New York u.a. 2006, S. 176-193.
- Schneider, Christian: *Der Holocaust als Generationsobjekt. Generationengeschichtliche Anmerkungen zu einer deutschen Identitätsproblematik*. In: *Mittelweg* 36, 4/2004, S. 56-73.
- Schneider, Christian /Stillke, Cordelia/Leineweber, Bernd: *Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der Kritischen Theorie*. Münster 2000.
- Schulz, Andreas/Grebner, Gundula: *Generation und Geschichte. Zur Renaissance eines umstrittenen Forschungskonzepts*. In: *Generationswechsel und historischer Wandel*. Hg. v. dens. München 2003, S. 1-23.
- Seeba, Hinrich C.: *Erfundene Vergangenheit: Zur Fiktionalität historischer Identitätsbildung in den Väter-Geschichten der Gegenwart*. In: *The Germanic Review*, Vol. LXVI, 4/1991, S. 176-182.
- Simon, Annette: *Ich und sie. Versuch, mir und anderen meine ostdeutsche Moral zu erklären*. In: *Kursbuch*. Februar 1993, S. 25-34.
- Sontag, Susan: *On Photography*. New York 1979.
- Stefański, Michał: *Die 68er-Generation vor Gericht. Untersuchungen zu den Konfliktkonstruktionen in den Texten der 85er-Generation*. Frankf./M. 2013.

- Thälmann, Rosa: *Rede zur Weihe der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück*. Hg. v. Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR. Ravensbrück, Berlin o.J.
- Tholen, Toni: *Heillose Subjektivität. Zur Dialektik von Selbstkonstitution und Auslöschungen in Familienerzählungen der Gegenwart*. In: *Familie und Identität in der deutschen Literatur*. Hg. v. Thomas Martinec und Claudia Nitschke. Frank./M. et al. 2009, S. 35-54.
- Till, Dietmar: *Kontroversen im Familiengedächtnis. Vergangenheitsdiskurse im Generationenroman (Klaus Modick, Uwe Timm, Tanja Dückers)*. In: *Konkurrenzen, Konflikte, Kontinuitäten. Generationenfragen in der Literatur seit 1990*. Hg. v. Andrea Geier und Jan Süselbeck. Göttingen 2009, S. 33-52, hier S. 50.
- Uhl, Heidemarie: *Vom Opfermythos zur Mitverantwortungsthese. Transformationen des „österreichischen Gedächtnisses“*. In: *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Hg. v. Monika Flacke. Mainz 2004, S. 481-508.
- Venske, Regula: *Kritik der Männlichkeit*. In: *Gegenwartsliteratur seit 1968*. Hg. v. Klaus Briegleb u. Sigrid Weigel. München 1992.
- Vogt, Jochen: *Er fehlt, er fehlte, er hat gefehlt... Ein Rückblick auf die sogenannten Väterbücher*. In: *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust*. Hg. v. Stephan Braese u.a. Frankf./M./New York 1998, S. 385-399.
- Weber, Hermann: *Hotel Lux. Die deutsche kommunistische Emigration in Moskau*. In: *Die Politische Meinung*. Nr. 443, Oktober 2006, S. 55-61.
- Wehdeking, Volker: *Verabschiedung der Ankunftsgeneration: Monika Marons ‚Stille Zeile sechs‘*. In: *„Doch das Paradies ist verriegelt...“*. Zum Werk von Monika Maron. Hg. v. Elke Gilson. Frankf./M. 2006, S. 167-183.
- Weigel, Sigrid: *Familienbande, Phantome und die Vergangenheitspolitik des Generationsdiskurses. Abwehr von und Sehnsucht nach Herkunft*. In: *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hg. v. Ulrike Jureit und Michael Wildt. Hamburg 2005, S. 108-126.
- Weingant, Liselotte: *Rezension zu Brigitte Schwaiger, Lange Abwesenheit*. In: *Modern Austrian Literature* 15.2 (1982), S. 91-92.
- Welzer, Harald: *Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane*. In: *Mittelweg* 36 1/2004, S. 53-64.
- *Im Gedächtniswohnzimmer. Warum sind Bücher über die eigene Familiengeschichte so erfolgreich? Ein ZEIT-Gespräch mit dem Sozialpsychologen Harald Welzer über das private Erinnern*. In: *DIE ZEIT*, Nr. 14, 25.03.2004.
- White, Hayden: *Der historische Text als literarisches Kunstwerk*. In: Ders.: *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses*. Stuttgart 1991, S. 101-122.
- Wierling, Dorothee: *Nationalsozialismus und Krieg in den Lebens-Geschichten der ersten Nachkriegsgeneration der DDR*. In: *Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*. Hg. v. Elisabeth Domansky u. Harald Welzer. Tübingen 1999, S. 35-56.
- *Opposition und Generation in Nachkriegsdeutschland. Achtundsechziger in der DDR und in der Bundesrepublik*. In: *Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der doppelten Nachkriegsgeschichte*. Hg. V. Christoph Kleßmann, Hans Misselwitz u. Günter Wichert. Berlin 1999, S. 238-252.
- Wildt, Michael: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*. Hamburg 2003.

- Wilke, Insa: *Die Kritik auf dem Prüfstand*. In: *Frankfurter Rundschau*. 27.03.2009.
- Wolfrum, Edgar: „1968“ in der gegenwärtigen deutschen Geschichtspolitik. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. B 22-23 (2001), S. 28-36.
- Ziegler, Meinhard/ Kannonier-Finster, Waltraud (Hg.): *Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit*. Wien 1998.

7.4 Internetquellen

- Christiansen, Hanna: *Schlußstrichmentalität. Erinnerungsliteratur zwischen Aufklärungsanspruch und Weißwäscherei*. (Rez. zu Ingeburg Schäfer/Susanne Klockmann: *Mutter mochte Himmler nie. Die Geschichte einer SS-Familie*. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1999.) In: *literaturkritik.de*. Nr. 6, Juni 1999 (1. Jg), http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=218 [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].
- Essig, Rolf-Bernhard: *Ich liebe Weimar. Warum die Stadt der Klassiker sich den Nazis in die Arme warf*. (Rez. von Volker Mauersberger: *Hitler in Weimar. Der Fall einer deutschen Kulturstadt*. Rowohlt Verlag, Berlin 1999). In: *literaturkritik.de*. Nr. 6, Juni 1999 (1. Jg), http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=208 [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].
- Fischer, Joschka/Heidenreich, Elke: Gespräch zwischen Joschka Fischer und Elke Heidenreich in der Sendung „Lesen!“ des ZDF am 06.10.2003. Quelle des Videomitschnitts: <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/inhalt/19/0,4070,2167123-0,00.html> [zuletzt eingesehen am 20.10.2009].
- Gessler, Philipp: *Sekundärer Antisemitismus. Argumentationsmuster im rechtsextremistischen Antisemitismus*. <http://www.bpb.de/themen/6SQ26W.html> [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].
- Schröder, Gerhard: *Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder vom 10. November 1998 vor dem Deutschen Bundestag*. Quelle: http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/schroeder_RE_1998/schroeder_RE_1998.pdf [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].
- Uhl, Heidemarie/e.Forum-Redaktion: *Impulstext: Generation und Gedächtnis*. eForum zeitGeschichte 2/3 2002, http://www.eforum-zeitgeschichte.at/2_2002a4.html [zuletzt eingesehen am 20.08.2017].

8. Anhang

Kurzzusammenfassung

Die Dissertation untersucht literarische Gestaltungsformen des Generationenverhältnisses in deutschen Familiengeschichten nach 1945. Im Hadern mit der unumstößlichen familiären Zugehörigkeit, von der sich die Jüngeren politisch und moralisch aber lossagen möchten, liegt, so die Ausgangsannahme, der Kern des Verhältnisses der Kindergeneration zu ihren Eltern, der so genannten ‚Trägergeneration‘ des Nationalsozialismus. Diese Ambivalenz zwischen Zugehörigkeit und Distanz, zwischen Kontinuität und Bruch steht im Mittelpunkt der Untersuchung.

Die Arbeit zeigt, dass die deutschsprachige Literatur nach 1945 einen besonders produktiven Raum für die Kinder und Enkel der ‚Tätergeneration‘ eröffnet, verschiedene Strategien des Umgangs mit der Spannung zwischen Kontinuität und Bruch im Generationenverhältnis zu erproben und narrativ zu gestalten. Diese Strategien werden anhand exemplarisch ausgewählter deutschsprachiger Romane und Erzählungen seit den 1970er Jahren bis Anfang des 21. Jahrhunderts untersucht. Die Untersuchung nimmt dabei neben der Analyse der Werke auch die jeweiligen historischen Kontexte und die damit korrespondierenden Erinnerungskulturen in den Blick, um mögliche bedeutsame Wechselwirkungen zwischen den literarischen Texten und den soziohistorischen Bedingungen aufzuspüren.

So werden bisher dominante Deutungsrahmen der so genannten ‚Väterliteratur‘ der 1970er und 80er Jahre kritisch hinterfragt und mit Hilfe einer differenzierten Textanalyse die Heterogenität dieser Texte in Bezug auf ihre Position im Diskurs um das Generationenverhältnis in Folge des Nationalsozialismus aufgezeigt. Die in der Forschung zur Väterliteratur häufig unterstellte Homogenität der Texte dieses Genres gilt, so wird deutlich, nur für deren thematische Grundkonstellation. Die Romane und Erzählungen (von Sigfrid Gauch, Christoph Meckel, Ruth Rehmann und Brigitte Schwaiger) sind vielmehr Beispiele für ganz individuelle Strategien, der historisch bedingten Ambivalenz ästhetischen Ausdruck zu verleihen.

Bezugnehmend auf die Wechselwirkung literarischer Textproduktion mit soziopolitischen Kontexten wird in der Arbeit zudem eine vergleichende Betrachtung von ost- und westdeutschen Romanen und Erzählungen vorgenommen und damit der signifikante Zusammenhang literarischer Muster mit gesellschaftspolitischen Konstellationen illustriert und deutlich gemacht, dass der vermeintlich anthropologisch bedingte Generationenkonflikt in der BRD Resultat sehr spezifischer historischer Bedingungen war. Die Analyse der vier ostdeutschen Texte (von Christa Wolf, Klaus Schlesinger und Monika Maron) zeigt, dass sich die andere gesellschaftspolitische Ausgangslage – die Tabuisierung der Täterschaft in der DDR – auf spezifische Weise in den Erzählkonstruktionen niederschlägt.

Schließlich wird auch der Wandel der erinnerungskulturellen Rahmenbedingungen und neuer Lesarten der Geschichtsschreibung nach der Wende in den Blick genommen: Auch in den so genannten „Familienromanen“ Anfang des 21. Jahrhunderts (von Uwe Timm, Stephan Wackwitz und Dagmar Leupold) wie in Texten der Enkelgeneration (Tanja Dücker u.a.) zeigt sich, dass das Generationenverhältnis für die Nachkommen der Täter ein dominanter Referenzrahmen der literarischen Aufarbeitung der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert geblieben ist und die Ambivalenz zwischen Nachfolge und Loslösung, zwischen Kontinuität und Bruch, bis ins 21. Jahrhundert virulent bleibt. Während dabei der Grundkonflikt inhaltlich weitgehend gleich geblieben ist, haben sich die literarischen Strategien des Umgangs mit der Ambivalenzproblematik und die ästhetischen Ausdrucksformen in Abhängigkeit zu den jeweiligen erinnerungspolitischen und historischen Kontexten stark verändert. So finden sich neben den Versuchen, die Ambivalenz zwischen Kontinuität und Bruch zugunsten eines dieser beiden Pole aufzulösen, zunehmend auch Erzählstrategien und -positionen, die sich der Unentrinnbarkeit dieses Spannungsverhältnisses stellen. Sie bearbeiten die Ambivalenz gerade als produktiven Widerspruch, ohne diesen aufzulösen.

Abstract

The dissertation analyses literary configurations of the relationship between the generations in German family histories after 1945. It starts with the presumption that quarreling with the unalterable family affiliation is at the core of the relation of the younger generation to their parents who were responsible for the crimes during the period of National Socialism. The younger generation, who would like to dissociate itself from their parents morally and politically, is captured by ambivalence. This ambivalence between affiliation and distance, between continuity and break, is at the center of this analysis.

My research shows that German literature after 1945 creates an extremely creative space for the children and grandchildren of the perpetrators of National Socialism. They develop different strategies to cope with the tension between continuity and break in the generational relationship and try out various narrative forms. These strategies and narrative forms are analysed using selected German novels and narratives from the 1970s until the beginning of the 21st century. In addition to exploring the literary works, the different historical contexts and the corresponding commemorative cultures are also taken into account in order to find possible coherences between literary texts and sociohistoric conditions.

First, the so far dominant interpretations of the so-called „Väterliteratur“ (fathers' literature) of the 1970s and 80s are questioned. A precise text analysis shows the heterogeneity of these texts when it comes to their position within the discourse about the relationship between the generations. The homogeneity of these novels and stories as it has been insinuated by most research so far is only true for the basic subject-matter. The texts (by Sigfrid Gauch, Christoph Meckel, Ruth Rehmann and Brigitte Schwaiger) are rather examples of diverse individual strategies to translate ambivalence into aesthetic form.

By focusing on the interdependence of literary production and sociopolitical contexts, the analysis includes a comparative exploration of both East and West German novels and narratives and thereby illustrates the significant correlation between literary patterns and sociopolitical constellations. It shows that the conflict of generations in West Germany presumably caused anthropologically, is rather a result of historical circumstances. The examination of four East German texts (by Christa Wolf, Klaus

Schlesinger and Monika Maron) demonstrates that the different sociopolitical background – the tabooization of perpetration – results in specific narrative forms. Finally the changes in commemorative culture and historiography after the fall of the Berlin Wall are explored: It is shown that the generational relationship remains a dominant reference framework in literature for revisiting German history of the 20th century: In the so-called „Familienromane“ (family novels) (by Uwe Timm, Stephan Wackwitz and Dagmar Leupold) as well as in texts written by the third generation (Tanja Dückers and others) at the beginning of the 21st century, the ambivalence between succession and dissociation, between continuity and break, stays virulent. While the basic conflict with regard to contents has largely remained unchanged, literary forms of dealing with ambivalence and the ways how these are expressed aesthetically in dependence on their commemorative and historical contexts have transformed significantly. In addition to approaches that try to resolve the ambivalence between continuity and break in favor of one of the two, more and more narrative strategies that face the inevitable tension can be found. They cope with ambivalence without trying to resolve it.

Aus dem Dissertationsprojekt hervorgegangene Vorveröffentlichungen

Gülcher, Nina: *„Der einzige Ahne, von dem ich abzustammen bereit war“*. *Genealogie und Gedächtnis in Monika Marons „Pawels Briefe“*. In: *Zagreber Germanistische Beiträge* 18 (2009), S. 131-142.